Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

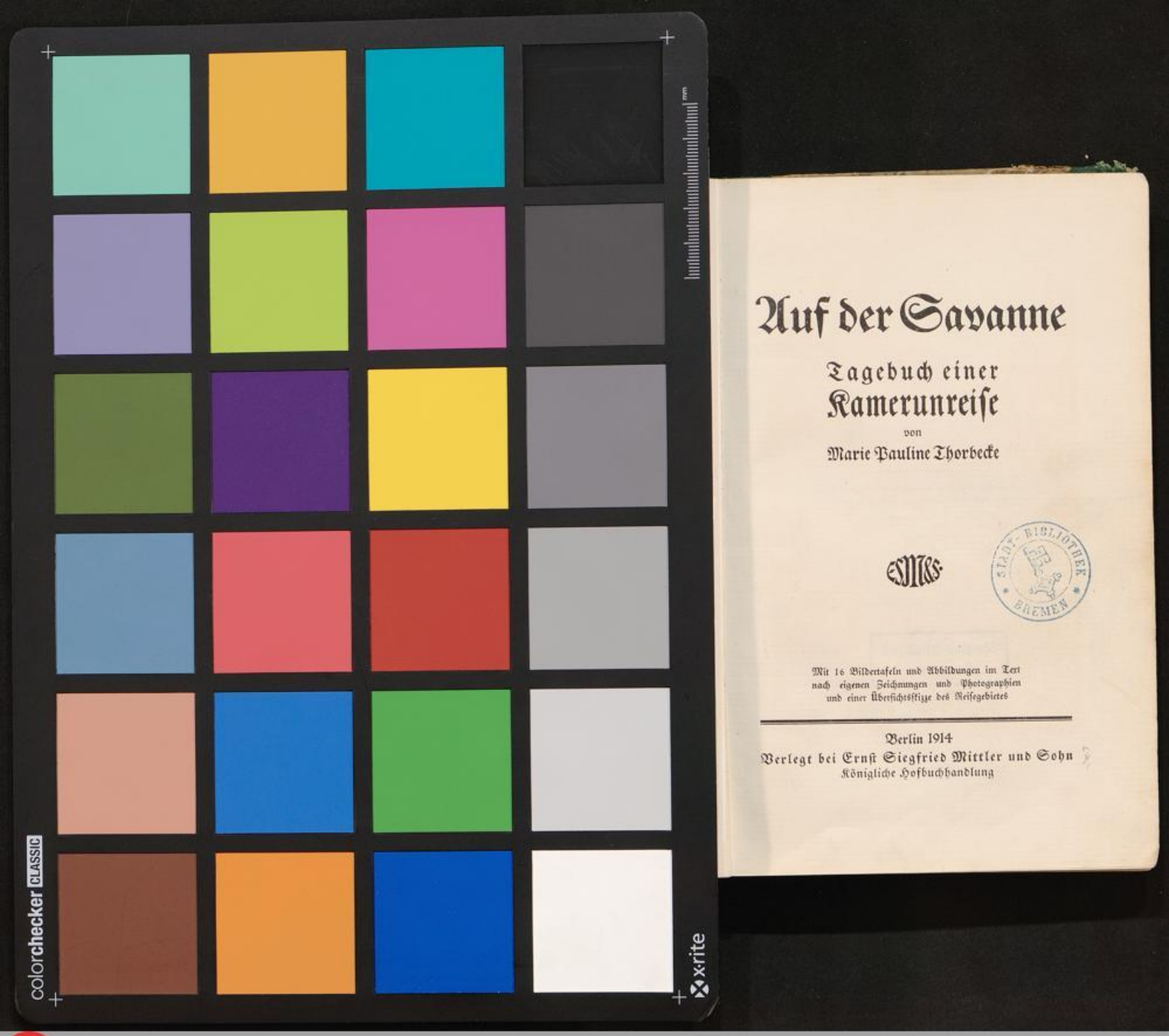
Auf der Savanne

Thorbecke, Marie Pauline

Berlin, 1914

urn:nbn:de:gbv:46:1-8139

Visual Library



Auf der Savanne

Tagebuch einer Kamerunreise

von

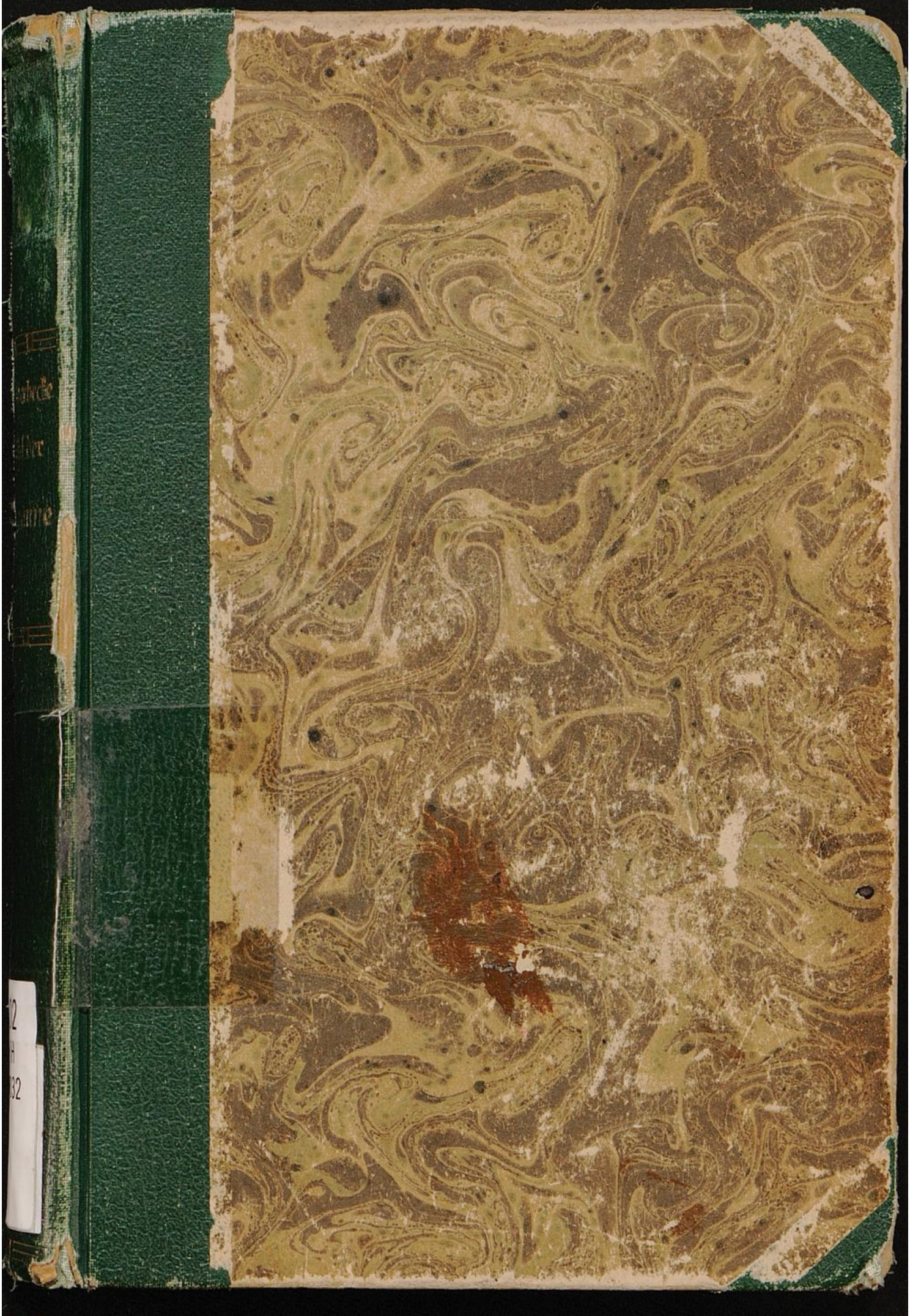
Marie Pauline Thorbecke

STADT-BIBLIOTHEK BREMEN

Mit 16 Bildertafeln und Abbildungen im Text nach eigenen Zeichnungen und Photographien und einer Übersichtsskizze des Reisegebietes

Berlin 1914
Verlegt bei Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

V. 2. c. 4434.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Auf der Savanne

Tagebuch einer Kamerun-Reise

von Marie Pauline Thorbecke

Mit 16 Bildertafeln und Abbildungen im Text nach eigenen Zeichnungen und Photographien und einer Übersichtsskizze des Reisegebietes

1914

Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ölpalmen auf der Savanne

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Auf der Savanne

Tagebuch einer Kamerunreise

von

Marie Pauline Thorbecke

STADT-BIBLIOTHEK BREMEN

Mit 16 Bildertafeln und Abbildungen im Text
nach eigenen Zeichnungen und Photographien
und einer Übersichtsskizze des Reisegebietes

Berlin 1914
Verlegt bei Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

A
ggr
768.7
c7
765

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.

Staatsbibliothek
Bremen
AM6765

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Meinem Lebens- und Reisekameraden

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Duala, den 19. November 1911 1
Seefahrt, erste Eindrücke von Land und Menschen. Die Europäerstadt Duala. Reise-Vorbereitungen und -Sorgen.

Nkongsamba, den 24. November 1911 9
Lagerleben. Unsere schwarze Dienerschaft. Klima des Hochlands.

Sanschu, den 30. November 1911 14
Die ersten Marschtage. Plackereien mit den Trägern.

Dschang, den 4., 9. und 10. Dezember 1911 16
Aufs innere Hochland. Höhenwald und offenes Grasland. Die Haussah. Tauschhandel. Der Haushalt der Expedition.

Bana, den 17., 24. und 27. Dezember 1911 30
Siedelung der Graslandneger. Beim Häuptling von Bana. Weihnachten im Rasthaus. Tanzspiel.

Bangante, den 1. Januar 1912 38
Grasbrände. Das Leben im Zelt und auf dem Marsch.

Am Ufer des Nun, den 4. Januar 1912 42
Die erste Hängebrücke. Lager in der Savanne.

Basset, den 8. Januar 1912 45
Im reichen Lande Bamum, am Fuß des Bapit. Ruhetag.

Fumban, den 13., 16. und 28. Januar 1912 . . . 46
Eine afrikanische Großstadt. Die Gehöfte der Edelleute, der Häuptlingspalast. Der Häuptling Njoja. Kunstgewerbe der Bamum-Neger. Die Häuptlingsmutter. Der Tanz der Frauen. Weiße Frauen im gesunden Hochland.

Ngambe, den 2. und 9. Februar 1912 60
Gewaltmärsche. Über den Mbam ins Tikarland. Die Rundhütte. Teilung der Expedition. Bei der Töpferin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seite

Njua, den 14. und 22. Februar 1912 66
Arbeiten auf dem Marsch. Ein Familiendorf. Der Inselberg Njua. Felswildnis und Graswälder.

Am Fuß der Tsimklong, den 27. Februar 1912 . . 74
In unbekanntem Land. Galeriewälder in der Savanne. Buschlager.

Nkang, den 6. März 1912 76
Rasttage. Tänze der Tikar in mondheller Nacht.

Moschingbe, den 11. März 1912 79
Kleine Schwierigkeiten. Das Thermometer als Regenzauber.

Mongong, den 19., 22., 23., 28. März und 2. April 1912 81
Erkrankung des Reisegefährten. Tornado und klare Fernsicht. Franz geht ins Gebirge. Verpflegungssorgen. Farbstoffe und Farbenbegriffe. Zählen und Rechnen. Jagdbeute.

Bambu, den 6., 9., 16., 17. und 21. April 1912 . 93
Das Ndomme-Gebirge. Jagd auf Antilopen und Büffel. Franz erkrankt. Sorgenvolle Tage.

Jakong, den 5. Mai 1912 100
Genesung. Tikar-Frauen.

Joko, den 12., 18., 29. Mai und 5. Juni 1912 . . 107
Herzliche Aufnahme, Festtage und tägliches Leben in Joko. Das Haussah-Dorf. Trennung vom Reisegefährten. Der kleine Ntong. Adigu.

Woingbe, den 8. Juni 1912 122
Wieder bei der Arbeit. Gewässer in der Regenzeit

Joko, den 10. Juni 1912 123
Unser Hund „Tiger".

Njinga, den 16. Juni 1912 125
Felsberge in der Wute-Ebene. Die Jaunde-Straße. Der Fui.

Joko, den 25. Juni 1912 131
Unsere Leute. Das Märchen vom gefräßigen Hund.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seite

Ngadde, den 4. Juli 1912 138
Zum Südrand der Ndomme. Der Häuptling Dukan.

Linde, den 13. Juli 1912 144
Kampfspiel und Jagd der Wute. Regenzeit.

Longwe, den 16. Juli 1912 149
Aus der Geschichte des Wute-Volks.

Mangong, den 21. Juli 1912. 155
Überquerung der Ndomme. Negerdummheit.

Sami, den 11. August 1912 158
Freude am Wandern und Arbeiten.

Dogo, den 15. August 1912 160
Auf dem Weg nach Tibati. Haussah-Karawanen.

Tibati, den 20. und 28. August 1912 162
Die Welt der Fullah. Komödie der Kochtöpfe. Afrikanischer Küchenzettel. Aus Tibatis Geschichte. Sattel und Eisenhemd.

Joko, den 12., 23. September, 4., 21. Oktober und 2. November 1912 174
Nächtliches Attentat, schwere Verwundung. Ärzte in Kamerun. Zur Bevölkerungsfrage. Afrikanische Dramen. Gottesglauben und Rechtsanschauung der Tikar. Häuptlingsversammlung.

Belang, den 9. November 1912 197
Reißende Flüsse und schwierige Pfade.

Ngambe, den 21. November 1912 198
Der Gelbguß der Tikar.

Ditam, den 29. November 1912 202
Alte Bronzen. Ölpalmen und Baumwolle. Erziehung des Negers. Segnungen der deutschen Verwaltung.

Lunda, den 3. Dezember 1912 206
Zum Njanti-Gebirge. Besteigung des Jangba.

Messee, den 7. Dezember 1912 210
Völkergemisch. Der Häuptling Ndenge.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seite

Im Dorfe der Pygmäen, den 10. Dezember 1912 . 214
Wir entdecken Zwerge; ihr Aussehen und ihre Lebensweise.

Djinga, den 12. Dezember 1912 217
Abschied von der Arbeit.

Rasthaus Kumojascha, den 18. Dezember 1912 . . . 218
Eiliger Rückmarsch. Wieder in Bamum.

Fumban, den 20. Dezember 1912 222
Neue Überraschungen in Fumban.

Bamengang, den 26. Dezember 1912 224
Weberei in Bamum; ein moderner Negerfürst. Kuti. Öde Steppe und reiches Gartenland.

Rasthaus Melong, den 30. Dezember 1912 229
Der letzte Expeditionsabend.

Duala, den 7. Januar 1913 229
Rückkehr zur europäisierten Küste.

Auf hoher See, den 17. Januar 1913 231
Abschied von den Tropen.

Verzeichnis der Abbildungen.

Im Text.

(Nach Zeichnungen der Verfasserin.)

Der Kamerunberg . . . . . Seite 1
Häuptlingsgehöft in Bana . . . . . = 30
Empfangshalle im Häuptlingsgehöft zu Bamum . . . . = 53
Tikar-Gehöft . . . . . = 60
Njua-Gebirge . . . . . = 70
Tikar-Frau vom Feld heimkehrend . . . . . = 102
Tikar-Frau mit Kind . . . . . = 106
Felsberge in der Wute-Ebene . . . . . = 125
Wute-Krieger . . . . . = 144
Haussah-Weib Holz tragend . . . . . = 161
Beim Gelbguß . . . . . = 201
Njanti-Gebirge . . . . . = 206
Schlußvignette . . . . . = 231

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auf Tafeln.

(Nach photographischen Aufnahmen der Verfasserin.)

Ölpalmen auf der Savanne . . . . . Titelbild
Dorf im Bana-Bezirk . . . . . Seite 30
Hängebrücke . . . . . = 44
Njoja . . . . . = 50
Weiberstadt in Bamum . . . . . = 56
Tikar-Torhaus. Tikar-Töpferin . . . . . = 78
Antilopenjagd. Station Joko . . . . . = 108
Wute-Weib . . . . . = 128
In den Ndomme . . . . . = 140
Junger Wute-Krieger . . . . . = 148
Im Galeriewald. Auf der Savanne . . . . . = 158
Tikar-Mann mit Kind. Tikar-Mädchen . . . . . = 184
Tikar-Leute . . . . . = 192
Wute-Dorf . . . . . = 212
Bamum-Weberei . . . . . = 224
Die Verfasserin. Trägerkarawane . . . . . = 228

Übersichtsskizze des Reisegebietes
(am Schluß des Buches).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vorwort.

Auf einer wissenschaftlichen Expedition ins Innere von Kamerun, die den Namen einer „Forschungsreise der Deutschen Kolonial-Gesellschaft" trug, habe ich vom Herbst 1911 bis zum Beginn des Jahres 1913 meinen Mann, Dr. Franz Thorbecke, als Malerin der Expedition begleitet und mich auch an allen anderen Arbeiten beteiligt. Dr. Leo Waibel war unser Reisegefährte, leider freilich nur auf kurze Zeit. Die Aufgaben der Reise waren die geographische und wirtschaftliche Erforschung der Landschaften Tikar und Wute und die Gewinnung einer ethnologischen Sammlung aus den von uns durchzogenen Gebieten.

Ich habe während der Reise Tagebuchbriefe geschrieben und in die Heimat gesandt.

Wenn ich es wage, diese Briefe der Öffentlichkeit zu übergeben, so tue ich es in dem Wunsche, dem heißen Land, das mir in fünfzehnmonatiger Arbeit lieb geworden ist, neue Freunde zu gewinnen. Kamerun hat einen schlechten Ruf, sein Klima gilt als sehr ungesund, und immer noch wird es als ein Wagnis angesehen, wenn eine Frau ihren Gatten hinausbegleitet, ganz besonders wenn sie nicht an der Küste bleiben kann, sondern ihm ins Innere folgt. Das Land aber ist in Wahrheit besser, als man ihm nachsagt. Ich habe auf unserer weiten Wanderung viele Gebiete kennen gelernt, in denen das Leben so gesund ist, wie es in den Tropen nur irgend zu sein vermag, wo große

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Meereshöhen und trockene Luft dem Klima alles Drückende, Schwüle nehmen, wo kühle, klare Nächte den Körper immer wieder erfrischen und den Nerven die Spannkraft erhalten. Deutsche Frauen können dort leben, ohne ihre Gesundheit aufs Spiel zu setzen, und es wäre gut, wenn die Zahl derer, die hinausgehen, größer würde. Sie finden manche Aufgaben dort, denn das Leben der Männer ist draußen nicht immer leicht, und eine Frau kann vieles helfen. Aber sie finden auch Schönes und Interessantes in den wechselnden Bildern der Landschaft, im einfachen, uns so fremdartigen Leben der Eingeborenen und vor allem in der täglichen Berührung mit einer großartigen, ursprünglichen Natur.

Wenn es mir gelingt, Kamerun neue Freunde zu gewinnen und Vorurteile beseitigen zu helfen, so ist der Zweck dieser Blätter erfüllt.

Heidelberg, im Herbst 1913.

Marie Pauline Thorbecke.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Duala, den 19. November 1911.

Nun sind wir wirklich da, und all die Aufregungen, die schlimme Hetze der letzten Wochen vor der Ausreise liegen fern hinter uns; als wohltuende, beruhigende Trennung hat sich die lange Seefahrt dazwischen geschoben. Die erste Reisewoche bis zu den Kanaren ist wohl bei jeder Afrikafahrt ein kleines Kapitel für sich: Stürme in Nordsee und Kanal, Wonne über die immer heller strahlende Sonne, das immer reinere Blau des Meeres und ein Ausklingen der alten Europa-Eindrücke im Verkehr mit der großen Zahl der Passagiere, die zur Freude oder zur Erholung zu diesen glücklichen Inseln fahren. Dann lösen ein paar Tage, während deren man um die kleine, behagliche Welt des Schiffes nichts als graublaues Wasser und graublaue Luft sieht, uns auch davon los, und eines Nachmittags erblickt man fern am Horizont das afrikanische Festland. In der glühenden Sonne, die bleischwer auf der silbrigen, seidenglatten See liegt, taucht ein niedriger dunkler Saum über dem Wasser auf, der sich allmählich zu zwei flachen Hügeln erhebt, steil stürzen sie im Süden zum Meere ab, die weiße Brandung schäumt dagegen, auch einzelnes Buschwerk und Bäume, denen das Kap Verde seinen Namen verdankt, sind zu er-

kennen. Der ganze Eindruck ist gerade, wie ich mir solche afrikanische Küste vorgestellt habe: einsam, kahl und pathetisch in der ungeheuren Einfachheit der Linien und Farben.

Phantastische Bilder folgen, sobald man in einem der Häfen an Land geht; das leuchtende Rot des Bodens, das unbeschreiblich satte Blau weiter Gewänder auf dunklen, bronzefarbenen Gestalten brennen sich förmlich in die Augen ein. Und dann wieder eintönige Fahrt in drückender Hitze. Das Schiff hält sich immer in der Entfernung von nur wenigen Kilometern von der Küste; man verliert rasch das Gefühl der Ozeanfahrt und steht viel mehr unter dem Eindruck der ungeheuren, überwältigenden Gleichförmigkeit dieses Landes. Zu wissen, wie schnell unser Schiff läuft, und dann immer und immer nur das gleiche zu sehen, morgens und abends, bei heißer Sonne, in den Regengüssen des Tornado, immer dieselbe Küste, gleichmäßig hoch, gleichmäßig grün mit dem leuchtend gelben Sandstreifen und der schmalen weißen Brandungslinie über dem blauen Wasser — das gibt eine Ahnung von der Riesenhaftigkeit dieses Erdteils.

Und nun sind wir am Land. Ich sitze auf der Veranda des Hotels, das oben auf der etwa zehn Meter hohen, zum Strand steil abfallenden Joßplatte liegt. Vor mir sehe ich ein Stückchen Rasen, dann mehrere Papayabäume, deren riesige Blätter unmittelbar vom dicken, saftigen Stamm aus die runde Krone bilden, einige graziöse, leicht gebogene Kokospalmen und niedrige Sträucher mit brennend roten Blüten im kräftigen Grün. Dahinter der gelbe Strand unten, die Landungsbrücke, weiße Häuser und die spiegelglatte Meeresbucht, die am gegenüberliegenden Ufer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von dichtem Mangrovengebüsch umsäumt ist. Alles glüht und zittert in der brütenden Sonne; ab und an weht ein leiser Windhauch vom Meer, aber schwarze und weiße Leute haben sich meist in die Häuser zurückgezogen; der Strand, auf dem heute früh ein großer Fisch- und Gemüsemarkt lärmte, ist fast ganz verödet.

Der Horizont ist jetzt rings umzogen mit festgeballten Wolken, die den großen Kamerunberg vollkommen verhüllen. Gestern abend zeigte er sich uns in überwältigender, großartiger Schönheit. Kurz vor Sonnenuntergang stand er über dem goldig grünen Vordergrund von Palmen und Papayas, dem blaugrünen Wasser und den dunklen Mangroven in reinen violettrosigen Farben vor dem hellen gelbgrünlichen Himmel, ein Bild, das in der zarten Glut der Töne an die japanischen Bilder vom Fujijama erinnert. — Doch ist der Kamerunberg weniger steil, viel breiter und massiger aufgebaut. Von Duala aus erscheint er als wuchtiger, flacher, fast symmetrischer Kegel; in der leicht geschwungenen Profillinie kann man zwei Plateaus erkennen, die sich sanft zum nächsten steileren Anstieg heben; die Spitze ist abgeplattet; ein riesenhafter, mehr als 4000 m hoher Berg von reinster Vulkanform.

Duala ist ein großer, wohlgehaltener Ort. Wo sich aus dem Mangrovenwald der Flachküste die hohe Joßplatte erhebt, auf der früher die Bell-Neger wohnten, ließen sich die ersten Ansiedler nieder, von hier dehnte sich die Stadt allmählich am Ufer aus; am gegenüberliegenden Gestade hat sich in engem Zusammenhang damit der kleine Ort Bonaberi entwickelt, von dem aus die Bahn, die wir benutzen werden, ins Innere führt.

Zweifellos sind viele Hafenstädte der afrikanischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Westküste landschaftlich schöner gelegen als Duala, aber trotz ihrer Umgebung von Berg und Wald sind sie häufig im Innern nur heiße, öde Steinhaufen. Duala nimmt sich dagegen wie eine freundliche Gartenstadt aus. In langer, loser Reihe liegen die weißen Häuser mit zartgrauen oder roten Dächern und breiten Veranden über dem Strand der Bucht, mehrere Wege führen vom Strand aus steil auf die Joßplatte hinauf und in die Stadt hinein. Überall breiten sich zwischen den Häusern Gärten aus mit entzückenden, leicht gebogenen Kokospalmen, steilen Ölpalmen, hellgrünen Bananen und Papayas, riesigen, dichten Mangobäumen, die ich nach ihrer Gestalt und dem tiefen Grün des Laubes am liebsten mit unseren wilden Kastanien vergleichen möchte, mit Rasen und blühenden Sträuchern. An den Straßen sind Baumreihen angepflanzt, die Wege gut gehalten, und man ist ganz erstaunt, ab und an zwischen den großen und kleinen, eleganten oder einfachen, aber stets freundlichen Europäerhäusern noch ein Gewinkel niedriger, halb verfallener Eingeborenenhütten zu finden, aus Stangen und braunen Matten zusammengebunden.

Es gibt überraschend viele Geschäftshäuser und Läden in Duala — als neueste Errungenschaft auch sogar die in Europa so selbstverständliche Apotheke — und darunter so gut wie gar keine Spezialgeschäfte. Überall kann man alles kaufen, Wurst, Fruchtkonserven und Mehl, Kleider, Schuhe, Kochgeschirr, Koffer und bunte Postkarten, und es sind erst wenige Kaufleute dazu übergegangen, all diese verschiedenartigen Sachen in getrennten Räumen auszulegen. Wir haben unsere Expeditionsausrüstung noch mannigfach ergänzt, und ich glaube, daß wir noch sehr viel mehr, besonders an Proviant, ebensogut hier hätten erhalten können

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie in der Heimat. — Aber das wäre zeitraubend, und wir sind froh, so rasch wie möglich ins Innere und an die Arbeit zu kommen.

Seit fünf Tagen sind wir von Bord und wohnen im einzigen Hotel des Ortes. Die Erinnerung an die Heimat und an das Schiff sind noch sehr lebendig, und so erscheint uns, trotz wirklich guter Verpflegung, die Einrichtung dieses Gasthofes recht primitiv; ich bin überzeugt, daß in einer Stadt wie Duala auch ein etwas eleganteres Hotel sich halten könnte.

Daß ein Tropenhaus auch ohne Aufwendung von besonderem Luxus wunderhübsch und wohnlich sein kann, habe ich gesehen, als wir in diesen Tagen in drei Häusern zu Gast waren. Sie bestehen allerdings meist nur aus zwei Zimmern, die je etwa 24 qm groß sein mögen; außerdem gibt es Küche, Vorratsraum und Boyhaus. Als eigentlichen Wohnraum aber hat man die große Veranda, die manchmal rings um das Haus läuft. Eine solche, die wir bei einer kleinen Abendgesellschaft sahen, war wirklich sehr schön und riesengroß; die gedeckte Tafel, ein Büfett, eine reizende Tee-Ecke mit Korbmöbeln, ein Schreibtisch und einige Schränke verloren sich fast darin. Alles war hell gestrichen, luftig, freundlich und wunderbar kühl.

Nach allem, was ich in den wenigen Tagen gesehen und gehört habe, geht es den weißen Frauen, die in so zweckmäßigen Häusern wohnen, in Duala trotz des berüchtigten Küstenklimas sehr gut; eine von ihnen erzählte mir, daß sie seit mehr als zwei Jahren ununterbrochen in Kameruner Küstenorten gelebt und hier ihr erstes Kind bekommen habe, weder sie noch ihr kleiner Junge hätten jemals an Malaria gelitten. Freilich hält sie, wie wohl

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die allermeisten Europäer in Duala, streng eine regelmäßige Chininprophylaxe ein. — Ein behagliches Haus und eine gute Küche zu führen, ist in Duala kaum mehr mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft; zwar hat wohl jede Hausfrau ihren Vorratsraum mit Lebensmitteln aller Art, den sie persönlich verwaltet, so wie in früheren Zeiten unsere Großmütter, aber sobald etwas fehlt, können die Proviantgeschäfte aushelfen oder einer der großen Dampfer, die fast jede Woche hier anlaufen und immer von ihren frischen, im Kühlraum gehaltenen Vorräten abgeben. Schlachtvieh schafft die Eisenbahn aus dem Innern herbei, Fische werden fast täglich von Negern zum Markt gebracht, Eis bekommt man von einer Eismaschine in der Stadt oder vom Dampfer, und da die wenigsten Frauen bei der Hausarbeit selber Hand anzulegen brauchen, so besteht ihre Aufgabe in der Hauptsache in kluger, geschickter Anleitung und stetem Beaufsichtigen der schwarzen Dienerschaft. Das scheint freilich unbedingt nötig zu sein, und das Kapitel Dienstboten hat hier noch breiteren Raum als bei den Hausfrauen in Deutschland.

Natürlich ist auch für uns diese Frage von größter Wichtigkeit, und wir müssen versuchen, so gutes Personal zu finden wie nur irgend möglich, denn wenn wir erst unterwegs und im Innern sind, gibt's keinen neuen Koch und keinen neuen Waschmann. Bisher haben wir erst einen Boy, Isono, einen etwa 14jährigen Jaunde-Jungen angenommen, der ausdrücklich darum bat, die Arbeit für die Missis machen zu dürfen. Er ist schon einmal bei einer Dame gewesen und kann sogar ein Kleid zuhaken. Vielleicht ist er ein bißchen dumm, jedenfalls aber sehr eifrig und vor allem darauf bedacht, fortwährend reines Wasch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wasser zu holen. Wie es damit „im Busch" werden wird, ist mir allerdings zweifelhaft. Gestern abend hat er uns auf afrikanische Weise in eine Abendgesellschaft begleitet. Mit einer großen Laterne leuchtete er uns voran und saß dann schlafend, mit andern Boys zusammen, auf der Schwelle unserer Gastgeber, bis er uns nachts wieder, taumelnd vor Müdigkeit, durch den dunkeln Ort zum Hotel zurückführte.

Ich bin selber überrascht, wie ich mich auf dem Schiff schon an den Anblick der Neger gewöhnt habe, so daß die schwarzen Erscheinungen mir gar nicht mehr fremd sind. Jeder Dampfer nimmt ja in Monrovia eine Anzahl Neger an Bord, die in der Glut der afrikanischen Häfen die Ladearbeit ausführen. Viel mehr als dieses schmutzige, lärmende Volk haben mich aber immer die Ruderer interessiert, die vom Land aus die kleinen Ladeboote durch die Brandung führen. Sie sind herrlich anzusehen, diese dunkelbraunen nackten Gestalten, die höchstens ein schmales Lendentuch tragen, so im Freien, in der Sonne, gegen das blaue Wasser, in lebendiger starker Bewegung! Lauter tadellos gewachsene Menschen, teils schmal und schlank, teils untersetzt mit Riesenmuskeln, kein einziger fett oder verfallen. Die anstrengende Arbeit hat die Körper so prachtvoll durchgebildet, daß sie wie eine Schar wandelnder, glänzender Bronzen aussehen. Je weniger Kleider der Neger trägt, desto schöner ist er. Seit ich die nackten Ruderer gesehen hatte, konnte ich die Schiffsarbeiter, seien es Kru- oder Wheyboys, gar nicht mehr leiden. Diese schmutzigen Trikothemden, zerrissenen Hosen und unförmlichen Mützen lassen einem nur den Anblick des affenartigen, häßlichen Kopfes, während man bei dem nackten

Menschen über dem wohlgebildeten Körper den unschönen Kopf ganz vergißt. Es geht mir drollig mit den beiden. Sehe ich einen bekleideten Schwarzen, so bezeichne ich ihn in meinen Gedanken als „Neger", ist er mir sehr unsympathisch, als „Nigger", aber bei dem nackten Naturkind fällt mir immer wieder unser gutes altes deutsches Wort „Mohr" ein. Diese ganz, ganz dunkeln, nackten Kerls mit den Wollköpfen und blanken Zähnen, vielleicht noch einer Kette um den Hals, das sind leibhaftig die „Mohren" der alten Reisebeschreibungen und Kupferstiche und der Bilderbücher. Ist es nicht schade, daß wir unser deutsches Wort vergessen und das portugiesische angenommen haben?

In Duala gibt es nur „Neger" oder die noch schlimmere Sorte. Den „Mohren" werden wir wohl erst im Innern wieder begegnen.

Unser Gepäck ist glücklich ausgeladen und gleich vom Dampfer mit einem Leichter nach Bonaberi zur Bahn geschafft; wir haben jeder nur die notwendigsten Sachen mit nach Duala genommen. Der genauen Zollrevision eines jeden Stückes sind wir dadurch entgangen, daß wir Packlisten und Rechnungen der Firmen vorlegen konnten.

Überall sind wir sehr liebenswürdig aufgenommen, Zollbehörden, Schiffahrtslinie, Bahngesellschaft und Firmen sind entgegenkommend und hilfsbereit. Leider aber ist uns vom Gouvernement mitgeteilt, daß wir im Innern nicht auf den Regierungs- und Militärstationen wohnen dürfen, sondern außerhalb Lager beziehen sollen, um den Stationsbetrieb nicht zu stören. Wie wir das in der großen Regenzeit machen werden, ist uns noch ganz unklar, schlimmstenfalls bauen wir uns Negerhütten, denn das Zelt allein bietet bei den starken Güssen kaum genug

Schutz. Auch unsere Bitte um Zuteilung von einem oder zwei ständigen Polizeisoldaten ist abschlägig beschieden worden. Nun, dann müssen wir eben sehen, wie wir ohne sie fertig werden; uns ist nicht bange ums Durchkommen.

Nkongsamba, den 24. November 1911.

Lagerleben! Wir hausen zwar im Unterkunftsgebäude der Eisenbahn, aber das sind kahle Wände, ein Dach und eine Veranda, nur etwas größer als das Zelt, sonst ist schon richtiger Expeditionsbetrieb. Wir kramen und wühlen zwischen Koffern und Kisten, um alles marschbereit zu machen. Heute früh ist eine Karawane von 60 Trägern mit 6 Headleuten und einem Stationsdolmetsch abgezogen, sie bringen etwa zwei Fünftel unseres Gepäcks nach Dschang voraus.

Als sie gestern abend ankamen, gab es vor unserm Haus eine lustige, bunte Szene. Alle die fast nackten, dunkeln Kerle — 71 an der Zahl — wurden in einer langen Reihe aufgestellt, nach Headmannschaften geteilt, und dann zuerst die Kranken ausgesondert und trotz ihres Sträubens mit einem „Move!" nach Hause geschickt. Darauf wurde die Chop-Frage erledigt; „Chop" bedeutet Essen und soll das wichtigste Wort bei einer afrikanischen Reise sein. Natürlich erklärten alle 66, sie hätten nichts, aber Franz ließ jeden seine Basttasche, den „Buschpack", aufmachen, und da fand sich denn, daß von den 66 nur 28 nichts oder nicht genug hatten und mit je einem Becher Reis beschenkt werden mußten. In geringer Entfernung von unserm Hause bezogen sie ihr Trägerlager, zündeten auf der Mitte des weiten Platzes große Feuer an, und dann sah man sie wie Schatten davor hin und her laufen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von einem der offenen Schuppen zum andern. Später fingen sie noch an zu singen und zu tanzen, aber wir waren nach dem anstrengenden Packtag zu müde, um noch hinüberzugehen. Als wir um ½10 Uhr schlafen gingen, brannten die Feuer noch, unsere Zimmertür ließen wir offen und hörten im Einschlafen den fremdartigen Rhythmus immer wiederkehrender kurzer Tonfolgen. Draußen auf der Veranda schliefen der Hund „Tiger" und die Boys mitten zwischen Kisten, Holzwolle und Sackleinwand.

Heute früh wurden 60 Lasten zusammengetragen, die wir gestern abgewogen und umgepackt hatten; jede Trägerlast darf nur 25 bis 30 kg wiegen und muß außerdem gut auf dem Kopf zu balancieren sein. Alle 60 Lasten wurden in einer langen Reihe aufgestellt, hinter jeden Pack hockte sich ein Träger; jeder suchte natürlich den leichtesten oder kleinsten zu bekommen, und es gab erst lärmenden Streit, weil die großen, starken Kerle die schwächeren von den kleineren Lasten wegdrängten und ihnen die schwereren zuschoben.

Nachdem auch das mit möglichster Gerechtigkeit erledigt war, setzte sich die Karawane in Bewegung; ein Headmann mit seinem langen Stab voran, dann der ganze Zug hinterher, immer einer hinter dem andern, jeder mit hocherhobenen Armen die Last auf dem Kopf haltend und zum Schluß Franz, mein Mann, zu Pferd. Er ist heute die zwei Stunden zur Station hinaufgeritten, um mit dem Stationsleiter alles Weitere zu bereden. Das Pferd hat ihm einer der Faktoreiherren hier geliehen.

Waibel[1]) und ich haben unterdessen hier weitergekramt,

[1]) Dr. Waibel, unser Reisegefährte.

später habe ich skizziert; er verpackt und etikettiert gesammelte Pflanzen und allerlei Käfer, Spinnen, Wespen und Fliegen, die er gestern abend bei der Lampe gefangen und in sein Cyankaliglas gestopft hat. Hinter dem Haus hantieren Koch und Waschmann mit den Boys, nachdem sie eben alle in den nahen Bach zum Waschen spaziert sind. Ich glaube, daß wir in Koch und Waschmann wirklich gute Kräfte gewonnen haben. Beide sind Togoleute, die an der Westküste im Ruf besonderer Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit stehen. Der Koch ist schmal und schlank mit sehr fein geformten, fast gepflegten Händen, an denen mir gleich beim ersten Anblick die tadellos sauberen Fingernägel gefielen, der Waschmann stämmig untersetzt, ein ewiges breites Lachen auf dem schwarzen Gesicht; die leuchtenden Zähne wetteifern mit dem Weiß seiner tadellos reinen Kleider. Ihrer Würde entsprechend, werden diese beiden nicht mit dem Namen, sondern mit ihrem Titel angeredet; und beide scheinen glücklicherweise imstande zu sein, mit den primitivsten Mitteln gut zu arbeiten.

Der Koch hat gestern abend ausgezeichnetes Brot bereitet, indem er einen leeren Petroleumbehälter aus Blech auf schwelendem Feuer als Backofen benutzte und da hinein auf ein paar Steinchen eine andere leere Blechdose mit dem Brotteig gestellt hat. Der Waschmann bügelt soeben eine Wäsche von etwa 70 Stück auf dem kleinen Expeditionstisch und macht seine Eisen auf einem Holzfeuer zwischen vier Steinen heiß. Was er abliefert, ist tadellos.

Die beiden Boys Jsono und „Adam Trockenzeit" (drytime, sprich „Dreidam") sind noch ungeschliffene Diamanten, Jsono ist dümmer, aber Dreidam ist entschieden gerissen, und wenn er einerseits mit wahrhaft teuf-

lischer Freude und Geschicklichkeit „small beef" für Waibels Insektensammlung fängt, so haben wir ihn anderseits dabei erwischt, daß er sich einen unserer Gesteinssäcke als Reisetasche angeeignet und mit einem schmutzigen Hemd und einer Dose ranziger Haarpomade angefüllt hatte. Ich habe den beiden Boys zwei alte weiße Jacken von Franz als Servierkostüm überantwortet, damit sie ein bißchen manierlich aussehen, wenn sie morgens und abends um unsern Tisch herumstehen und jeden Aluminiumteller und jeden Löffel mit ungeheurer Wichtigkeit und Langsamkeit hin und her tragen.

Heute geben sie sich große Mühe, nicht mit den Daumen in die Schüsseln zu fassen und nichts hinzuwerfen, denn seit gestern abend ist noch ein dritter Boy engagiert, der schon ein wenig älter ist und bestrebt zu sein scheint, durch größere Gewandtheit die Rolle des Oberboys an sich zu reißen. Ich wäre ganz zufrieden damit, dann brauchte ich mich nicht um alle Kleinigkeiten zu kümmern und könnte es Djimbe überlassen, den beiden jüngeren jeden Handgriff zu zeigen.

Die Bahnfahrt durch den Urwald ist wie ein Traum an mir vorbeigezogen, und es ist mir, als sei ich erst hier oben wieder aufgewacht, wo wir in fast 900 m Meereshöhe der feuchten Schwüle der Küste und des dichten Waldes entrückt sind. Herrlich ist dies Manengubahochland. Die steile, zackige Elengumkette des Manengubagebirges, das sich noch mehr als 1000 m über dem Plateau erhebt, erscheint jeden Morgen über leichten Dunstwolken gerade vor der Veranda unseres Hauses, und man braucht nur den Kopf zu drehen, um den mächtigen, beinahe ebenso hohen Klotz des Nlonako zu erblicken. Die wellige Hochebene zwischen

ihnen ist mit starkem Gras bewachsen, das im Blühen rot überhaucht erscheint, kleine dunkle Gruppen aus kräftigen Laubbäumen und dichtem Unterholz liegen darin verstreut und verdichten sich am Hang der Berge zu Wäldern. Überall sieht man Palmen; einzeln oder in lichten Hainen ragen die schlanken Stämme mit der runden wehenden Krone aus dem Gras empor.

Es ist wohl heiß, aber die Luft ist trocken, und wir haben ohne übermäßige Anstrengung all die Tage fast ununterbrochen an den Vorbereitungen für den Abmarsch arbeiten können. Da unsere Leute noch nicht mit den vielen Kisten und Ballen Bescheid wissen, ist es auch nicht nur beim Befehlen und Anweisen geblieben, sondern wir haben alle drei tüchtig mit angegriffen und wirklich körperlich gearbeitet. Doch es ging sehr gut; man wurde nicht heißer dabei als bei uns zu Haus im Sommer. Ich glaube, in der Treibhausluft Dualas hätte ich das überhaupt nicht fertig gebracht.

Die Nächte sind wundervoll frisch hier oben, und zum Glück sind wir durch den nur kurzen Aufenthalt an der Küste noch nicht verwöhnt, so daß wir die Kühle angenehm empfinden und nicht wie „alte Afrikaner" dabei frieren.

Es gibt im Manengubahochland schon vier Ansiedler, die mit wenig Geld einen kleinen landwirtschaftlichen Betrieb eröffnet haben und eine Anzahl schwarzer Arbeiter auf ihren Äckern beschäftigen. Meist bauen sie Nahrungsmittel für Bahn- oder Pflanzungsarbeiter und Träger, und es heißt, daß sie gut fortkommen. Einer von ihnen ist verheiratet und lebt mit seiner Familie hier, auch ein Faktoreileiter in Nkongsamba hat eine junge Frau; und ich muß gestehen, wenn ich die Wahl hätte zwischen Duala und dem

Endpunkt der Nordbahn, würde mir das Hochland unendlich viel lieber sein mit der trocknen, frischen Luft und den kühlen Nächten. Auf die Bequemlichkeit des Küstenorts müßte man freilich verzichten; aber ist nicht das gute Klima wertvoller?

Sanschu, den 30. November 1911.

Wir haben schon den dritten Marschtag hinter uns und wohnen im dritten der an der großen Straße gelegenen Rasthäuser. Unsere Betten und Koffer haben wir in den zwei Zimmern aufgestellt und sitzen auf der Veranda unter dem breit übergreifenden Dach. Solche Rasthäuser haben immer Platz für mehrere Europäer und sind bei aller Einfachheit — kahle, aus Matten geflochtene oder aus Lehm aufgerichtete Wände, gestampfter Lehmfußboden, ein paar kleine Luftlöcher als Fenster, eine weit offene Tür und ein Mattendach über dem Kopf — doch eine großartige Einrichtung. Man braucht sein Zelt gar nicht auszupacken und das mühsame Aufstellen von Zeltstangen und Wänden fällt fort. Neben dem Europäerhaus liegen Gebäude, die mehrere hundert Träger beherbergen können, außerdem Küche, Boyhaus und Pferdestall.

Unsere heutige Raststation Sanschu liegt schon etwa 200 m über dem Sockel des Manengubahochlandes am Anstieg zum inneren Kameruner Grashochland; von dem Platz vor dem Haus, das wie eine Bastion steil am Berge steht, sieht man zurück auf das Manengubahochland, von dem wir kommen. Uns zunächst erstreckt sich die sogenannte Mboebene, eine etwas wellige Hochfläche, durch die wir in den letzten drei Tagen gezogen sind. Rechts und links umrahmen die steilen, stark zerschnittenen Berge des Anstiegs zum Innerhochland das Bild. Zu Füßen dehnen sich

Wälder von Ölpalmen, die gerade hier fast rein, ohne andere Bäume und fast ohne Unterholz stehen. Das Land ist so reich und fruchtbar, daß der Häuptling des Dorfes soeben für unsere 110 Leute und 400 andere Träger, denen wir begegnet sind, ohne jede Schwierigkeit Verpflegung herbeigeschafft hat, scheinbar sogar mehr als gebraucht wurde. Und dabei ziehen wöchentlich mehrere Male solche Menschenscharen hier durch, ohne daß Mangel eintritt.

Unsere Märsche waren kurz; wir wollen uns erst an das Laufen gewöhnen, ehe wir weitere Strecken zurücklegen. Wir haben am Morgen des Abmarsches von Nkongsamba für 350 Mark ein Pferd gekauft, eine hübsche braune Stute, nun wechseln wir mit dem Reiten ab.

Freilich macht der ganze Betrieb zu Anfang noch Mühe und Schwierigkeiten. Bis solche Karawane eingelaufen ist, gibt es fortwährend „Palaver"; keinem ist eine Last recht, und alle Viertelstunde findet man ein paar Träger am Weg, die erklären, nicht weiter zu können oder zu wollen. Die Drohung, ihnen auf der Station „twenty-five" geben zu lassen, und die Lockung, daß sie im Quartier „dash"[1]) bekommen sollen, bringt sie wieder vorwärts. Im Lager spielt nach der Ankunft das „Chop-Palaver" die erste Rolle. Meist kaufen wir das Futter bei den Dorfkings oder den schwarzen Rasthaushütern, und dann wird mit Hilfe der fünf Headleute für jeden Mann ein Häufchen auf dem Boden aufgereiht. Einstweilen können die Leute nur mit der Peitsche davon abgehalten werden, sich wie Bestien auf ihr Essen zu stürzen, um vor der fertigen Verteilung möglichst viel an sich zu reißen. Auch des Morgens beim

[1]) Geschenk oder Trinkgeld.

Aufbruch geht es oft wild zu; um leichte Lasten balgen und kratzen sie sich wie Verrückte und brüllen wie ungezogene Kinder, wenn man sie ihnen wegnimmt. Ich habe ein paar Leuten mit meinen Konservenbüchsen fest auf die Finger hauen müssen, weil sie mir während des Einpackens die halb leeren Kisten unter den Händen fortreißen wollten.

Jeden Abend melden sich Kranke, die behaupten, entsetzlich schmerzhafte innere Krankheiten zu haben, und entlassen sein wollen. Einer oder der andere hatte auch wirklich etwas Fieber. Dann wird die Reiseapotheke geholt und Medizin verabfolgt, Antidysenteriemittel, Chinin und Antipyrin ausgeteilt. Da alles schlecht schmeckt, waren die Kranken am andern Tag gesund.

Dschang, den 4. Dezember 1911.

Der erste Teil des Anmarsches liegt hinter uns. Auf der Station Dschang haben wir unsere Träger entlohnt und entlassen und wollen nun eine Woche hier bleiben. Der Stationschef von Dschang, Oberleutnant Rausch, leitet den Bezirk schon seit Jahren, von ihm wollen wir uns alle Auskünfte holen, die wir für die Reise nach Bana—Bangante brauchen. Nach den sechs Marschtagen freuen wir uns auch sehr auf etwas Ruhe. Wenn es ja auch nie sehr lange Strecken waren, die wir zurückgelegt haben, etwa 14 bis 20 km, so haben wir doch immer 4 bis 6 Stunden dazu gebraucht, mit Aufenthalten, Photographieren, Messen und Beobachten. Und vor 7 Uhr sind wir morgens nie fortgekommen durch all die Schererei mit den Trägern, die wirklich nicht viel besser waren als wilde Tiere; so ist es denn oft 2 Uhr geworden oder gar noch später, bis wir im Lager anlangten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir sind durch wahre Wunder gezogen und haben seit Sanschu so viel Neues, Überraschendes gesehen, daß mir der Kopf schwirrt.

Wir hatten einen steilen Anstieg auf das hohe Randgebirge, das das Innerhochland Kameruns vom Küstenland und von der Zwischenstufe des Manengubagebiets trennt, jenes Gebirge, das sich der Unterwerfung des Landes so lange hemmend in den Weg gestellt hat und nun wieder der Erschließung durch Bahn und Verkehrsstraßen so ungeheure Schwierigkeiten macht.

In heißem Marsch brachten wir am ersten Tag mehr als 500 m Höhenunterschied hinter uns, aber der Weg, der mit aller Sorgfalt angelegt ist und in vielen Kehren an den Bergen in die Höhe zieht, war wunderschön; es gab Ölpalmen über Ölpalmen, die in ganzen Wäldern hier beisammen stehen, hohe Laubbäume und dichtes, wirres Gebüsch; dazwischen Blumen und viele kleine Gebirgsbäche, die über Felsplatten springen und wunderbare Kühle um sich verbreiten. Jäh fiel der Berg an einer Seite ab; man sah in die Baumkronen hinein; steil stieg er an der andern auf, alles ein Meer von Grün in den verschiedensten Abstufungen. Dazwischen leuchtet hie und da der brennend rote Streifen des Weges und die hellen, weißgrauen Stämme und Äste der Bäume.

Dieser rote Boden! Er ist eigentlich die größte Überraschung für mich. In allen meinen Afrikaträumen hatte ich mir nie vorgestellt, daß die Wege hier rot sein würden. Und noch dazu so brennend rot, wie ein guter, kräftiger Ziegelstein zu Haus. Dieses leuchtende Band, das sich da durch das Landschaftsbild zieht, gibt allen andern Farben einen größeren Wert; das Grün der Bäume wird tiefer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und voller, der Himmel von stärkerem Blau; es wird einem klar, wie kraftvoll alle Farben sind, da sie sich neben diesem Rot behaupten können.

Je höher wir kamen, desto niedriger wurde der Wald, allmählich hörte er ganz auf und machte dichtem, mittelhohem Gras Platz. Auf solch kahler, grasiger Höhe liegt der Militärposten Mbo. Meist steckt er im Nebel, der auch uns jede Aussicht in die Ebene nahm. Seine kalten, feuchten Schwaden trieben uns, die wir doch bisher die kühlen Abende als den besten Teil des Tages im Freien zugebracht hatten, bald nach Sonnenuntergang in das Haus. Da saßen wir in Loden und Sweater und froren noch fast, denn in 1500 m Meereshöhe sinkt die Temperatur abends sehr rasch. Wie in einer Alpenhütte kamen wir uns vor, als wir bei der dämmrig brennenden Lampe am schmalen Expeditionstisch die Abendmahlzeit, die aus einem großen Topf „Huhn mit Reis" bestand, mit einem bisher in den Tropen noch nicht erlebten Löwenhunger verspeisten.

Unsere Boys klapperten vor Kälte hier oben; wir mußten schon einen der Tauschwarenballen öffnen und jedem eine herrliche rote Schlafdecke schenken, in denen sie nun, stolz wie die Könige, umherspazieren.

Der Weg von Mbo nach Fossongwenschem hat uns durch den herrlichsten Höhenwald geführt, der erst oberhalb der Grasregion beginnt. Riesige, breitkronige Bäume sind ganz und gar mit Flechten behangen, die, teils hellgrau, teils braungelb, wie Schleier zwischen den Ästen wehen. Schlinggewächse ziehen sich um die Stämme und haben manchen Baum ganz überwuchert, dichtes, etwa 1½ m hohes Gebüsch bedeckt den Boden. Wir sind von Mbo aus noch etwa 200 m gestiegen, und je höher wir kamen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

desto schöner wurde es. Auf den Bergrücken machte der Wald dem Graswuchs Platz, da hatten wir bei dem prachtvollsten Wetter Aussicht auf schroffe und zerklüftete Berge, auf tiefe Täler und auf endlosen Wald. Zwischen den Laubbäumen waren die Ölpalmen längst verschwunden, nur selten sah man ein kleines Dattelpalmgebüsch, und je höher wir kamen, um so mehr Farnbäume, die bis zu 4 m hoch wurden.

Als wir den Sattel des Gebirges überquert hatten, wurden Laubbäume, Baumfarne und Flechten noch riesenhafter; breit ausladende Kronen ruhten auf mächtigen, knorrigen Stämmen; nirgends mehr bot sich ein Ausblick, die Luft war still und ohne Regung; man glaubte sich inmitten einer tageweiten, einsamen Waldwildnis. Und dann mit einem Schlag, fast wie abgeschnitten, hörte der eben noch so undurchdringlich dichte Wald auf, sanft gerundete Berge, ganz mit Gras bedeckt, dehnten sich vor unseren Blicken aus, Felder zogen an den Hängen der niedrigeren Hügel hinauf, der Boden, der im Waldgebirge zuletzt grau und sandig gewesen war, war jetzt wieder rot und wurde immer brennender, je weiter wir durch das hügelige Land zogen. Und Gras, soweit das Auge reichte; frischer Wind fuhr darüber hin, daß es sich beugte und hob wie ein heimatliches Kornfeld; in mattem Gelb breitete es sich endlos aus unter der zitternden Glut der Mittagssonne. In den von Bächen tief eingeschnittenen, schmalen Schluchten wuchsen dichte Gebüsche von Raphiapalmen, aus denen die Eingeborenen ihren Palmwein, den „Mimbo", zapfen. Auf den Feldern sahen wir Makabo, eine dicke Knollenfrucht; Kartoffeln und Mehlbananen standen um die Hütten, die hier ganz anders aussehen als bisher.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

An der Küste, in der Mboebene und im steilen Gebirge sind sie winzig klein und niedrig, aus Palmmatten hergestellt, mit einem flachen Giebeldach. Die Langseite der Häuser ist stets der Straße zugekehrt, in ihr ist der Eingang; oft lehnt sich Giebel dicht an Giebel, so daß sie eine lange Zeile bilden, die sich dunkelbraun unter den hellen Bananen hinzieht. Auch an den steilen Bergwänden kleben hie und da solche Hütten. Hier oben im Grasland überraschen die Häuser der Eingeborenen zunächst durch ihre Höhe. Schon der Unterbau mit quadratischem Grundriß ist erheblich höher als breit, und oben darauf thront dann noch ein hohes, massiges Dach von Pyramidenform mit abgerundeten Ecken, das weit über den Unterbau vorragt und fast wie ein großer, schattender Hut aussieht. Es ist mit schweren Massen trockenen Grases gedeckt.

Die Raststation Fossongwenschem war ganz im hiesigen Eingeborenenstil gebaut; mächtig hoch kamen uns die Räume des Europäerhauses vor, dessen Wände aus den starken Blattrippen der Raphiapalme zusammengebunden und mit feuerrotem Lehm beworfen waren. Das weit vorspringende Dach wurde von freistehenden Pfosten gestützt und bildete eine schmale Veranda rings um das Haus. Es lag an einem sanft ansteigenden kleinen Hügel, vor ihm dehnte sich ein langer, festgestampfter Platz aus, an dem rechts und links zehn kleinere rote Hütten für Träger, Koch und Boys standen; das niedrigere Stallgebäude schloß die untere Seite der Anlage. Vom offenen Mittelraum unseres Hauses sah das Ganze aus wie ein deutscher Wirtschaftshof, aber die roten Wände, die spitzen Dächer und nicht zuletzt die Schwarzen, die sich da im sinkenden Abend wie auf einer gut geschlossenen, tiefen Bühne herum-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bewegten, erinnerten uns daran, daß wir in Afrika waren. Über die Trägerhäuser hinweg sahen wir die Berge um uns, alle fast gleichmäßig weich und rund in den Formen; ein Fernblick tat sich zwischen ihnen auf: bis in die entlegensten Weiten dasselbe Bild der grasbedeckten, sanften Berglinien.

Die Dorfleute kamen und starrten uns an; die Träger schickten Abgesandte und ließen um Salz bitten als Extralohn für den langen Marsch; die Boys hatten sich geprügelt und gestochen und mußten verbunden werden. Eh' man sich's versah, war die Nacht da.

Im offenen Grasland sieht man den Ort, den man erreichen will, schon lange liegen; aber dann windet sich der Weg noch um sechs Berge herum, geht mehrere Male tief hinunter und wieder hinauf, zuletzt meint man, man werde überhaupt nie hinkommen. Morgens früh ist er dafür um so schöner. Dann ist es herrlich kühl, an Gras und Bäumen hängt schwerer Tau, der Wind geht, und man läuft mit heller Freude den roten, gewundenen Weg entlang. Hier in Dschang sind wir ungefähr in 1400 m Meereshöhe; das Landschaftsbild ist allmählich anders geworden, es gibt keine runden, einzelnen Bergkuppen mehr, sondern lange Höhenzüge, die sich breit und weit auseinanderziehen, mit flachen Tälern dazwischen. Vom Rasthaus, das einige hundert Meter von der Station entfernt am Hang eines Hügels liegt, sehen wir das alles vor uns; bei klarem Wetter erscheinen in weiter Ferne die steilen Mauern der Bambutoberge.

Heute haben wir schon viel schwarzen Besuch gehabt. Im Tal zu unsern Füßen liegt, streng abgesondert vom Dorf der landeingesessenen Leute von Dschang, eine Nieder-

lassung der Haussah, dieses wandernden Händlervolkes, das, weit von Norden stammend, von Land zu Land zieht, und dem wir hier zum ersten Male begegnen. Wir waren kaum im Rasthaus eingezogen, als uns der Oberste der hiesigen Haussah, der „Madugo", einige Eier und ein bunt geflochtenes Strohkörbchen als Gastgeschenk sandte, natürlich in Erwartung der entsprechenden Gegengabe. Sein Bote erfuhr von unsern Leuten, daß wir gewiß gern noch ein oder zwei Pferde kaufen würden, denn nur ein Pferd für drei Reisende macht hier oben im Hochland, wo Pferde häufig sind, wohl einen etwas ärmlichen Eindruck; und unsere Boys halten uns nach der großen Zahl unserer Lasten entschieden für ungeheuer reich.

So kam denn heute in aller Frühe der Madugo zum Pferdehandel auf die Raststation, begleitet von einer ganzen Schar seiner Leute. Sie sahen wirklich vornehm aus: große, schlanke, sehr magere Gestalten mit kleinen Köpfen, um die sie riesige Turbane aus wurstförmig zusammengedrehten weißen Baumwolltüchern gewunden hatten; auch Wangen und Hals waren ganz verhüllt, nur gerade Augen, Nase und Mund sahen daraus hervor, pechschwarz in dem weißen Rahmen, fein und scharf geschnitten, trotz vorstehenden Kiefers. Der ganze Körper war bis zu den Füßen in faltige Gewänder gehüllt, die, auf der Brust offen, sehr schön mit gelblicher Stickerei verziert waren. An den dünnen Fingern und Fußgelenken klapperten Ringe aus Metall, einige von ihnen trugen auch breite Ledersandalen von feiner, kunstvoller Arbeit. Das Pferd — ein sehr heller, kräftiger Fuchs mit breiter Blesse — wurde vorgeführt. Der Madugo sprang vom Boden aus mit einem Satz auf das ungesattelte Tier, ergriff die Zügel und ließ es die

Straße auf und ab jagen. Herrlich sah es aus, wie er, das Pferd mit hoch aus der Luft heruntersausenden Schlägen zum Galopp antreibend, in seinen weißen, wehenden Kleidern vorbeisprengte. Dann ging das Handeln los, er verlangte 300 Mark und wir boten 100, er pries sein Pferd und wir machten es schlecht, und dann wurde die Sache auf morgen vertagt. So wird das nun wohl eine Woche weitergehen, bis wir handelseins werden. Inzwischen aber machen wir allerlei kleinere Handelsgeschäfte mit ihm und den anderen Haussah. Sie schleppen ganze Trägerlasten herauf an Matten, Strohtellern, verzierten Kalebassen, Waffen, Gewändern und Ledersachen und sind unermüdlich, trotzdem wir nicht viel kaufen, denn weiter im Innern werden wir ja sicher all diese Dinge besser und billiger bekommen.

Auch von den eingeborenen Häuptlingen kamen Abgesandte, um Geschenke zu bringen und Sachen zum Verkauf anzubieten. Den Wert des Geldes kennen sie hier schon sehr gut und wissen auch, daß der sammelnde Europäer für schöne Stücke gut zahlt. Aber 80 Mark für eine gestickte Tanzmaske neuer Arbeit ist uns doch etwas zu hoch, wir fangen mit kleineren Dingen, wie Messern mit geschnitztem Griff und ziselierter Klinge, Basttaschen, Bastmützen, an und geben dafür bunte Kattunstoffe, Tabak, Spiegel und Löffel. Wenn mehrere Handelsgeschäfte zugleich betrieben werden — denn jedes einzelne dauert mit dem langen Hin und Her eine ganze Weile —, so verhöhnen sich die schwarzen Kerle gegenseitig, und einer macht des andern Ware schlecht, um die seine recht herauszustreichen.

Übrigens wünschte jeder der Boten als erstes für seinen Häuptling den Expeditionshund Tiger zu haben,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wahrscheinlich, um ihn zu fressen. So eine Handelsszene mag sich wohl sehr drollig ansehen: wir auf Liegestühlen vor unserm Haus unter dem vorspringenden Dach, die Schwarzen, uns gegenüber auf der Erde, schlagen die Beine und Arme übereinander und kratzen sich hin und wieder. Der Boy Djimbe läuft dazwischen hin und her, bunte Kattunlappen über dem Arm, die er in wunderbarstem Englisch anpreist: „You no tink, dem cloth pass ten time dem bush-knife? Dem cloth be strong too much, dem get fine colour. Massa dash you dem cloth, you give dem knife! You be foolish bushman, you no savy dem cloth pass ten time dem knife? If you no want, move, massa no want look you more. He go buy some other knife for other man for one copper."[1]) Wenn das eine Viertelstunde so gegangen ist, sagt der Neger: „yes, I like",[2]) und der Handel ist gemacht. Bei all diesen Szenen ist unser halbes Expeditionsgepäck um uns ausgebreitet, sämtliche Stiefel stehen in der Sonne, die Betten hängen über einer Leine, Konservenbüchsen, Instrumente und Papiere, alles liegt um uns herum, und aus den Tauschwarenlasten quellen die bunten Herrlichkeiten nur so hervor.

Dschang, den 9. Dezember.

Franz ist heut in aller Frühe fortgeritten, um unter Führung von Oberleutnant Rausch die große Viehfarm der

[1]) „Glaubst Du nicht, daß das Zeug zehnmal das Busch-Messer wert ist? Das Zeug ist stark, das hat schöne Farben. Der Herr schenkt Dir das Zeug, Du gibst das Messer. Du bist ein dummer Wilder; weißt Du nicht, daß das Zeug zehnmal das Messer wert ist? Wenn Du nicht willst, geh weg, der Herr will Dich nicht mehr sehen. Er wird ein andres Messer bei einem andern Mann für einen Groschen kaufen."

[2]) „Ja, ich will."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Station, Djutitza, zu besichtigen. Waibel und ich packen unterdessen allerlei Sachen, die voraus nach Bamum, und andere, die zurück zur Küste gehen sollen: Ethnographika. Wir haben bis jetzt schon eine Sammlung von 82 Nummern zusammengebracht, zum Teil sehr schöne Stücke, vor allem zwei alte, perlgestickte Tanzmasken, die über den Kopf gezogen werden, eine scheußliche, aus Stoff aufgenähte Fratze und zwei steife, perlgestickte Elefantenohren haben und vorn und hinten als lange, bestickte Streifen herunterhängen. Für die größere haben wir 15 Mark in bar und ein Stück Blaudruckstoff von 6½ m, für die kleinere nur ein Stück Blaudruckstoff und eine rote Decke bezahlt. Messer mit geschnitztem Griff und ziselierter Klinge haben wir eine ganze Reihe, auch ein Dutzend schöne Speere. Und von den Haussahs haben wir Bogen, Köcher mit Pfeilen, schöne Kalebassen, Basttaschen, Matten eingehandelt. Ich fahnde jetzt noch auf einen dicken, wurstförmigen Halsring, mit roten Perlen und Kaurimuscheln besetzt, der außer einer ganz dünnen Schnur um die Hüften die einzige Bekleidung der Weiber ist — bisher vergebens. Ich habe wohl 15 Frauen, die hier vorbeikamen, angehalten und durch einen Dolmetsch fragen lassen, ob sie den Ring nicht verkaufen wollten, habe Geld, Stoff, Tabak, Regenschirme, Salz dafür geboten, keine gibt ihren Ring her. „Some God palaver live inside“,[1]) sagte mir der Dolmetsch; wohl eine Art Ehezauber, denn bei jungen Mädchen sah ich das Halsband bisher nicht. Auf meine Frage, ob ich nicht eins von einer gestorbenen Frau bekommen könne, wurde mir durch Gesten bedeutet, daß die Halsbänder den Toten mit ins Grab gegeben würden.

[1]) „Etwas Göttliches ist drin.“

Unser Hauspersonal hat sich um einen echten Mohren vermehrt, freilich nur einen ganz kleinen, „Ntong", den wir auf der Straße aufgegriffen haben. Es ist ein etwa achtjähriges, strammes, ewig lachendes Kerlchen, nur mit einem winzig kleinen Schürzchen bekleidet. Bei Tisch, beim Packen, beim Reinmachen soll er helfen, und es ist erstaunlich, wie durchaus selbständig solch ein kleiner, schwarzer Mensch ist. Heut ist er selig und stolz, einen Rucksack mit Fleisch- und Obsttin und Schokolade auf dem Rücken, hinter Franz, dem Pferd und dem Pferdeboy hergelaufen. Er kennt den 15 km weiten Weg und wird seine Sache sicher ausgezeichnet machen. Drollig ist es, wie die militärische Schule der Station um sich greift. Fragt man den kleinen Bengel etwas, so steht er stramm, Hände an der nicht vorhandenen Hosennaht und antwortet im militärischen Ton „jawoss" („jawohl" kann er nicht aussprechen).

Der Haushalt läuft auch hier im Rasthaus ganz gut weiter, man darf ihn nur nicht mit heimatlichen Begriffen von Ordnung betrachten; dazu ist man ja schließlich auch nicht auf Expedition gegangen. Vor drei Tagen haben wir für 15 Mark ein Schaf gekauft, das 25 kg wog, und haben es geschlachtet. Seitdem leben wir, wie vorher von Hühnern, unentwegt von Schaffleisch. Gekocht, gebraten, als Sauerbraten, als Beefsteak, in jeder erdenklichen Form. Leber, Beine und Rückenstück sind für uns, alles übrige, mitsamt den Eingeweiden, haben die Leute verschlungen. Ich habe den Versuch gemacht, von dem gekochten und gebratenen Fleisch etwas einzusterilisieren, es hat sich gut gehalten.

Aber sonst gibt es viele, unerwartete Schwierigkeiten. Da hat uns die Bank in Duala gesagt, daß jede Station

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im Innern ihre Schecks in Zahlung nähme, aber die Stationen dürfen das nicht, und hier in Dschang bekommen wir für Schecks nichts, keinen Träger, kein Feuerholz, keine Nahrungsmittel. Wir haben die Träger von Bare hierher schon bar an die Station Dschang bezahlen müssen und sitzen nun mit einem Buch voll Schecks und mehreren tausend Mark auf der Bank in Duala da und können nichts damit anfangen. Die paar hundert Mark, die wir noch haben, reichen knapp zu dem Marsch Bana—Bamum, denn seit 14 Tagen ist in der Kolonie eine Trägersteuer eingeführt: für jeden Träger, den wir von der Station bekommen und 3 bis 10 Tage behalten, müssen wir 1 Mark Steuer bezahlen, für jeden, den wir länger behalten, 3 Mark. Das sind bei 160 Trägern erhebliche Summen, besonders, wenn es einem so mit dem Bargeld geht.

Dschang, den 10. Dezember.

Das Klima hier oben ist wundervoll. Nie ist es bisher drückend heiß gewesen, immer geht der frische, leichte Wind, und die Nächte sind fast kalt, so daß man sich in dicke Wolldecken hüllt und dann fest und traumlos schläft. Von den schwülen Nächten der Küste ist hier keine Spur.

Ich habe richtig den ersehnten Frauenhalsring bekommen. Djimbe ist in einem entfernteren Dorf von Haus zu Haus gegangen, hat nach Brennholz gefragt, das hier sehr knapp und verhältnismäßig teuer ist, und dabei so fallen lassen, daß wir für solch ein Ding sehr viel bezahlen würden. Ein gräßlicher, einäugiger Kerl kam bei Dunkelwerden, zeigte den Ring und verlangte 12 Mark dafür. Dadurch, daß wir ihn 2½ Stunden warten ließen, bekamen

wir ihn schließlich für 4 Mark und eine rote 90 Pfennig-Decke.

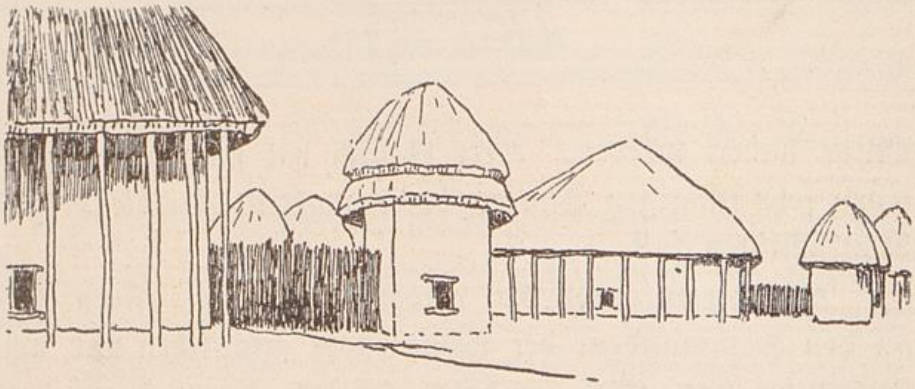
Auch der Pferdehandel ist erledigt, freilich in negativem Sinne, aber er hat uns inzwischen noch viel Sorge gemacht. Wir hatten, auf Rat eines Herrn von der Station, das Tier gekauft, nach endlosem Handeln mit den Haussah. Dreimal am Tag kamen sie, und unter 1½ Stunden waren sie nicht los zu werden. Ihnen ist das Feilschen geradezu ein Vergnügen, sie haben gar kein Verständnis dafür, wenn man sagt, man hätte keine Zeit, sie sollten das Tier für den und den Preis hergeben oder fortgehen. „Make market, massa, make market!" Und dann die naivsten Versuche, durch Schmeicheleien einen hohen Preis zu erlangen: „You be biggy, biggy massa, me I be smallboy for you. Me I likky (like) you to much, you be biggy, biggy." Endlich war das Pferd für 250 Mark unser Eigentum. Aber nachdem es bei gutem Futter zwei Tage im Stall gestanden hatte, war es plötzlich vollkommen lahm, und eine Menge kleiner Geschwüre brachen an den Beinen aus. Der Haussah-Madugo lachte uns einfach aus, als Franz verlangte, daß er das Tier wieder nähme und das Geld zurückgäbe; der Handel sei abgeschlossen und das Geld längst nach Bamum geschickt. Aber die Station half uns, und wohl oder übel griff der schwarze Gauner in die Tiefe seiner großen Tasche und holte all die Geldrollen, die Franz ihm drei Tage vorher gegeben hatte, unversehrt wieder hervor.

Wir ziehen von hier nach Bana und von dort über Bangante nach Bamum, wohin wir schon die größere Hälfte des Gepäcks vorausgeschickt haben. Auch nach Bana sind 40 Lasten abgegangen, so daß wir nur noch 35 mit uns führen und sicher mit einer so kleinen Karawane wenig

Mühe haben werden. Herr Rausch hat uns zudem noch einen sehr tüchtigen Stationsboten zugeteilt, der die Träger beaufsichtigen soll.

Auch vielen guten Rat verdanken wir ihm. Franz hat an den Kommandeur der Schutztruppe geschrieben und um Zuteilung von zwei Soldaten gebeten, die uns auf den Märschen in den Militärbezirken begleiten sollen, also in Dschang, Bamenda und später auch in Banjo.

Übermorgen marschieren wir.



Häuptlingsgehöft in Bana. M. T.

Bana, den 17. Dezember 1911.

Wir haben das Ende der großen, ausgebauten Straße erreicht und das letzte schöne Rasthaus dazu. Von nun an gibt es Buschpfade und Zeltleben. Gestern nachmittag haben wir hier zur Probe Zelte aufschlagen lassen; es ging mit Mühe, aber es ging. Der Innenraum ist zwar klein, aber der Platz unter dem offenen Vordach verhältnismäßig weit. Da hat man Raum zum Sitzen, zum Arbeiten und für eine Menge Gepäck.

Wohl oder übel müssen wir einige Zeit hier bleiben, weil nirgends im Innern Geld auf Scheck zu bekommen ist. Wir haben zur Küste an die Bank geschrieben und eine größere Summe hierher erbeten; darauf warten wir nun. Die Annehmlichkeiten des Rasthauses genießen wir dabei noch einmal von Herzen, und auch die Freundlichkeit des Leiters des hiesigen Militärpostens.

Der Weg von Dschang hierher führte bergauf und bergab, durch Ölpalmenhaine in weiten Senken, und besonders am letzten Tag durch ein überraschend angebautes Land, in dem die Gehöfte weit verstreut liegen.

Die Leute von Bana wohnen nicht in geschlossenen Ortschaften wie die Waldlandneger, sondern nach der

Dorf im Bana-Bezirk

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Dorf im Bana-Bezirk

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Weise des Graslandes hat jeder Mann sich sein Gehöft, das aus dem größeren Männerhaus und mehreren kleineren Weiberhäusern besteht, einzeln und abgesondert von den anderen gebaut. Alle Häuser zeigen quadratischen Grundriß; die aus Palmenrippen zusammengebundenen Wände sind ganz und gar mit dem roten Laterit beworfen. Meist sind sie höher als breit, und die Tür, die einzige Öffnung des Hauses, ist etwa ½ m über dem Boden angebracht. Einzelne Häuser sind winzig; es gibt solche von nur 2 m im Geviert, die Tür darin ist dann nur 1 m hoch und ½ m breit. Bei allen ist das Dach hoch und spitz, ringsum weit vorspringend, gedeckt mit schweren Grasmassen. Wie große Pilze nehmen sich solche Häuser manchmal aus unter riesigen, lichtgrünen Blättern der Mehlbananen, die in kleinen Hainen jedes Gehöft umgeben.

Als Umzäunung spielt die Drazäne eine große Rolle; jedes Feld ist eingehegt, teils mit alten, stark verzweigten Bäumen, teils mit jungen Stecklingen, die dann untereinander durch Querstangen verbunden sind. Manchmal führte unser Weg immer zwischen solchen Zäunen entlang, wie in einer heimatlichen Gartengegend.

Menschen sahen wir fast gar nicht, alle liefen fort. Ein paarmal gewahrten wir in der Entfernung einige zwischen dem hohen Gras, aber sie warfen sich sofort zu Boden und waren dann ganz verschwunden. Konnten sie nicht mehr entwischen, so hockten sie sich mit ängstlichen Gebärden auf die Erde und klatschten in die Hände. Sie sind hier alle noch sehr scheu, und vor der Station haben sie solche Angst, daß keiner zu uns, die wir doch noch einige Minuten davon entfernt wohnen, kommen will, um Ethnographika zu verhandeln. Eben war der große Sonntags-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

markt oben hinter der Station. Um einen freien Platz saßen 200 Weiber und Männer, jeder mit einem großen Bündel Planten oder einem Haufen Kartoffeln vor sich, je für 15 bis 20 Pfennig. Es ist Stationsbefehl, daß jeder nicht mehr und nicht weniger bringen darf, damit das Handeln mit den Soldaten und vor allem den ziemlich üblen Soldatenweibern, das manchmal zum größten Krakeel Anlaß gibt, unterbleibt. So spielt sich der Markt recht langweilig ab; jeder Käufer sucht sich das aus, was ihm gefällt, wirft 15 Pfennig hin und nimmt das so Erworbene mit, jeder Verkäufer sitzt regungslos neben seiner Ware und wartet auf die ganz sicher einkommenden 15 Pfennig. Wir haben ein paar Photographien gemacht und sind bald wieder nach Haus gegangen.

Aber dann waren wir im Gehöft des Häuptlings von Bana, des Fona, und ich bin ganz benommen gewesen von dem überraschenden Eindruck. Schon von weitem sieht man die Häusergruppe liegen, ein Gewirr kleiner Dächer, überragt von drei oder vier großen. Ein Bach, der steil in hohem Fall herunterstürzt, scheint die Grenze zu sein, jenseits beginnen dichte Palisadenzäune aus abgehackten Stämmen junger Palmen, die dicht nebeneinander in den Boden gerammt und miteinander fest durch dicke Baststreifen verschnürt sind. Da die Stämme nicht gleichmäßig hoch und außerdem fast schwarz sind, sehen solche Zäune mit den wirr und unruhig gegen den Himmel stehenden, düsteren Stangen unheimlich aus. Der Weg führt lange an ihnen vorbei und mündet plötzlich und ganz überraschend auf einem weiten, festgestampften Platz. An seiner Westseite steht ein hohes, großes Haus, dessen Wände ganz aus feinen, schlanken Palmenstangen, ohne jeden Lehmbewurf

aufgeführt sind. Das hohe Dach ist rings gestützt durch freistehende, gerade Stämme, die den kleineren Häusern fehlen. Mitten in der Wand ist als einzige Öffnung die Tür angebracht, rings von dicken Holzbalken eingefaßt.

Der Fona kam uns aus dieser Tür entgegen und erklärte sich bereit, uns sein Gehöft zu zeigen. Zunächst blieben wir auf dem großen Platz, auf dem jeden achten Tag (der Graslandneger hat Wocheneinteilung von acht Tagen) Markt abgehalten wird. Seine Süd- und Nordseite sind von mehreren rotwandigen Lehmhäusern mit Kegeldach eingefaßt, jedes mit dem nächsten durch hohe Palisaden verbunden. Ein paar Lücken sind oben in die Zäune eingeschnitten, breite Leitern aus hohen Baumstämmen führen hinauf, und überall sah man Köpfe von Kindern und Weibern hervorlugen. Wir fragten den Fona, wieviele Kinder er habe: „I no savy, he live plenty“,[1]) wieviele Weiber? „plenty“.

An der Ostseite des Platzes setzt eine breite Allee an, die von dicht gepflanzten, heckenartig beschnittenen Bäumen eingefaßt ist. Hinter diesen Hecken sind viele Häuschen versteckt, den Eingang zu der einen dieser Weiberstädte bildet ein Torhaus mit wundervoll geschnitzten Türbalken. Die sehr sorgfältig ausgeführte, sicher schon recht alte Schnitzarbeit stellt menschliche Gestalten dar, Männer mit Waffen oder Tanzemblemen, und Frauen, eine davon mit einem Kind auf dem Arm, alle sehr naturalistisch, wenn auch naiv aufgefaßt. Die Innenseite der Türbalken zeigt Ornamente stilisierter Tiere, wohl eine Arbeit noch altertümlicheren Charakters.

[1]) „Ich weiß nicht, es sind viele da.“

Am Ende der Allee steht inmitten eines Grasplatzes das Trommelhaus, dessen Wände weitläufig verflochtene Palmstangen bilden, so daß sie den Eindruck von grobem Maschenwerk machen. Eine große Trommel liegt im Innern, die nur der Häuptling selber bei feierlichen Gelegenheiten schlägt. Sie ist aus einem einzigen riesigen Baumstamm geschnitzt, in Gestalt einer Kuh; der Kopf mit langen, rückwärts gebogenen Hörnern sehr gut und realistisch, der Körper freilich viel zu plump und gestaltlos, aber die Schenkel durchaus herausgearbeitet. Die Trommel mag 1 m hoch und 2 bis 3 m lang sein, ein altes, wertvolles Stück, das von der Kunstfertigkeit der Banaleute Zeugnis gibt.

Nachdem wir hier außen alles gesehen hatten, ging es ins Innere des Gehöfts.

Die Türöffnung des großen Hauses ist der Haupteingang, aber dieses scheint nur eine Art von Prunkgebäude zu sein, denn in der Mitte führt ein langer, dunkler Gang hindurch, und zu beiden Seiten sind einzelne abgeschlossene Wohnungen eingebaut. Wenn man ihn verläßt, steht man in einem engen Hof, der rings von roten Lehmhütten umgeben ist; von einer zur anderen spannen sich hohe Mattenzäune mit winzig kleinen Schiebetüren aus Palmstangen. Auch die Häuser haben schmale, niedrige Türen, jede aber mit der gleichen Einfassung aus dicken Balken. Und nun begann eine Wanderung durch ein unendliches und unbegreifliches Gewirr von kleinen Höfen, Gängen und Winkeln. Die meisten der Häuser sind sich ganz gleich an Größe und Form, nur hin und wieder hebt sich eins heraus durch geschnitzte Türrahmen, ein merkwürdiges Doppeldach oder Stützbalken unter dem sehr weit vorspringen-

den First. Wir liefen weiter und weiter, ohne zu fragen, ob es dem Häuptling recht sei, krochen durch kleine Türchen von einem Hof zum andern, sahen in Häuser hinein und gelangten endlich zu dem im Mittelpunkt des ganzen Gewirrs liegenden Hof des Fona selbst. Die Mattenwand war hier durch ein besonderes kleines Dach gekrönt, rechts und links begrenzten Wachhäuser mit offenen Loggien den Platz; das Fonhaus selbst war mittelgroß und hatte Dachstützen, war aber sonst ohne besonderen Schmuck.

Das Innere bestand, wie bei vielen anderen Häusern, nur aus einem Mittelraum, um den ein Gang läuft; Tageslicht dringt hier überhaupt nicht mehr herein, auf dem Boden brennt ein kleines Holzfeuer, dessen Qualm die Augen beizt. Bei seinem Schein sieht man an der Wand eine niedrige Bank aus Palmstangen: das Bett; außerdem einen europäischen Gartenstuhl und in einer Ecke eine Emailwasserkanne. Das ist die ganze Einrichtung der königlichen Behausung.

Für den, der an den Anblick von Negern gewöhnt ist, ist der Häuptling von Bana eine ungewöhnlich schöne Erscheinung, groß und schlank, mit schmalem Gesicht und gerader Nase. Auf dem Kopf trägt er eine Baumwollmütze, deren weißer Grund dicht mit bunter Stickerei bedeckt ist; der Oberkörper ist nackt, auf der Brust sieht man feine Tätowierung; ein farbiges, weites Lendentuch, das zwischen den Schenkeln durchgezogen ist, reicht bis zu den Knieen. Als Häuptling soll er sehr tüchtig sein, und sicher macht er einen intelligenteren Eindruck als die meisten andern Neger; eine gewisse Gier auf unsere Kulturerzeugnisse ist bei seiner kurzen Bekanntschaft mit allem Europäischen wohl begreiflich.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bana, den 24. Dezember 1911.

Es ist ganz weihnachtlich bei uns geworden. Als ich gegen Abend das heimatliche Weihnachtspaket aufmachte, fand ich Kerzen und Silberfäden neben allem möglichen Gebäck. Da schickte ich schnell die Boys fort, damit sie von einer Palme ein paar lange Wedel herunterholten. Damit wurden die Hauspfeiler geschmückt, und einen besonders schönen befestigten wir in der Veranda an der Wand, so daß er schräg in den Raum hineinragte. Dann steckten wir die Lichter auf, hängten die Silberfäden und zündeten unsern Christbaum an. Und es war richtige Weihnacht in der kühlen, tropischen Sternenhelle.

Den 27. Dezember 1911.

Das „Play", ein großes Tanzfest, ist das Höchste im Leben des Negers. Es ist Gottesdienst, wilde Ekstase, übermütiger Spaß, alles auf einmal. Ein Vertrauter des Häuptlings, ein Tschinda, kam uns zu holen; das Play solle um 3 Uhr beginnen, wenn die Sonne am heißesten brennt.

Auf dem großen, sonst immer menschenleeren Platz vor dem Palast war alles in fieberhafter Aufregung. Schon von weitem hörte man das Trommeln und beim Näherkommen den Gesang, für unsere Ohren nur „ho—ho, ho—ho, ho—ho", immer eine Quarte herunterschlagend, dazwischen kurze, chromatische Gänge aufwärts.

Als wir den Platz betreten, setzt sich der Tanz in Bewegung. Zwei Trommeln tönen in der Mitte. Eine, ganz aus Holz, liegt auf der Erde und wird mit Stöcken geschlagen, die andere, hoch und dünn, ist an der Öffnung oben mit Ochsenfell bespannt. Der Trommler hält sie aufrecht zwischen den Knien und schlägt sie mit den Hand-

flächen. Rings herum sieht man einen weiten Kreis von Männern, wohl 200 an der Zahl, die sich langsam um die Trommler herum bewegen, die Gesichter nicht der Mitte zugewandt, sondern in der Richtung, in der sie vorwärtsgehen; einer steht dicht hinter dem andern, manchmal drängen sie sich fast, und alle die vielen, nackten Körper sind in den seltsamsten Zuckungen. Sie schreiten nicht, es ist ein ganz kurzes, ruckweises Springen, mit gebogenen Knien, sehr schnell und rhythmisch nach dem Takt der Trommeln. Der Oberkörper ist etwas vorgebeugt, die Unterarme vorwärts gehoben, und Schultern, Rücken und Brust sind in zuckender, rasender Bewegung. So dreht sich der Kreis rund herum, langsam als Ganzes, wild bewegt in jedem einzelnen Glied der langen Kette. Ununterbrochen ertönt der einförmige Gesang, manchmal kurzes Händeklatschen und schrille Rufe dazwischen. Durch die ganze Weite des Kreises rast der Vortänzer; er macht merkwürdige Tanzschritte, springt plötzlich mit langen, halb drehenden Sätzen wie ein geschmeidiges, schönes Raubtier zur einen Seite des Kreises, zur andern, hin und her, winkt mit kurzen Bewegungen den Tanzenden, die sich ihm zuwenden und schneller, heftiger als vorher mit Schultern und Brustmuskeln zucken.

Nach ein paar Minuten ist der Vortänzer erschöpft, er weicht zurück in die Reihe, und ein anderer springt vor. So geht der Tanz, eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, eine Stunde, immer im Kreis um die Trommeln. Ab und an wechseln die Melodien des Gesanges, die Trommler lösen sich ab, es gibt eine kurze Pause. Zuletzt tritt auch der Fona mit in die Reihe der Tanzenden, unzweifelhaft der Schönste seines Volks, groß, schlank, jeder Muskel des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Körpers zur Vollendung ausgebildet, stattlicher und reifer mit seinen etwa 35 Jahren als die vielen Jünglinge, jünger und frischer als die alten Leute, besser gepflegt und höher gewachsen als alle anderen. Zuerst geht er mit im Kreis, aber dann springt er in die Mitte als Vortänzer, von langanhaltenden, schrillen Rufen seiner Leute begrüßt. Und er tanzt wirklich wie ihr König: den Kopf zurückgebogen, die Augen halb geschlossen, alle Muskeln des Gesichts gespannt, wie in Verzückung und doch mit einer Würde, als beginge er eine heilige Handlung. Er schnellt in gleitenden Sätzen von einer Seite des Kreises zur anderen, aber es ist Ruhe in den Sprüngen; er steht mit zuckenden Gliedern, Schultern und Brust in rasender, rhythmischer Bewegung, aber der Ausdruck seines Gesichts ist ernsthaft; und er macht andere Tanzbewegungen und Schritte als seine Leute — vielleicht den dem König vorbehaltenen Tanz. Mehrere Male eilt er in den Kreis und wieder in die Reihe zurück, und die Raserei der Menschenmenge steigt und steigt. Alle Körper glänzen im Schweiß, der Atem geht keuchend, der rote Sand wirbelt auf und hüllt das Ganze in einen feurigen Dunst. Es riecht stark nach dem Staub und nach dem Schweiß.

Dann tritt der König aus der Reihe, mit gleichgültigem Gesicht geht er dem Palast zu, der Tanz flaut ab, die Trommel ruht, und in wenigen Augenblicken hat sich alles Volk verlaufen. Bei Sonnenuntergang liegt der weite Platz einsam und menschenleer wie an anderen Tagen.

Bangante, den 1. Januar 1912.

Jeden Morgen brennt das dürre Gras auf allen Höhen. Die Eingeborenen zünden es in der Frühe an, augenschein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lich mit sorgfältiger Berechnung und Ausnutzung des Windes, der freilich hier zu dieser Zeit täglich von Osten kommt. Die ganze Luft ist von weißem Rauch und Dunst erfüllt, keine Ferne ist zu sehen, und man wandert förmlich durch Feuer. Schwarze Flächen dehnen sich hier und da an den Höhen aus, am Rand von einem Saum roter, züngelnder Flammen begrenzt; und schon ganz von weitem hört man das Knattern des Feuers, das rasch in dem gelben, hohen Gras weiterfrißt. Führt der Weg an solchen brennenden Stellen vorbei, so geht man in dicken Rauchwolken, die Flammen sind manchmal fast mannshoch, das Knattern übertönt jedes Gespräch, und riesige Hitze strömt aus. Ganze Scharen großer Raubvögel schweben über dem Brand und stoßen ab und an hinunter, um sich eine Eidechse, eine Schlange oder ein anderes kleines Getier zu holen.

Unter dem Brand kommen überall alte Ackerfurchen hervor; die Leute bestellen ihre Felder an den steilen Berghängen bis in Höhen von 1700 bis 1800 m hinauf, während ihre Gehöfte tief in den Tälern liegen. Da sie Düngen nicht kennen, müssen sie von Zeit zu Zeit ihre Felder brach liegen lassen, damit der Boden sich erholt; das starke Gras schießt dann sofort hervor und bedeckt schnell die ganze Fläche. Nur durch Abbrennen können die Menschen es fortschaffen, wenn sie nach mehreren Jahren wieder Felder anlegen wollen; vielleicht haben sie auch eine dumpfe Ahnung von der düngenden Wirkung der Asche. In der Tiefe der Täler und auf der welligen Ebene ist das meiste Land beackert, nur wenig liegt brach; in der Höhe der steilen Berge aber sind die Felder einzeln im Brachland verstreut.

Wir sind rings um die Batschaberge herumgezogen und über ihre Ausläufer hinüber, dreimal hoch und steil

hinauf, dreimal wieder hinunter; das Pferd mußte sehr vorsichtig geführt werden, an Reiten war nicht zu denken. Dann ging's über eine breite Senke mit weiten Tälern und flachen Höhenrücken, immer am Fuß der Berge entlang, die mit ihren seltsamen, ganz schroff und unvermittelt aus der Ebene aufsteigenden Ketten zum Arbeiten und Untersuchen lockten. Aber wir mußten leider vorüberziehen, der Reiseplan wollte es so.

Immer meint man, der Ort, den man zuletzt erreicht hat, sei schöner als alle vorhergehenden. Und sicher sind sie alle unglaublich verschieden. Hier ist der große Marktplatz auf dem Gipfel eines breiten Höhenrückens gelegen, der rote Boden ist festgestampft, und unter den Zweigen dreier alter Bäume hindurch sieht man die weite, wellige, ganz mit gelbem Gras bedeckte Fläche. Unsere Zelte liegen etwas unterhalb des Gipfels im Windschutz, auf einer breiten Straße, die von Zäunen eingefaßt ist; Weiberhäuser und das Häuptlingsgehöft verbergen sich dahinter. Die Höhe schließt uns jeden Fernblick ab, sogar der unterste Teil der Baumstämme ist uns verdeckt, und alles Leben, das sich auf dem Platz abspielt, die Weiber, die mit Tragkörben gehen, Männer mit Waffen, mit Kalebassen und Lasten, spielende Kinder, die das Tanzen der Erwachsenen üben, alles steht für uns gegen den blaßblauen Himmel. Wie auf einer Bühne wirkt es, wenn sich die phantastischen, schwarzen Gestalten da oben herumbewegen.

Jetzt ist erst rechtes Expeditionsleben: des Morgens um 5 Uhr rasselt der Wecker im Zelt, einer von uns langt aus dem Bett nach der Pfeife, deren gellender Ton die Boys ruft. Bald kommt einer, zündet die Laterne an, denn es ist noch stockfinster, und in Hast zieht man sich an. Die Jungen reißen einem förmlich das Bett unter dem Leibe

weg und schnüren es zusammen; Wäsche, Moskitostiefel und alles, was etwa sonst noch herumliegt, wird in Koffer und Säcke gestopft, und schon sitzen draußen in langer Reihe die 75 Träger und lauern auf ihre Lasten. Mit zwei Soldaten geht jetzt alles tadellos, es kommt nie mehr vor, daß sie drauflos stürzen und die leichtesten Stücke an sich reißen.

Gefrühstückt wird halb im Stehen, während Soldaten und Trägervormänner die Zelte abbrechen und der Koch schon ungeduldig wartet, um das Geschirr noch in seine Kisten zu packen. Wenn alles fertig ist und jeder Träger hinter seiner Last hockt, nehmen die Headleute die Stricke der Schafe und Ziegen, die wir mit uns führen, in die Hände, es wird kommandiert: „Cargo for up", und in ein paar Sekunden setzt sich der Zug in Bewegung. Ein Soldat geht voran, einer hinterher, und dann läuft die Karawane so schnell, daß wir weit zurück bleiben; stets sind sie mehrere Stunden vor uns am Ziel. Noch früher sind die Weiber und Boys, die die Soldaten überall begleiten; sie brechen noch bei Dunkelheit auf, um alles für ihre Gebieter zu richten.

Nach feierlicher Verabschiedung vom Häuptling ziehen auch wir los, Waibel marschiert schneller und ist uns meist rasch voraus. Jeder hat ein paar Leute bei sich, die das unterwegs notwendige Arbeitsgerät, Barometer, photographische Apparate, geologische Hämmer, Pflanzenmappe, Schmetterlingsnetz, Malsachen usw. tragen. Außerdem läuft auch immer ein Träger mit dem „big pot" neben uns; das ist ein großer Selbstkocher, den ich hier als „Eisschrank" benutze, damit wir unterwegs ein erfrischendes Frühstück haben. Zuerst versuchte ich, heiße Speisen darin mitzunehmen, aber ich fand, daß sie durchgeschüttelt ab-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

scheulich schmeckten; da jedoch der Topf jede Temperatur hält, lasse ich jetzt am Abend einen kalten Milch- oder Obstpudding hineintun, der immer kühl bleibt und unterwegs wirklich die allerbeste Erfrischung ist. Morgens wird verabredet, um welche Zeit der Vorausgewanderte den anderen erwartet, und dann machen wir eine halbe Stunde Frühstücksrast.

Wenn wir zwischen 12 und 4 Uhr im Lager ankommen, gibt es noch rasch irgendein warmes Gericht, Erbswurstsuppe, Pfannkuchen, oder auch nur Kaffee oder Kakao, die ausführliche Mahlzeit erst abends gegen 7 Uhr, wenn es dunkel ist und man doch nichts mehr unternehmen kann. Je nach dem, was bei der Ankunft zu tun ist, oder wie müde man ist, badet man gleich nach dem Ankommen oder erst später vor Tisch oder vorm Schlafengehen in der großen, flachen Reisewanne.

Die Neujahrsnacht war kühl, nur 14° C, und dazu fiel starker Tau. Unser Zeltdach triefte außen, und an der Innenseite des oberen Daches, das auch die Veranda bildet, hing Wasserperle neben Wasserperle; alle Koffer waren naß und die Zeltpflöcke durch das Gewicht des Wassers gelockert. Das eigentliche Zelthaus liegt noch unter dem Überdach; wenn man die Vorderwand herunterläßt und schließt, kommt keine Feuchtigkeit hinein.

Mit Sekt haben wir um Mitternacht das neue Jahr begrüßt und auf das Gelingen der Expedition und unserer Arbeit angestoßen. Möge doch dieses Jahr 1912 uns freundlich sein!

Am Ufer des Nun, den 4. Januar 1912.

Nach heißem Marsch über Höhen und durch Schluchten, über gelbe oder abgebrannte Savanne, wo die kahlen, ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

krüppelten Bäumchen weiß zwischen den schwarzen Grasresten stehen, nachmittags noch ein langwieriger und schwieriger Flußübergang.

Ich hatte mir solche Hängebrücke doch harmloser vorgestellt. Hoch zwischen den Bäumen schwebt sie, wie eine große Hängematte über dem 50 m breiten Fluß, ganz aus Lianen geknüpft und von langen Lianenstricken gehalten. Der Boden dieser Brücke ist 5 cm breit, unregelmäßig und glatt; rechts und links spannt sich ein hohes Geländer, das nach oben auseinander geht, so daß man es gerade mit beiden Händen fassen kann. Zwischen Geländer und Boden sind in Abständen von 50 zu 50 cm regelmäßige Knüpfschnuren angebracht, und auch in der Längsrichtung noch zwei oder drei lange Seile parallel mit dem Boden, wodurch ein ganz grobes Maschennetz entsteht. Eine Zyklopenleiter aus ungefügen Stämmen führt in den Baum zur Brücke hinauf, und dann muß der Weiße, der mit seinen Schuhen viel ungeschickter ist als der barfüßige Neger, vorsichtig, langsam, Schritt für Schritt hinübergehen, mit jeder Hand ein Geländer fassend und die Füße sorgfältig auf die Kreuzungen setzend, so daß er den Boden immer zwischen Hacken und Vordersohle hat. Der Neger setzt die Füße ganz gerade, klammert sich mit den Zehen fest und trägt die schwersten Lasten, die er sich auf dem Rücken festbindet, geschwind hinüber. Wenn man in der Mitte der Brücke ist, schwankt sie stark hin und her, und man darf nicht lange nach unten sehen, sonst faßt einen der Schwindel durch das Ziehen und Gleiten des Wassers; rasch muß man lernen die Füße richtig setzen, ohne hinzublicken, und lieber geradeaus schauen.

Wir sind schnell und gut hinüber gekommen, wenn mir auch, wie ich ehrlich gestehe, bei den ersten Schritten das

Herz klopfte. Die größte Schwierigkeit machten Pferd und Hund, die natürlich die Brücke nicht benutzen konnten. Ein auf der Banganteseite festgeknüpftes Seil mußte vorsichtig hinüber gebracht werden (zum Glück reichten die beiden Wäscheseile gerade), das Pferde bekam das Ende um den Hals, Franz feuerte noch rasch mehrere Schüsse ins Wasser, um etwaige Krokodile zu vertreiben. Dann führte der Pferdejunge das Tier ins Wasser hinein, und es schwamm gut hinüber. Mit dem Tigerhund machten wir es ebenso, aber ich glaube, er wäre auch ohne Seil geschwommen, wenn wir ihn gleich mit dem Pferd, das er über alles liebt, hineingelassen hätten. Als es im Wasser war, wollte er durchaus hinterher.

Der Übergang der Lasten hat vier Stunden gedauert, da die Brücke höchstens zwei Leute zugleich tragen konnte. Unser Dolmetsch, den ich noch vorgestern mit einem großen Geschenk beglückt hatte, weigerte sich sogar standhaft, dicht vor oder hinter mir her zu gehen, weil er für sein teures Leben fürchtete. Es kam ihm aber gar nicht darauf an, zwei Träger mit einer schweren Doppellast zusammen hinüberzuschicken. Die Brücke hat natürlich gehalten, trotzdem in der Mitte ein paar Querschnüre gerissen waren.

Hier am Ufer des Nun hausen wir auf freiem Feld, die erste Bamumstadt ist noch drei Stunden entfernt; ein paar verlassene, halb verfallene Haussahütten dienen als Küche und Unterschlupf für Soldaten und Boys. Die Zelte stehen mitten im hohen, gelben Gras, das alle Aussicht hindert, nur auf den rückwärts liegenden Höhen steigen in breiten, feurigen Bändern die Flammen der Grasbrände empor. Zum Glück wird hier auf dieser Seite nicht gebrannt. Die Träger haben sich auf frei geschlagenen Plätzen im Gras ihre Kochfeuer angezündet und das mitgebrachte

Hängebrücke

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Hängebrücke

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Futter zubereitet. Franz hat sie schrecklich bedroht, wenn sie das Feuer nicht hüteten, würde jeder von ihnen erst von den Soldaten Prügel kriegen, und nachher würde er sie noch totschießen. Jetzt sind alle Feuer erloschen, die kleinen Boys sind unter das äußere Zeltdach gekrochen, und wir wollen schlafen gehen.

Basset, den 8. Januar 1912.

Schon den vierten Tag sind wir im fabelhaften Land Bamum, vielleicht dem Land der intelligentesten Neger Kameruns, in dem für den Europäer wahrlich Milch und Honig fließt. Man wird behandelt wie ein in menschlicher Verkleidung wandelnder Gott. Der Sultan Njoja hat überall an der Straße riesige Raststationen bauen lassen und einen „Dji" eingesetzt, der voll Ehrfurcht alles herbeischafft, was man irgend haben will. Wenn unsere Träger alles das an einem Tag fressen wollten, was für sie angeschleppt wird, sie müßten sterben. Für uns stehen bei unserer Ankunft Körbe mit Hühnern, Töpfe mit Maismehl, große Trauben der herrlichsten Bananen bereit, und der Dji mit seinem Gefolge begrüßt uns so ehrfürchtig, daß nur noch der Fußfall fehlt. Bis Basset ist sogar ein besonderer Abgesandter Njojas uns entgegengekommen.

Es blutet einem das Herz, daß man hier nicht vier Wochen sitzen kann, nicht des guten Quartiers wegen, sondern wegen des zauberhaft schönen, gigantischen Vulkangebirges Bapit, an dessen Fuß wir lagern. — Franz und Waibel sind gestern gegen Abend noch auf einem der vielen, einzeln liegenden kleinen Vorkraterberge gewesen und kamen ganz außer sich vor Begeisterung zurück. Wie eine Mondkarte, Kraterring um Kraterring, sieht das Land hier aus, alles frische, schwarze Lava, und wo sie verwittert ist, ein üppiges Gartenland.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Heute früh um 4 Uhr sind beide aufgebrochen, um die höchste Erhebung des Bapit zu besteigen. Sie müssen wohl 1000 m hinauf, es wird anstrengend werden, denn bis zur Dunkelheit wollen sie zurück sein. Dreißig Träger gehen mit, um Weg zu schlagen; oben ist zum Glück alles Gras kürzlich abgebrannt. Aber ich fürchte, es wird nicht viel Aussicht geben, jedenfalls nicht bis zu den Tikargebirgen; der Dunst ist zu dicht in dieser Jahreszeit.

Im Lager ist heute großer Wäschetag. Jeder Boy hat Seife bekommen und ist mit seinen Tüchern und Hemdchen zum Bach gezogen, wo Wäsche und Menschen zugleich geseift und gespült werden. Nach und nach kommen sie jetzt zurück, die schwarze Haut glänzend vor Sauberkeit. Ich habe etwas gezeichnet, geschrieben, genäht und geflickt. Ein richtiger Ruhetag ist ab und an ganz gut für mich, denn an den Wandertagen ist es doch so, daß ich abends im Quartier am meisten zu tun habe und am letzten zum Stillsitzen komme. Dann finden Koch und Boys, die natürlich nicht lesen können, in den Kisten nicht die richtigen Konservenbüchsen; dann bittet einer um Seife, einer um Salz, und vor allem nimmt das viele Wundenwaschen und Verbinden Zeit in Anspruch und macht sehr müde. Es ist noch kein Wandertag vergangen, an dem ich nicht abends mindestens drei halb abgeschnittene Zehen behandelt und ein paar eiternde Geschwüre verbunden habe. Das sind eben Dinge, die man nicht den Boys überlassen kann, und die sorgfältig gemacht sein wollen. Unterwegs habe ich ja dafür auch am wenigsten zu tun.

Fumban, den 13. Januar 1912.

Zwei Tage wandert man über die Steppe. Der Bapit, an dessen Fuß man einige Stunden entlangzieht, verblaßt

mehr und mehr, die Felder und Gärten hören auf. Hat man auch den großen Sumpfwald in der breiten Niederung hinter sich gelassen, geht man nur noch durch Gras. Kuti, die Raststation für die Nacht, bildet wohl die einzige Baumoase. Die Regierung legt hier Baumwoll-Versuchspflanzungen an.

Das Gelände wird hügeliger, steigt etwa 100 m, und das Landschaftsbild wird immer öder und trostloser. Hügel und Höhenzüge, einer hinter dem anderen, alle mit gelbem Gras bedeckt und zum großen Teil schwarz gebrannt.

„Fumban" sagt plötzlich, als wir eine Höhe erreichen, der Pferdejunge und zeigt mit der Hand vorwärts.

Über schwarz gebrannte Steppe hinweg sehen wir in der Ferne eine Art Mauer auf einem Hügelrücken entlangziehen, im Tal verschwinden, auf der nächsten Höhe sich fortsetzen, weit nach beiden Seiten sich erstrecken; große Drazänen, grotesk verzweigt, begleiten sie. Wir passieren auf schmalem Weg einen Graben und einen hohen Wall dahinter; das ganze weite Feld ist bedeckt mit Hunderten von tiefen Gruben, die, steilwandig und eng, ein Herankommen an die Stadt fast unmöglich machen; der Pfad führt im Zickzack hindurch. Beim Näherkommen sieht man, daß die dicken, von Lehm aufgeführten Mauern Schießscharten und regelmäßig wiederkehrende, vorspringende Bastionen haben und noch durch einen zweiten Graben geschützt sind. Aber die Befestigungen zeigen große Lücken; hie und da ist die Mauer eingestürzt, man sieht nirgends Späher und Torwächter, vollkommen tot liegt die Stadtmauer in dem öden Land.

Hat man aber das Tor erreicht, so öffnet sich plötzlich ein lachend freundliches Bild dem Blick: hügeliges Land, das bepflanzt und grün ist wie ein Garten; Palmen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wäldchen, Kolabäume, dichte Haine von Bananen und breite Straßen mit Alleen hoher Bäume bepflanzt und mit grünen Hecken eingefaßt, oder schmale Heckenwege von Gehöft zu Gehöft. Hier wohnen 20 000 Menschen in der Stadtumwallung beisammen, ärmere, die ein kleines Feld und wenige Hütten besitzen, und reiche Edelleute, deren schönes Haus mit Doppeldach am Ende des großen, an zwei Langseiten von den Weiberhäusern eingefaßten Hofplatzes liegt. Immer ist ein solches Gehöft von hohen Bäumen oder Bananenpflanzungen umgeben, die Felder mit Kartoffeln, Yams, Kassada, Mais und Durrakorn sind sauber und sorgfältig gehalten.

Jedes Haus hat ein hohes, pyramidenförmiges Grasdach, unter dem ein Fries von schwarzen und weißen Grasbündeln entlangläuft, Tiere und Ornamente darstellend. Eine Reihe starker Stämme stützt das Dach außen, da die nur aus Raphiastangen zusammengebundenen, mit rotem Lehm beworfenen Wände die schweren Grasmassen nicht tragen können.

Im Schatten der Bäume, auf dem roten Boden zwischen den roten Häusern sieht man kleine, nackte Kinder herumkrabbeln, ein Mann sitzt und raucht eine lange Messingpfeife, Weiber tragen große Kalebassen. Wir ziehen auf der breiten Straße, die in einiger Entfernung von der Stadtmauer läuft. Hunderte von Menschen sind unterwegs, sie schleppen Körbe und Lasten oder treiben Vieh zum großen Markt auf den Häuptlingsplatz. Alle tragen die weiten, faltigen Gewänder der Haussa oder die kurzen, ärmellosen Haussahemden, die wie breite Stolen über die Schultern hängen; europäische Kleidung sieht man gar nicht bei den Bamumleuten. Die Weiber sind entweder nackt oder haben große Tücher unter den Achseln durchgebunden,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die sie schlank und eng einhüllen. Zum Teil sieht man überraschend große, schöne Menschen, die wenig von dem Gesichtstypus haben, den wir negerhaft nennen; gebogene Nasen und schmale Backen, aber tief dunkelbraun, fast schwarz alle.

Je näher wir dem Häuptlingsplatz kommen, um so dichter liegen Gehöfte und Häuser beisammen, zuletzt sind es richtige Straßen, eng und schattig, wie italienische. Das ist die Frauenstadt des Häuptlings, in der jedes Weib ein Haus für sich allein bewohnt. Und dann steht der riesige Häuptlingspalast allein auf weitem Platz. Viele, viele einzelne quadratische Häuser sind dicht an einander gebaut, die spitzen Dächer sattelartig verbunden, so einen zusammenhängenden, rechteckigen Gebäudekomplex bildend. Die Schmalseite mit vier großen Eingangstoren, zeigt als Dachstützen lauter geschnitzte Pfosten, ein paar riesige Trommeln sind in den dunkeln Torgängen zu sehen. Wir halten auf dem Platz, und nach einigen Minuten kommt aus einem der Tore ein Zug Menschen in leuchtenden Gewändern hervor; er teilt sich, und der Häuptling geht auf uns zu, uns zu begrüßen. Er trägt reich gestickte Haussatracht und einen weißen Turban; dem mächtigen Körper und dem großen Kopf steht das ausgezeichnet.

Der erste Eindruck, den jedes spätere Zusammensein nur bestärkt, ist der eines lebensvollen, außergewöhnlich begabten Menschen. Es ist um so bemerkenswerter, daß man dies Urteil gleich beim ersten Sehen gewinnt, als die Züge des Gesichts etwas Starres haben, weil ein Auge fast blind ist und sich wenig bewegt. Ich habe jetzt das Gefühl, diesen Njoja schon lange zu kennen. Er ist in den drei Tagen unseres Hierseins zweimal bei uns gewesen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und wir haben einen ganzen Morgen in seinem Palast zugebracht. Jedesmal erschien er sympathischer.

Er ist vielleicht 32 Jahre alt und sehr jung zur Regierung gekommen. Nachdem er in einem Kriegszug gegen die Bansso, in dem er zusammen mit einer Kompagnie der Schutztruppe gefochten, seinen erschlagenen Vater gerächt hat, geht sein ganzes Trachten darauf, seine Bamumleute wirtschaftlich und technisch vorwärts zu bringen. Zuerst ist er dabei in das törichte Fahrwasser geraten, daß er wahllos alles, was er von europäischen Einrichtungen gesehen, nachmachte; und daß er bei den in Bamum ansässigen Weißen nicht immer nur die edelste Kultur gelernt hat, ist leicht zu begreifen. Vor allem hat das Militär es ihm angetan, und er hat jahrelang europäische Kleidung, besonders Uniformen, getragen, hat seine Bamum in Soldatenröcke gesteckt und Parademarsch üben lassen und ist sich ungefähr wie ein Bruder des deutschen Kaisers vorgekommen. Später jedoch wünschte die Regierung die Truppe der Bamumsoldaten nicht mehr, und Njoja hat auch allmählich eingesehen, daß er sich und seine Leute mit dem wahllosen Nachäffen europäischer Tracht und Einrichtungen nur lächerlich mache; er ist ganz zur Haussatracht übergegangen, die ja entschieden reicher und prächtiger ist als die alte Bamumtracht. Und er läßt seine Leute Reiterspiele üben, wie er sie bei den Fullah gelernt hat.

Die Besorgnis, daß er mit dieser Tracht und den Reiterstücken allmählich zum Mohammedanismus hinübergleiten würde, halte ich kaum für stichhaltig. Im Gegenteil ist seit vier Jahren, wo Franz zum ersten Male hier war, die Kolonie der Haussa sehr zusammengeschmolzen und ihr Ansehen dementsprechend geringer geworden. Und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Njoja

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

alles, was Njoja von wirklichen Kulturerrungenschaften in seinem Land eingeführt hat, geht doch ganz auf deutschen Einfluß zurück.

Das Bemerkenswerteste ist wohl, daß er eine eigene Schrift erfunden hat, die sich als Silbenschrift wahrscheinlich der Bamumsprache viel besser anpaßt, als unsere Schrift das könnte. Zuerst hat er seine Leute selbst darin unterrichtet, jetzt hat er Lehrer ausgebildet, eine große, schöne Schule gebaut, eine Halle, in der Bank hinter Bank steht; und die halbwüchsigen Jungen, besonders seine Söhne, werden hier regelrecht unterrichtet. Viele schickt er auch auf die Baseler Mission, die hier eine Niederlassung hat, damit sie Deutsch lernen und vor allen Dingen Handwerke.

Ich glaube, daß Njoja in erster Linie technisch begabt ist; er wünscht, daß seine Bamumleute möglichst alles selber anfertigen lernen, damit sie nicht mehr nötig haben, bei den Fremden zu kaufen. Seine letzte, wirklich erstaunliche Leistung ist der Bau eines Europäerhauses. Er hat bei den Missionaren gesehen, daß ein Ziegelhaus mit einem Dachstuhl aus Balken und ordentlichen Fenstern und Türen haltbarer und dadurch, trotz der höheren Baukosten, billiger ist als die Bamumhäuser, die eigentlich nur eine Lebensdauer von drei bis vier Jahren haben und dann von Grund aus erneuert werden müssen. Er hat Ziegel brennen lassen; die Balken und Bretter aus festem, schwerem Holz aus seinen Wäldern sind von Bamumleuten gesägt, er hat einen regelrechten, schönen Dachstuhl gebaut, eine Treppe mit ausgesägtem Geländer im Innern, starke Türen und Fenster in festen Rahmen, das Dach ist mit Pfannen aus Blech gedeckt. Und das ganze Haus sieht hübscher und geschmackvoller aus als irgendein Europäerhaus, das ich bisher im

Innern gesehen habe. Die für Weiber und dienende Knaben bestimmten Räume sind, der Landessitte entsprechend, dämmrig dunkel, offene Feuer brennen auf runden Herden, das Gerät ist primitiv. Njojas persönlicher Hausrat aber ist ziemlich europäisch. Alle Tische, Stühle und Schränke sind von Bamumarbeitern angefertigt. Es ist sein größter Stolz, daß seine Leute das alles gelernt und selbst gemacht haben, daß sie jetzt auch seine Gewänder nähen und sticken können. Er will am liebsten nichts um sich haben, was von andern stammt, nur Bamumarbeit, Bamumarbeit.

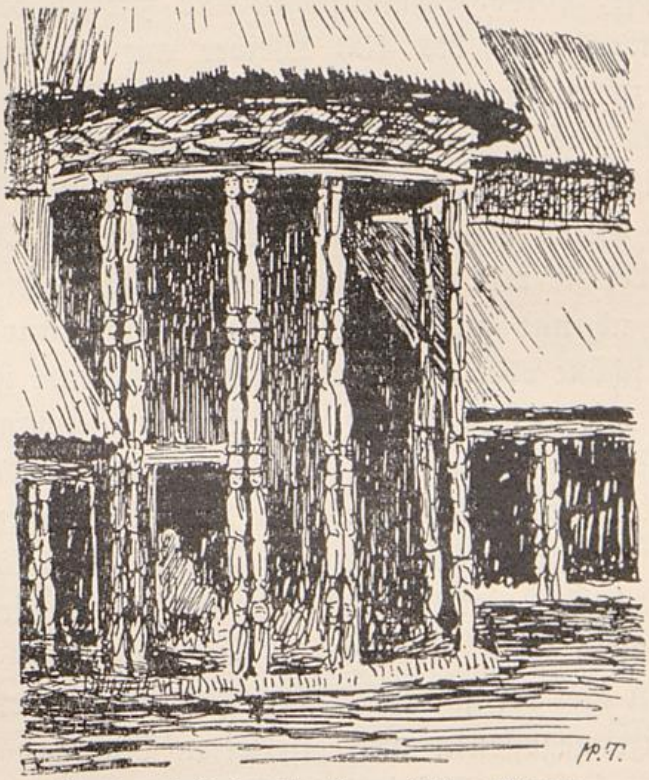
Von den vielen hundert Frauen, die Njoja besitzt — er selbst gibt ihre Zahl auf 450 an, ich bin aber überzeugt, daß es noch viel mehr sind — halten sich meist 20 bis 30 im Häuptlingspalast auf, während die anderen in ihrer Weiberstadt bleiben. Die häusliche Lebensweise dieses schwarzen Fürsten wird erläutert durch die Einrichtung seines Schlafzimmers, das er uns voll Stolz zeigte. Außer zwei mächtigen eisernen Tropenbetten, deren Moskitostangen mit Bamumemblemen behängt sind, stehen noch zwei Feldbetten darin für zwei weitere Gefährtinnen.

Das im Europäerstil aufgeführte Haus ist übrigens so in den anderen Palast eingebaut, daß es von außen nicht zu sehen ist und in keiner Weise den Gesamteindruck stört.

Der riesige Bau ist wirklich vornehm und fürstlich schön. Im Innern dehnen sich weite Höfe aus zwischen den hohen, dämmrigen Räumen und dunkeln, stockfinsteren Gängen. Die Sonne scheint freundlich herein; ein offener Laubengang, dessen Dach durch geschnitzte Säulen getragen wird, läuft ringsum; Bäume beschatten in der Mitte graue, alte Grabsteine. Hier empfängt der Häuptling Besuch, hier spricht er Recht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn er einen Europäer besucht, kommt er mit orientalischem Pomp: ein Läufer geht voran, ein Streichinstrument spielend und den großen Njoja, den größten Fürsten in Kamerun, preisend, dann folgt er zu Pferd, auf beiden Seiten seine Begleiter, alle in leuchtend farbiger Haussa-



Empfangshalle im Häuptlingsgehöft zu Bamum.

tracht. Aber wenn er bei uns sitzt, Kaffee trinkt und raucht, habe ich nach ein paar Augenblicken vergessen, daß ich einen Neger vor mir habe. Sein Benehmen ist so ungezwungen natürlich und dabei vornehm zurückhaltend, so ganz frei von Neugier und Habsucht auf europäische Sachen, daß man bald nur als Mensch zum Menschen mit ihm spricht. Da er sich in Pigdin-Englisch gut auszudrücken versteht, ist auch die Verständigung leicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fumban, den 16. Januar 1912.

Unser Haus ist das reine Museum; wir haben fabelhafte Schätze eingehandelt, meist von Weibern, die uns das Haus förmlich gestürmt haben, als sie merkten, daß sie bei uns Geld, Tabak, Stoffe, Parfums, Spiegel für ihre Töpfe, Körbe, Schmucksachen und Pfeifen bekämen; es waren wohl 300 bis 400 Weiber auf einmal da, alle schrieen zu gleicher Zeit, hielten uns ihre Sachen entgegen, zerbrachen das Gitter der Veranda und wurden schließlich, als es ihnen nicht schnell genug ging, so ungebärdig, daß wir die Türen des Hauses schlossen und den Hund losließen, der sie mit wütendem Bellen rasch vertrieb. Jetzt kommen ab und an noch einzelne, da wir nur mehr besonders schöne oder alte Sachen kaufen. Heute ist auch der Handel mit Njoja selber ins Rollen gekommen, nicht direkt, dazu ist er viel zu vornehm, sondern durch einen seiner ersten Tschindas. Er hat uns Sachen geschickt, die unsere kühnsten Erwartungen übertreffen. Es war uns bange gemacht worden, daß wir überhaupt nichts Wertvolles, Altes mehr bekämen, es sei alles fort. Und nun haben wir hier bei uns meterlange Pfeifen mit den schönsten in Bronze gegossenen und ziselierten Rohren, Menschenköpfe in erhabener Arbeit darstellend, oder mit Rohren in Perlstickerei; uralte Tanzmasken aus Bronze und Perlen, die wie Helme auf dem Kopf getragen werden; Bronzeglocken, geschnitzte Büffelhörner — wir stehen dazwischen und staunen. Von der Pfeife mit den Köpfen sagte uns der Tschinda, daß bisher kein Weißer sie gesehen habe, und Njoja sie uns nur gebe, weil er Franz schon so lange kenne und sein Freund sei.

Eine der größten und erfreulichsten Überraschungen in

Bamum war uns die Königinmutter, die erste Frau des Hofes. In Kamerun heißt es allgemein, sie sei unförmlich dick, und außerdem „ein Biest". Wir fanden eine Frau, die zwar sehr stark ist, was unter dem weiten Haussagewand jedoch fast verschwindet, aber mit einem Gesicht, so jung und für eine Negerin so schön, daß wir zuerst glaubten, eine Schwester Njojas vor uns zu haben. Auch sie macht den Eindruck von ganz ungewöhnlicher Klugheit und zugleich Willensstärke; zehn Jahre hat sie für ihren unmündigen Sohn die Regierung geführt und ist jetzt noch sein erster Berater. Ich könnte mir denken, daß sie an diplomatischem Geschick ihren Sohn übertrifft. Wie aus der römischen Kaiserzeit kommt sie einem vor, eine mächtige, stolze Frau, die sicher furchtbar grausam, aber auch bezaubernd liebenswürdig sein kann.

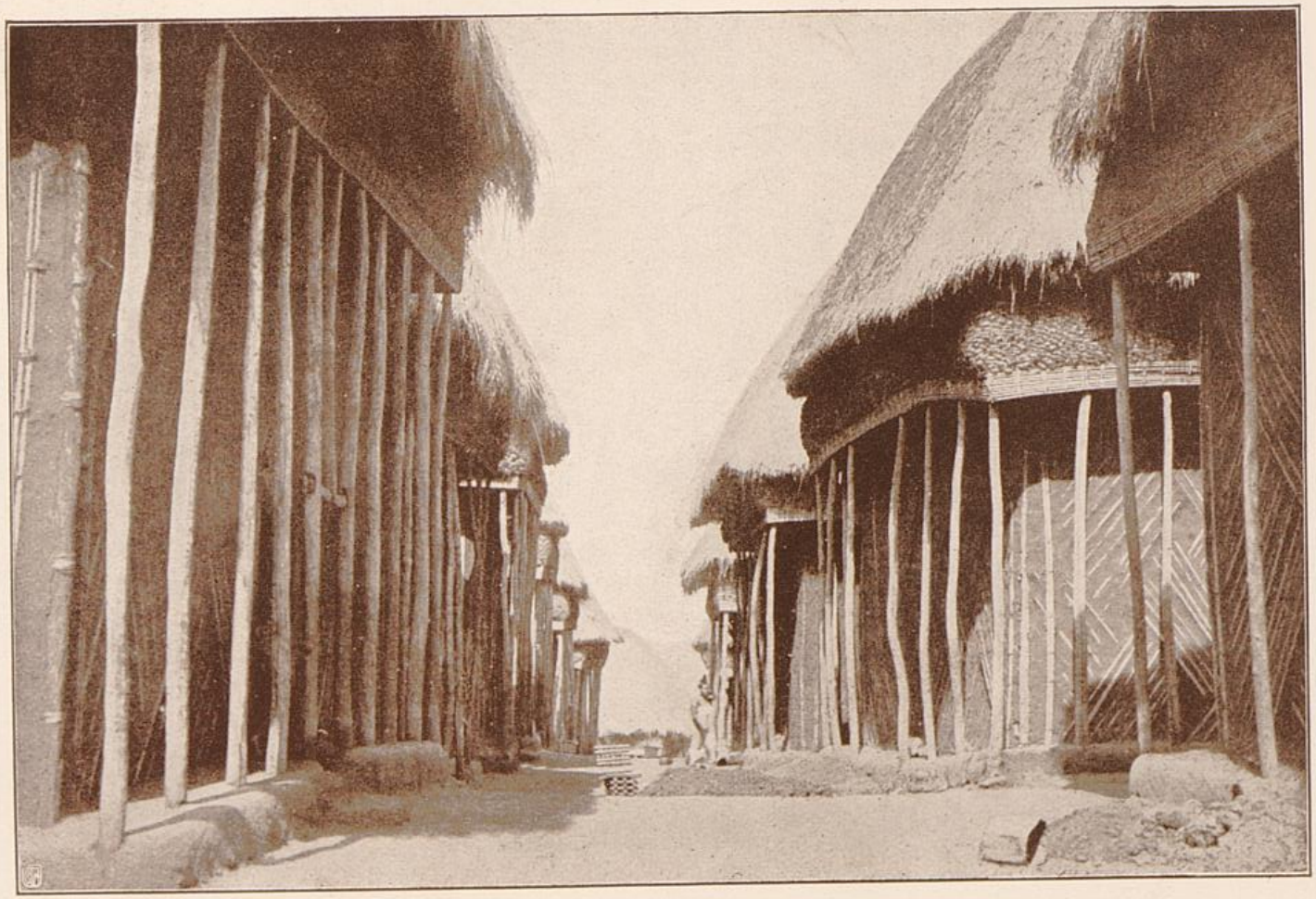
Zwischen ihr und mir besteht eine fast zärtliche Freundschaft. Ich habe ganz zufällig ihr Herz damit gewonnen, daß ich ihr, von der ich hörte, sie hätte außer Njoja keine Kinder mehr, sagen ließ, es sei besser nur ein Kind zu haben, aus dem ein großer König geworden, als viele, die es zu nichts brächten. Sie stand auf, gab mir die Hand und sagte, sie danke mir für diese Worte. Und seitdem ist unsere Freundschaft besiegelt.

Gestern hat sie mit Njoja zusammen bei uns zu Mittag gegessen, wie ich hörte, das erste Mal, daß sie bei Europäern etwas genommen hat. Njoja ist ja bei solchen Gelegenheiten der vollendete Gesellschafter; er ißt so tadellos, wie man das nur von irgendeinem Europäer verlangen kann, trinkt vorsichtig und mäßig, und nie stockt die Unterhaltung. „Na", das heißt „Mutter", hatte noch etwas Mühe, mit Messer und Gabel umzugehen, und wenn ihr

irgend etwas gut schmeckt, so schluckt sie es rasch und läßt durch Njoja sagen, sie möchte noch mehr davon haben. Zum Schluß, beim Fortgehen, bedankten sich beide feierlich für die Einladung und das gute Essen. — Na hat auch eine Menge Ethnographika für Stoffe und Perlen an uns verkauft. Sie beim Aussuchen zu sehen, war ein wahres Vergnügen, ihre Wonne über schöne Farben und ihren ausgeprägten Geschmack: dies mag ich und jenes mag ich nicht.

Wir sind zu günstiger Zeit nach Bamum gekommen, der Zeit der Feste. Außer den allwöchentlich am großen Markttag stattfindenden Reiterspielen, bei denen die Pferde wie toll jagen und aufbäumen, werden Vorbereitungen für größere Tänze getroffen. Njoja hat aus seinen Schatzkammern viele alte, ehrwürdige Tanzfiguren holen lassen; ein fast vergessenes Bamumspiel wird durch ein dürres, eisgraues Männchen wieder eingeübt; morgens hört man im Palast Trommeln und Singen.

Am Sonntag war ein großes Weibertanzspiel, wie es Europäer, die seit Jahren in Bamum sind, noch nie gesehen haben. Auf dem Platz zwischen dem Häuptlingspalast und den Weiberhäusern versammelten sich Tausende von Frauen, alle Frauen aus dem Stadtwall Fumban. Jede mit einer Rassel und einem Roßschweif an perlgesticktem Stab, standen sie in weitem Kreis umher, den Körper rhythmisch neigend, die Rassel schwingend, alle den Blick auf die freie Mitte des weiten Kreises gerichtet. Hier wandelten kleine Gruppen von Frauen auf und ab, mit trippelnden Schritten, sich wiegend und den Arm automatisch auf und ab bewegend nach dem Takt der Trommeln, die eng beieinander an der Seite standen. Männer mit Grashalskrausen und hölzernen, das Gesicht verbergenden Masken



Weiberſtadt in Bamum

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Weiberstadt in Bamum

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

auf dem Kopf, tanzten wie rasend auf dem Platz hin und her, mit denselben springenden, vibrierenden Bewegungen, wie wir sie in Bana gesehen hatten. Wenn sich die größte der Gestalten einer Seite des Ringes näherte, ging aus allen Frauenkehlen ein langgedehntes, schrilles Rufen, und wir merkten bald, daß Njoja selber in der Maske steckte. Die Na, die neben uns saß, erhob sich einmal und tanzte ihrem Sohn entgegen, verneigte sich tief, wobei er sie leise auf die Schultern schlug, legte mit ihm Handflächen gegen Handflächen, und alle Frauen gerieten bei diesem Anblick in wildeste Verzückung. Als merkwürdigsten Ausdruck dafür schnaubten einige die Nase auf den König zu.

Palmwein floß in Strömen. Wie Njoja uns hinterher sagte, hatte er 1000 Kalebassen, jede etwa vier Liter fassend, zur Verfügung gestellt. Sklavinnen trugen sie herbei, leerten den Mimbo in große, schwarze Tongefäße aus; und die Weiber kamen, schöpften mit ihren Trinkschalen, die sie in schön geflochtenen oder aus Affenfell genähten Taschen trugen, und sie tranken, tranken, tranken. — Von mittags um 2 Uhr bis zum anderen Morgen um 6 Uhr hat der Tanz gedauert; da war der Mimbo zu Ende.

Den Anblick der vielen, vielen tanzenden Frauen zu beschreiben, alle mit den leuchtendsten Stoffen bekleidet, alle mit der hohen, spitzen Fullahfrisur und mit Ketten, Spangen und Perlstickereien geschmückt, ist unmöglich. Man war wie verzaubert, selber ganz gefangen von dem Rhythmus der Trommeln und Rasseln wiegte man leise den Körper mit und sah wie im Traun den bunten Hexensabbat toben.

Bamum ist übrigens das Paris Kameruns. Alle unsere Leute sind im siebenten Himmel der Seligkeit, denn

es gibt nicht nur Essen und Palmwein die Fülle, sondern auch galante Abenteuer. Für die vielen nur vorübergehend hier Weilenden, und die Armen, die keine eigene Frau haben, ist das hier vollkommen organisiert. Die auf Zeit käuflichen Weiber wohnen in langen Gebäuden — früher Njojas Kasernen — und müssen für das freie Quartier Njojas Pferde putzen und füttern. Alle unsere erwachsenen Leute haben hier ihre Frau; Kostenpunkt: „two shilling for two week, and chop".

Bamum, den 28. Januar 1912.

Übermorgen gehen wir fort von hier. Es wird uns schwer, Bamum ist so wundervoll, und wir waren jetzt eingelebt.

Wir kaufen hier noch Pferde; einen netten, jungen Fullahhengst haben wir fest genommen — für 140 Mark und 6 m roten Velvet. Ein Lakkapferd, das eigentlich ein sehr klobig gebauter Pony ist, haben wir auf Probe, bewährt es sich, so behalten wir es und sind dann alle drei beritten.

Erwähnte ich eigentlich, daß es hier in Bamum, zehn Tage von der Küste entfernt, auf der Missionsstation und in einer der Faktoreien weiße Frauen gibt, die sich zum Teil schon jahrelang hier aufhalten? Ich habe mir von ihnen über ihr Leben und ihre Haushaltung berichten lassen, und was sie erzählen, mutet an, wie aus der Zeit unserer Urgroßmütter, als alles und jedes im eigenen Haus hergestellt wurde. Mit einer großen Dienerschaft — hier meist Männer und Knaben, selten Mädchen — wird das Hauswesen geführt, der Gemüsegarten bestellt, Hühner und einiges Vieh gehalten; im Haus wird Brot gebacken, geschlachtet, Obst und Gemüse eingemacht. Und wie arbeiten

alle diese Frauen mit ihren Männern zusammen! Gemeinsam haben sie sich das zum Teil noch recht primitive Haus gebaut, an jedem einzelnen Zweig im Berufsleben der Männer nehmen sie tätigen Anteil.

Das Klima scheint verhältnismäßig gesund; Fieber gibt es wenig, wer nicht schon Tropenkrankheiten mit heraufgebracht hat, muß hier wohnen können, ohne Leben und Gesundheit aufs Spiel zu setzen. Eine der Missionsfrauen ist der Arzt für die weißen Ansiedler Bamums — für die Schwarzen übrigens auch —, und wenn jemand erkrankt, so ist sie unermüdlich mit Pflegen und Besuchen. Wäre noch ein studierter Arzt hier in Bamum, nicht erst vier Tage entfernt in Bamenda, so könnte man Fumban als Wohnort für den Europäer ideal nennen.

Tikar-Gehöft.

Ngambe, den 2. Februar 1912.

In drei Gewaltmärschen haben wir die Strecke von Bamum nach Ngambe hinter uns gebracht. Der Übergang über den 120 m breiten Mbam ist mit einem großen Einbaum in der Nacht bei Mondschein bewerkstelligt, ein Soldat hat bei den Lasten am anderen Ufer geschlafen, wir sind früh um 5 Uhr mit den Betten und letzten Koffern nachgekommen. Dazu hatten wir sehr schlechte Träger: alte Männer, halbwüchsige Jungen, viele mit kranken Füßen — und kaum etwas zu essen für die 170 Leute! Wir selber hätten die Strecke nicht so rasch geschafft, wenn wir nicht die Pferde gehabt hätten. Das Lakkapony ist zwar noch nicht geritten worden, aber mit den beiden anderen haben wir zu dreien gewechselt; es ist auch angenehmer, zwischendurch einige Stunden zu gehen; wenn man den ganzen Tag im Sattel sitzt, ist man abends vollkommen lahm.

Den ersten Tagemarsch haben wir sogar ganz zu Fuß gemacht, denn gleich nachdem man den Wall von Fumban verlassen hat, wird der Weg unglaublich schlecht. Immer abwärts, abwärts, steil, auf schmalen, zerrissenen Pfaden, durch Bäche mit spiegelglatten Granitplatten im Grund, eine so schroffe Wand hinunter, daß die Menschen vor-

sichtig klettern mußten, und die Pferde nur wie durch ein Wunder mit heilen Knochen hinunterkamen. Schließlich gelangt man in ein steilwandiges, breites Tal, in dessen Grund ein Wasser fließt, und hier erreicht man die Raststation Fontab. Am nächsten Tage ist der Weg sehr schön, man kann dauernd im Sattel bleiben; nur drei- oder viermal muß man absteigen, wenn der Pfad eine deutliche, steile Terrainstufe nimmt oder durch tief eingerissene Bäche führt. Das Tal von Fontab erweitert sich allmählich, die Berge werden niedriger, eine breite Grasfläche dehnt sich auf dem Talboden aus, ein Bach zieht sich in unendlichen Windungen in ihm hin; wir überschreiten ihn mehrmals auf kleinen Brücken, die, aus dünnen Zweigen geflochten, auf eingerammten Pfosten ruhen. Schließlich hören die Berge im Norden ganz auf; im Süden begleiten sie uns noch eine Strecke, steil und unvermittelt aus der Ebene aufsteigend. Die Fläche selber ist sanft gewellt, flache Rücken und breite Täler ziehen sich hin, so weit das Auge reicht; wir sind in der Niederung des Mbam. Je näher wir dem Flusse kommen, desto dichter werden die Galeriewälder, die die Bäche begleiten, desto höher wird das Elefantengras auf der Ebene. Djipute ist unsere letzte Station im Lande Bamum, der Mbam ist seine östliche Grenze.

Er ist ein wunderschöner Fluß, der auch jetzt in der Trockenzeit breit und majestätisch zwischen dichten Wäldern dahinfließt. An seinen hohen Ufern klettert man hinunter und tritt ins Boot; die Lasten werden über eine Sandbank getragen, die knietief unter der Oberfläche des Wassers liegt, und erst am Rande der tieferen Wasserrinne eingeladen. Breite Steinplatten und weiße Sandbänke ragen aus der Flut hervor; es soll viele Krokodile hier geben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Wald zu beiden Seiten ist ungeheuer dicht und erinnert uns in seiner schweren Üppigkeit an den Urwald der Küste, trotzdem jetzt in der Trockenzeit viel dürres Laub und welke Zweige zu sehen sind. Der Weg ist schmal und vielfach gewunden, die Zweige sind über ihm verflochten, der Reiter muß meist halb gebückt sitzen, um nicht anzustoßen, oder, wie Absalom, mit den Haaren in den Zweigen hängen zu bleiben; denn hier im Wald kann man sich den Genuß leisten, ohne Hut zu reiten.. Riesenhafte Urwaldbäume mit silbergrauer Rinde begegnen uns wieder, und Schlingpflanzen über Schlingpflanzen, die miteinander so eng verflochten sind, daß alles ein dichtes Zweiggewirr unter dem grünen Blätterdache bildet. Es ist auch am Morgen schon schwül heiß im Walde, denn wir sind seit Bamum 500 m hinabgestiegen und nur noch 700 m hoch.

Zwei Stunden breit ist der Wald auf dem linken Ufer des Mbam. Als wir sein Ende erreichten, hielten wir die Pferde an und sahen über weite, wellige Grasflächen, überall von Waldstreifen durchzogen, die sich grün aus dem gelben, toten Grase abhoben. In jeder Senke zieht der Wald entlang, man kann deutlich an ihm den Lauf der meist sumpfigen Gewässer erkennen, die wenig Gefälle haben. In der Ferne sind ein paar niedrige, einzeln liegende Berge zu sehen. Die Luft ist grau und dunstig, der ganze Himmel von Wolken bezogen, aber es geht ein leichter Wind über das Gras, so daß die Hitze nicht drückend wird. Immer wieder müssen wir auf dem Marsch die Galeriewälder durchqueren, immer wiederholt sich das Aufatmen, wenn wir von neuem auf die Steppe hinaustreten. Den Boden bildet fahlroter Laterit, in dem nichts von Gestein mehr zu erkennen ist; am Fuße der einzelnen Berge liegen Felsbrocken, oben sehen wir mächtige Blöcke.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die erste Siedelung, die wir auf der Tikarseite erreichten, war uns eine große Überraschung: nichts mehr von den hohen, spitzdachigen Häusern des Dschangbezirks und Bamums, kein Grasfries, keine Stützpfosten. Wie breite, niedrige Bienenkörbe lagen die Hütten da, mit rundem Grundriß, das Gerippe aus Stangen, die rings um einen Mittelpfahl in den Boden gesteckt und oben zusammengebunden sind, das Ganze vollständig mit Gras bedeckt; die Tür ein niedriges Loch, über dem das Gras wie ein kleiner Überbau vorspringt. Es ist möglich, daß die Tikar diese Bauart von den Haussa übernommen haben, mit deren Häusern jedenfalls große Ähnlichkeit vorhanden ist, aber die zwei weiteren Hausformen, die wir in den nächsten Dörfern sahen, sind wieder so grundverschieden von denen des westlichen Graslandes, daß man meint, der Mbam müsse hier Jahrhunderte lang eine absolute Völkergrenze gewesen sein.

Die Hauptform ist die Rundhütte mit Kegeldach, bei der die niedrigen Lehmwände als Zylinder um den Mittelpfahl aufgeführt sind. Das Dach ist spitz, die Dachstangen sind rings an dem Gerüst des Unterbaues mit Schnüren befestigt und oben zusammengebunden; mit Gras ist es gedeckt, eine Art doppelter Helm aus einer festen Grasmatte ist oben aufgesetzt, der Mittelpfahl ragt als kurze Spitze heraus. Im Lehmbewurf der Wände sind zu beiden Seiten der Tür häufig rohe Ornamente, Dreiecke, Rauten, flache Bogen angebracht und mit irgendwelcher Farbe angemalt.

Das Tikarhaus hat zwei Außentüren, die einander gegenüberliegen, und innen zwei miteinander in Verbindung stehende Räume. Diese sind aber nicht gleich groß, sondern einer nimmt etwa zwei Drittel des Hauses ein; die Scheidewände gehen wie Radien zum Mittelpfahl. Der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kleinere Raum ist das Schlafzimmer; ein Bettgestell aus Palmenstangen und eine kleine Feuerstelle in der Mitte bilden die ganze Einrichtung, im größeren scheint der Mahlstein, auf dem mit kleineren Steinen Mais oder Hirse zerrieben wird, das wichtigste Hausgerät zu sein; die Feuerstelle ist an der Rundung der Außenwand, ein Holzgerüst zum Räuchern von Fleisch darüber; Kürbisflaschen hängen an der Wand, große Tontöpfe stehen auf niedrigen Lehmbänken, kleine Lehmsitze befinden sich außen und innen neben der Tür; und alles ist wunderbar sauber und ordentlich. Jedes Haus steht auf einer kleinen Lehmestrade, damit in der Regenzeit das Wasser nicht hineinläuft.

Eine andere Hausform, nach der junge, unverheiratete Männer zu bauen pflegen, ist das Rechteck mit Giebeldach; die Türöffnung ist in der Giebelseite angebracht; ein paar starke Baumstämme stützen die Giebelwand, das Stangengerüst ist auch hier mit Erde beworfen. In den Dörfern war der Boden meist hell gelbgrau, alle Häuser sind also auch hellgelb unter grauen Grasdächern; zwischen den hellgrünen Bananenblättern vor dem Dunkelgrün der Waldbäume sieht das freundlich aus.

Der Empfang in Ngambe, wo Franz vor vier Jahren die größten Schwierigkeiten hatte, war sehr liebenswürdig. Der Häuptling, angetan mit Haussagewand und einer sehr sonderbaren, aus lauter Perlstacheln bestehenden Kinnbinde und blauweißer Häuptlingsmütze, kam mit großem Gefolge und erklärte sich nach einigem Überlegen bereit, Träger für den Weitermarsch zu stellen. Aber ich mißtraue ihm doch; er macht keinen sympathischen Eindruck, und ich halte es für möglich, daß wir noch einige Palaver mit ihm erleben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ngambe, den 9. Februar 1912.

Morgen früh geht es wieder los. Zu unserer großen Freude sind gestern abend Soldaten und Dolmetscher von Joko für uns gekommen. Die Station hat sie uns auf unsere Bitte gegeben; das ist eine große Erleichterung für Zeltmachen, Verhandlungen mit den Häuptlingen, Beschaffen von Verpflegung und Beaufsichtigen der Karawane. Die Expedition wird sich hier für mehrere Wochen, vielleicht Monate teilen. Waibel geht südwärts, wir nach Norden, und jetzt beginnt die Wegarbeit, durch die wir uns erst einmal eine Karte unseres Gebiets schaffen wollen.

Wir sind hier in Ngambe viel in den Häusern herumgelaufen, haben photographiert, gezeichnet, gefragt und aufgeschrieben. Gestern haben wir einer Töpferin zugesehen, die vor unseren Augen in einer Viertelstunde einen Topf nur mit den Händen, zwei Hölzern und einem Stück Kürbisschale formte. Sie drückte den in Würste gewalzten Ton mit dem Daumen der einen Hand in der Fläche der anderen spiralförmig aneinander, so flach und glatt, daß fast keine Ränder entstanden, gab ihm dabei die richtige Topfform, bog dann einen Rand nach außen um, glättete und verzierte das fertige Gebilde mit einem Muster, indem sie ein walzenförmiges, mit Kerben versehenes Hölzchen auf der Wölbung des Topfes entlang rollte.

Es ist doch vieles sehr, sehr anders hier als in Dschang und Bamum, schon allein das Klima. In Dschang haben wir in den 1300 bis 1400 m Meereshöhe abends gefroren, Bamum ist ideal, nie zu warm und nie zu kühl; und hier ist es sehr heiß. Die 450 m Höhenunterschied zwischen Bamum (in 1180 m) und hier machen sich recht fühlbar. Franz mißt eben 32° Lufttemperatur, und in der Sonne

ist es kaum zum Aushalten. Bei näherem Zusehen findet man unter Tieren und Pflanzen manche, die an den Tieflandsurwald gemahnen: Papageien, Webervögel, Papayabäume mit melonenartigen Früchten, die alle im Hochland von Dschang und Bamum nicht heimisch sind.

Morgens ist es meist sehr trübe; alle die kleinen, runden Häuser, die Bäume, die Mattenzäune liegen dann ganz schattenhaft in dem weißen Nebel, der sich erst zwischen 10 und 11 Uhr verzieht und der heißen Sonne weicht. Aber auch wenn sie nachmittags vom wolkenlosen Himmel brennt, haben alle Farben etwas Verhaltenes im Flimmern der glühenden Luft.

Njua, den 14. Februar 1912.

Drei anstrengende, aber wunderschöne Tage liegen hinter uns. Jetzt hat die Wegarbeit begonnen, durch die wir uns das Land erst recht zu eigen machen wollen. Franz topographiert mit Kompaß und Uhr, ich zeichne Bergprofile, Landschaftsskizzen, schlage Steine, sammle Pflanzen. Die fröhliche Unterhaltung der Anmarschzeit hat aufgehört; wir stecken mitten in unseren Aufgaben, nach denen wir uns so lange gesehnt haben.

In der Nähe von Ngambe ist noch viel Wald. Der Pfad war eng und niedrig, so daß man beim Reiten mit den Füßen im Unterholz hängen blieb, mit den Knien an Baumstämme rannte und sich mit Hut und Haaren in Lianen und Zweigen fing.

Am ersten Tag rasteten wir in Umo, einer der vielen, im Tikarland jetzt neu entstandenen Siedelungen. Früher, in den Kriegen mit Tibati, haben die Tikar in großen, festen Städten gewohnt, oft mehrere tausend Menschen zusammen, geschützt durch Wälle und Gräben. Jetzt, da die

Deutschen den Frieden gebracht haben, siedeln sie sich wieder, ihrer alten Sitte entsprechend, in einzelnen kleinen Dörfern auf fruchtbarem Boden an.

Da zieht so ein Großer mit seinen Weibern und einigen Familien von „Kleinen Leuten", die in einer Art Hörigkeitsverhältnis zu ihm stehen, hinaus. Seine erwachsenen Söhne holen Frauen, eine Schwester oder ein jüngerer Bruder geht mit, und so entsteht allmählich eine Ortschaft; die Felder von Mais, Kassada, Süßkartoffeln und Planten dehnen sich auf dem prachtvollen Urwaldboden aus; wie eine kleine, fruchtbare Insel liegt ein solches Familiendorf mitten im fast undurchdringlichen Gewirr des Waldes.

Am zweiten Tag war unsere Karawane weiter marschiert, als Franz angeordnet hatte, weil den Leuten unterwegs gesagt wurde, eine größere Ansiedelung sei nicht mehr fern. Da wir sehr viel langsamer gehen als die Träger, so wurde es spät und später; wir zogen über endlose Savannen, ab und an durch einen dichten Galeriewald, die Sonne sank, wir schickten Leute voraus, die das Lager suchen sollten, und es war gerade so weit, daß wir uns überlegten, wie wir aus den Sätteln und Pferdedecken ein Nachtlager bereiten wollten, um im Freien zu kampieren — denn die Nacht brach schnell herein, und ich war zu müde, um noch lange vorwärts zu kommen — da sahen wir in der Ferne ein Licht, das sich uns rasch näherte: der Trägerheadman und ein Boy mit einer Laterne, die uns im Laufschritt entgegeneilten. Nach einer Viertelstunde hatten wir Lager, Zelt, Waschwasser, Abendbrot und die freudig begrüßten Betten.

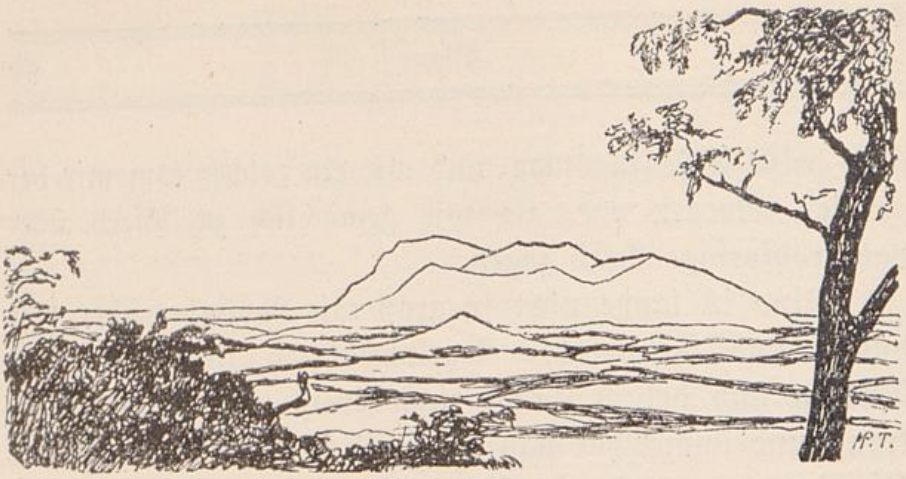
Gestern haben wir den ganzen Tag das wundervolle Njuagebirge vor uns gehabt, an dessen Fuß wir nachmittags

ankamen. Ein Inselberg! Wirklich ragt dieser Klotz wie eine Insel aus den sanften Wellen des Grasmeeres empor, steil nach allen Seiten abfallend; aus der Ferne erscheint die obere Fläche fast eben, einige etwas höhere Gipfel erheben sich darüber. Je näher man kommt, desto besser gewahrt man freilich, daß es doch ein gegliedertes Gebirge ist; man sieht eine Senke hindurchziehen, sieht Ketten sich voreinander schieben, nur der Eindruck des steilen, unvermittelten Emporwachsens und der gleichmäßigen Höhe bleibt. Und man sieht kahle Felsmauern und schroffe Klippen in der Höhe, Grashalden, die sich vom Fuß hochziehen, und dichten Wald in den Schluchten. Wir haben den Berg mehrfach mit dem Kompaß angepeilt, ihn gezeichnet und photographiert und wollen jetzt von hier aus hinauf. Man muß einen wundervollen Blick von oben haben! Unangenehm ist jetzt nur der Nebel, der sich jeden Morgen gegen 7 Uhr bildet und meist bis ½11 auf und ab wallt. In der Frühe und nachmittags ist die Aussicht am besten, und so werden wir wohl über Nacht oben bleiben müssen.

Zauberhaft schön war die Savanne. Die Leute haben hier in der Nähe des Häuptlingsplatzes schon vor längerer Zeit das Gras gebrannt, die riesigen, harten, halb verkohlten Halme, die uns früher so hinderten und nebenbei pechschwarz machten, sind gebrochen und zerfallen, überall ist das junge, hellgrüne Gras hervorgekommen, und Tausende von bunten Blumen blühen dazwischen mit kleinen, büscheligen Blüten. Die zahllosen, verkrüppelten Bäumchen, die im Gras verstreut stehen, bieten jetzt einen entzückenden Anblick; zarte, gefiederte Blätter und ganze Dolden und Ketten von hellrosa Glockenblüten hängen wie Schleier zwischen den Zweigen. Es gibt ja auch in Deutsch-

land heiße Frühlingstage, und wie ein solcher kam mir der gestrige Morgen vor, als wir gemächlich zu Pferd über das frohfarbige Land zogen.

Njua ist lange nicht so groß wie Ngambe, aber sehr hübsch und freundlich. Kegeldachhütten liegen zwischen Feldern und hohem Gras, ringsherum ein dichter Waldkranz, und immer hat man das herrliche Gebirge vor Augen. Die Leute — große, stattliche Männer in Fullahtracht und zierliche Frauen mit schmalen Formen und weichen Bewegungen — sind noch sehr zurückhaltend.



Njuagebirge.

Njua, den 22. Februar 1912.

Dreckig, schmutzig, voll Staub, Schweiß und Ruß, hungrig und todmüde, aber glückselig sind wir gestern nachmittag aus den Bergen heruntergekommen. Drei Tage sind wir oben gewesen, und es war herrlich, ein wenig in die Schönheit und die Geheimnisse dieses wunderbaren Gebirges einzudringen.

Der ganze äußere Apparat dieser Bergtour war so wirklich aufs Notwendigste beschränkt, daß das allein schon Vergnügen machte. Nach dem heißen, steilen Anstieg zum nördlichen Teil des Berges, gerade über dem Ort Njua, und zwei ausführlichen Peiltischaufnahmen auf den beiden höchsten Gipfeln mit Photographieren, Zeichnen, Messen, gab es die Mahlzeit — ein kaltes Huhn und dicken Grießbrei, dazu heißen Tee, vom Koch regelrecht angerichtet und von den Boys serviert — am Boden auf einer ausgebreiteten Haussahmatte; und dann krochen wir in Wolldecke und Schlafsack unter das winzig kleine Zelt, aus zwei Segeltuchplanen, zwei Tüchern und ein paar Zweigen gebaut. Der Tigerhund auf der Wolldecke zwischen uns schlief gleich; wir selber sahen noch eine Weile den 15 Leuten zu, die mit

heraufgekommen waren, wie sie sich, nach Landsmannschaften gesondert, in Gruppen um unser Zelt lagerten, jede bei einem starken Feuer, an dem das mitgenommene Hirsemehl gekocht wurde. Die ganze Nacht brannte es weiter, als Schutz gegen die Kälte (7° C.) und gegen Leoparden.

Am anderen Tag in der Frühe Aufbruch und Wanderung über das innere Plateau des Gebirges hinüber zur breiten Mittelkette, die mit vier Gipfeln steil über einem tiefen Talgrund steht. Die Karawane ging voran zu dem von der Höhe aus bezeichneten Wäldchen, an dem Lager geschlagen werden sollte; wir kamen mit Topographieren, Pflanzensammeln, Beobachten auf dem Weg, der oft bergauf und bergab über gebrannte Grasfelder und durch sumpfige Bachschluchten führte, langsamer vorwärts.

Die Njua-Leute hatten uns zwar versichert, sie kämen nie auf die Höhe hinauf. Aber wir fanden Wege, denen der Führer immer eifrig zustrebte, weil sich's im halb verbrannten Gras schlecht ging, merkten auch, daß eine Farm auf der Ostseite des Gebirges von Njua-Leuten angelegt ist, und beobachteten, wie der Njuamann in den kleinen Sumpfwäldchen an den Wassern heimlich und eilig Bäume anschnitt, um nach Gummi zu suchen. Die Leute kennen ihren Berg ganz genau und haben uns nur abschrecken wollen, weil sie ihre sichere Zuflucht, die noch kein Landfremder vor uns betrat, nicht preisgeben mochten.

Kurz ehe wir den Lagerplatz erreichten, sahen wir zu unserem Schrecken rings um den kleinen Wald Flammen aufschlagen und im dort noch ungebrannten, gelben Gras weiterfressen. Die Leute waren zu faul gewesen, das Gras zu schneiden, um das Zelt aufzurichten, und hatten einfach alles angezündet. Nun brannte die ganze Grasfläche bis

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hinüber zu den Gipfeln; an ein Durchkommen war nicht zu denken, und es blieb uns nichts übrig, als ein paar Stunden in der kohlschwarzen, abgebrannten Savanne sitzen zu bleiben, bis das Gras verbrannt war. Natürlich wurde die Luft von dem dicken Rauch so erfüllt, daß wir die Hoffnung, ferne Gebirge zu sehen, rasch aufgaben; schwarze Rußflocken flogen in der Luft umher, kleine Windhosen wirbelten die Asche auf und überstreuten alles damit.

Gegen 4 Uhr konnten wir endlich weitergehen und kamen auch sehr rasch, ohne durch Gras gehindert zu werden, zu dem westlichsten der Gipfel, den wir von unten, vom Standpunkt des vorherigen Tages und mehrfach von der Route aus gesehen hatten. Gigantische Granitblöcke, in gewaltigen Schalen verwitternd oder steil in Klüften aufgerichtet, bilden hier das schroffe Ende des Plateaus, das sie noch beträchtlich überragen. In der rauch- und ascheerfüllten Luft waren gerade nur die Berge jenseits des breiten Tales zu erkennen. Trotzdem waren wir befriedigt von dem Anstieg, weil wir vom letzten, östlichsten der Gipfel einen leidlichen Überblick über den Osthang des Gebirges und den Ausgang des Tales bekamen, das eine hohe Kette ganz vom übrigen, massigen Gebirge trennt. Auch an diesem Tage Buschmahlzeit, Buschlager und tiefer, fester Schlaf.

Am andern Morgen war es soweit wieder klar geworden, daß wir wenigstens die mächtigen Felsformationen im einzelnen photographieren konnten; an Fernaufnahmen oder Photographieren des ganzen Gebirges war freilich noch gar nicht zu denken.

Dann ging es pfadlos abwärts durch ein kleines, stark geneigtes Seitental dem großen zu. Wo wir durch

tief und steil eingeschnittene Bachschluchten mußten, standen wahre Graswälder, durch die man sich kaum durchkämpfen konnte; an andern Stellen war der Boden schlammig und sumpfig. Daß man sich auf den guten Wegstrecken beim Klettern über die Felsen die Hälfte der Nägel aus den Bergstiefeln brach, war die geringste Unannehmlichkeit. Aber wir kamen doch durch und konnten arbeiten.

Gegen 4 Uhr mußten wir schleunigst bergab, um noch bei Helligkeit durch weglose Gras- und Waldhänge zu kommen. Zuerst ging es wunderschön, zwar steil, aber wie auf Treppen von Granitblock zu Granitblock, die zwischen dem kurzen Gras gut zu sehen waren. Aber plötzlich wurde das Gras länger und länger, von Weg keine Spur, kein Stein mehr zu sehen, vorsichtig brachen unsere vier Leute sich Bahn. Halb ging man, halb rutschte man auf den glatten, umgeknickten Halmen, rechts und links hielt man sich am Gras fest, dessen Stengel daumenstark waren, und dessen Spitzen hoch über unseren Köpfen zusammenschlugen. Es knackte unter unsern Füßen wie springendes Glas, Wolken von Staub und brütende, schwüle Hitze umgaben uns.

Beinahe eine Stunde ging es so bergab, dann hatten wir den Waldrand erreicht, und kaum waren wir alle aus dem Gras heraus, da flammten auch schon Zündhölzer, die die Boys mitgenommen hatten, ein Bündelchen Gras wurde darangehalten, und in ein paar Sekunden schlug ein Riesenbrand am Berg auf, dem Weg folgend, den wir gekommen waren, und mit dem Wind nach Süden weiterfressend. Die Leute im Dorf sahen in der Dämmerung das Feuer und schickten uns einen Mann entgegen, der uns den Weg durch den Wald über frisch geschlagene, von Stämmen

und Ästen bedeckte Lichtungen, durch Bäche und über Farmen zum Zelt führte.

Die ganze Nacht brannte das Feuer am Berg, das Knattern tönte laut bis zu uns herunter, und der Dorfplatz war hell beleuchtet.

Am Fuß der Tsimklong, den 27. Februar 1912.

Seit fünf Tagen wandern wir wieder im Land umher, diesmal auf Wegen, die noch kein Weißer gegangen ist, auf Berge, deren Namen unbekannt sind, und in Gegenden, die als fast menschenleer und unbewohnt gelten. Und dabei zieht ein enges Wegenetz über das ganze Land; dicht bei einander liegen Ansiedelungen in der Art von Umo, wo ein Großer mit seiner Familie und ein paar Arbeitern wohnt und auf dem prachtvoll fruchtbaren, tief verwitterten Boden Kassada, Hirse, Mais und sehr viel Baumwolle baut, Hühner und Ziegen hält und Massen von großen, schönen Fischen in den zahllosen Bächen fängt. Natürlich verrät kein Häuptling seine eigenen Ansiedelungen und weist den Frager mit Vorliebe auf die der Nachbarn hin. Da wir in den Gebieten von Njua, Lomonji und Bengbeng reisen, erfahren wir allmählich von jedem die Dörfer und den Reichtum des andern. Daß die Leute Baumwolle spinnen, haben wir in Njua selber gesehen, haben auch lose Flocken und gesponnenes Garn samt Spindel mitgenommen. Ich glaube, daß sehr viele der Haussahstoffe, die die Tikar-Leute tragen, aus dieser Baumwolle gewebt werden, daß die überall herumziehenden Haussahhändler hier das Material kaufen und nicht erst alles weit von Norden her bringen.

Wundervolle Berge haben wir gesehen; der in Büchern

genannte steile Lomonjiberg ist ein flaches, kleines Ding gegen die Wawue und die Tsimklong, über die uns unser Weg nach Bengbeng führt. Von Lomonji und Wawue aus haben wir auch Fernsichten gehabt. Am schönsten war's gestern abend auf dem Gipfel der Wawue, von dem wir ganz überraschend und unerwartet den Mbam in riesigen Schlingen durch die breite Ebene ziehen sahen. Die Sandbänke leuchteten gelb herauf, und wir konnten beobachten, wie Leute zu Fuß durchs Wasser gingen. In der Trockenzeit ist ein lebhafter Verkehr durch solche Furten hinüber aufs andere Ufer in die Landschaft Jakong, die auf der Karte noch ein weißer Fleck ohne Namen ist. Wir haben große Gebirge von etwa 1400 m Höhe gesehen, gezeichnet, photographiert, haben Namen einzelner Berge feststellen können und haben, kurz vor Sonnenuntergang, noch ganz in der Ferne die Banjoberge, deren Lage bekannt ist, gesehen.

Von oben sieht die große Ebene zwischen Njua und Ngambe merkwürdig aus; der gelbliche Boden mit ganz kurzem, grünem Gras und niedrigen, hellbelaubten Bäumen ist durchzogen von unzähligen, dunkelgrünen Galeriewäldern, die in einem unbegreiflichen Gewirr von Windungen alle Senken erfüllen. Am auffallendsten sind die vielen kurzen Arme, die sich von jedem grünen Streifen in die gelbe Grasfläche vorschieben und auf halber Höhe des Rückens plötzlich aufhören. Wir sind einmal in einen solchen hineingekrochen und haben gesehen, daß es Quellköpfe sind, in deren Grund das Wasser der Regenzeit aus dem verwitterten Boden hervorquillt und allmählich eine tiefe Schlucht mit steilen Wänden gebildet hat. Im Laufe der Zeit schneidet sich solche Schlucht rückwärts immer mehr ein, die Quellköpfe berühren einander, die Wasser-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

läufe werden verändert, und so ist auf dieser scheinbar ewig gleichen Ebene alles in dauerndem Fluß.

Heute ist es leider sehr dunstig; wir sitzen am Fuß des Tsimklongberges und sagen uns, daß es nicht den geringsten Sinn hat, hinaufzuklettern, weil man kaum weiter als 200 m sehen kann. Das Wetter ist sehr merkwürdig hier: bei Tag glühend heiß und ohne jede Fernsicht, bei Nacht klar und eiskalt; letzte Nacht hatten wir 3,5° C. Für uns ist ja dieser Wechsel sehr gut und gesund, aber unsere Schwarzen tun mir oft leid dabei, sie frieren jämmerlich des Nachts. Heute müssen sie sogar im Freien schlafen, durch Dummheit oder Faulheit ihres eigenen Headmans. Es liegt nämlich eine Ansiedelung oben auf dem Berg, aber der Führer, dem es wahrscheinlich zu unbequem war, hinauf zu gehen, hat uns das verheimlicht und uns alle zum Nachtquartier hier unten in die Savanne geführt. Zu essen gibt es auch nichts, wenn es nicht gelingt, von Bengbeng etwas herzuschaffen. Das ist ein großer Ort, aus dem man unangemeldet wohl für 50 Leute Chop erhalten kann; von den einzelnen kleinen Farmen ist das nicht möglich, da muß am Tag vorher bestellt werden. Für unsere Boys haben wir von der letzten Siedelung noch Hirsekuchen und Hühner mitgenommen, die Tikar-Leute müssen nun selber sehen, wie sie in ihrem Land zu essen bekommen.

Nkang, den 6. März 1912.

Endlich sind wir wieder unterwegs; der Aufenthalt in Bengbeng ist länger geworden, als wir beabsichtigten, und der Grund war ärgerlich genug. Franz hatte in einem Fuße einen großen Sandfloh, diesen lästigsten Plagegeist in Kamerun, der ihm nicht weh getan hatte, und der sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daher gründlichst hatte auswachsen können. Der Pferdejunge hatte ihn herausgebohrt, Franz hatte selber sorgfältig desinfiziert, aber plötzlich in der Nacht schwoll der Fuß zu unförmiger Dicke an. Ich habe ihn behandelt und geschnitten, und nun ist Franz wieder so weit, daß er einen bequemen Stiefel anziehen und reiten kann.

Die erzwungenen Rasttage in Bengbeng haben wir aber gut ausgenutzt, eine ethnologische Sammlung von mehreren Trägerlasten zusammengebracht, hauptsächlich sehr schöne Tongefäße, für die dieser Ort in ganz Tikar berühmt ist, haben Phonogrammaufnahmen gemacht von Sprache, Gesang und Instrumentalmusik, gemalt, gezeichnet und dem Baumwollgeheimnis der Leute nachgeforscht.

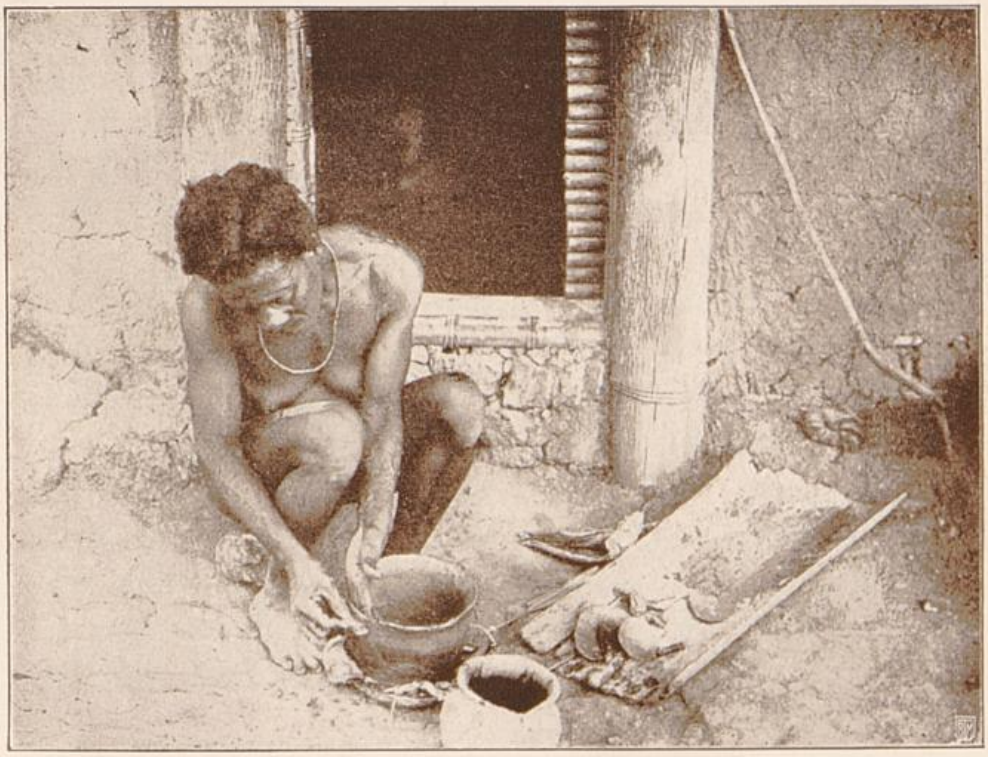
Und dann haben wir die Ruhe, die eben unvermeidlich war, von Herzen genossen. Einmal wieder ein paar Tage gemächlich leben können und das seltsame Treiben um uns mit Muße betrachten, das war wirklich schön. Am schönsten die Nächte, von denen man an den Wander- und Arbeitstagen so gut wie nichts sieht, weil man immer mit den Hühnern schlafen geht und auch todmüde ist.

Wenn nach den blutigroten Sonnenuntergängen der Vollmond orangefarben heraufkam und beim Höhersteigen immer grüneres Licht strahlte, wurde es auf dem weiten, palmenumgebenen Dorfplatz lebendig. Trommeln wurden herausgebracht und Tanzspiel begann. Das ist in Tikar abwechslungsreicher und verrät seinen Sinn deutlicher als in Dschang und Bamum. Zuerst tanzen, wie dort, die Männer allein im Kreis um die Trommeln, schnell und lebhaft, oft mit Drehen und Springen und mit einem Gesang, in dem auch für unsere Ohren eine kurze Melodie ist. Dann kommen die Frauen, treten in den Kreis, singen

mit, und plötzlich bilden sich zwei lange Reihen, die Männer auf der einen, die Frauen auf der anderen Seite; die Trommel schlägt einen neuen Rhythmus, und der Gesang klingt anders, wilder und aufgeregter. Ein Mann springt vor, dreht sich, hüpft, schlägt die Rassel und singt vor einer Frau, die plötzlich auch aus der Reihe tritt und einmal im Kreise um ihn herumtanzt. Dann setzen sich alle Männer in Bewegung, die Frauen kommen ihnen entgegen, je ein Paar tritt sich dicht gegenüber und tanzt vorwärts und rückwärts, vorwärts und rückwärts. Ab und an berührt ein Mann die Brust der Frau, die ihm dann rasch entgleitet. Und der Gesang ist ein Locken und Werben, ein Antworten darauf und ein Wiederentweichen. Eine Pause, und mit anderem Rhythmus beginnt der Tanz wieder, bei dem diesmal die Frauen die Auffordernden sind, immer mit den weichsten, graziösesten Tanzbewegungen, die nie etwas Verletzendes oder Anstößiges haben, trotz aller unverhüllten Deutlichkeit des ganzen Spiels.

Nach einer Stunde zerstreut sich alles, die Dorfleute, Männer und Weiber, verschwinden in den Hütten, und gerade wollen wir schlafen gehen, da ertönt in der Nähe des Zeltes das leise, zarte Schwirren eines Zupfinstruments. Die fünf Ngambe-Burschen, die sich uns angeschlossen haben, tanzen noch einmal für sich allein ihr Zauber- oder Djudjuspiel, das keine Frau sehen darf. Einer sitzt auf der Erde und klimpert unermüdlich die kurze, rhythmische Melodie; es klingt wie ein Stückchen aus dem „Wohltemperierten Klavier", auf einem Spinett gespielt, und die vier anderen stehen ihm gegenüber, hüpfen und springen, verrenken Arme und Beine und gucken in den Mond. Ab und an ein leises, keuchendes Lachen, sonst kein

Tikar=Torhaus



Tikar=Töpferin

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Laut außer dem sanften Schwirren des kleinen Instruments. . . .

Die Musik und die Worte der Gesänge hat man ja im Phonographen festhalten können, und die Vormittagsszenen, wenn die Leute nach allerlei Zureden in den Schalltrichter hineinsangen und ihre eigenen Stimmen dann gleich wieder hörten, waren sehr komisch, aber die entzückenden Tanzbilder sind nicht zu fangen, man kann sich ihrer nur erinnern.

Moschingbe, den 11. März 1912.

Heute habe ich Franz allein auf den Bagaberg steigen lassen, sitze unten im Lager und ruhe mich aus. Die letzten Tage waren zu toll. Seit Bengbeng ist eines der Pferde krank. Und der schlimme Fuß von Franz machte es unbedingt nötig, daß er auf den guten, zu Pferd passierbaren Wegstrecken, also auf den langen, heißen Grasrücken, ritt; die unglaublich schlechten, schwierigen Pfade durch die Wälder waren ohnehin fast zu anstrengend für ihn. So bin ich also mehrere Tage zu Fuß gegangen, und es ist mir auch nie zu viel gewesen; nur gestern, um die Mittagsstunde, konnte ich nicht mehr recht. Nun nehme ich mir den heutigen Tag ganz und gar zum Erholen und Ruhen.

Ich habe den Wald, durch den wir letzthin soviel gezogen sind, gründlich satt. Auf den Haussahgummipfaden dahinkriechen, fortwährend stolpern, nichts sehen und dabei immerwährend in den ärgsten Windungen nach allen Richtungen gehen müssen — das macht einen auf die Dauer ganz schwindlig. Das einzig Interessante an den letzten zwei Tagen war die Entdeckung, daß diese Gegend von Tikar ungeheuer dicht besiedelt ist, alle halbe Stunde ein Dorf, eine kleine Einzelniederlassung, und zwar recht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oft von geflüchteten Bamum-Leuten, Großen, die irgend etwas von Njoja zu fürchten haben, und vielen Sklaven, die sich hier in Tikar, wo es keine Sklaverei mehr gibt, als kleine, aber freiere Leute niederlassen. Der Ngambe-Häuptling scheint sie gern aufzunehmen; als Entgelt für die Gewährung der Freistatt müssen sie aber häufig Trägerdienste tun, wenn vom Häuptling Leute verlangt werden. Einer seiner Brüder sitzt hier in der Gegend und weist jedem Flüchtling einen Wohnsitz an.

Unsere Tikar-Jungen erzählten uns heute, schon vor vier Wochen hätte die völlige Trockenzeit beendet sein sollen. Immer fällt sonst um diese Zeit ab und an Regen, und die Leute, die alle Felder zur Aussaat fertig gemacht haben, warten darauf; aber der Regen kommt und kommt nicht. Wir sind schuld daran! Das Schleuderthermometer, das bei jedem Rastpunkt, bei jeder Bergbesteigung in Bewegung gesetzt wird und an seiner kurzen Schnur in raschesten Kreisen in der Luft herumsaust, ist ein großer Zauber, mit dem der weiße Mann den Regen bannt, damit seine Reichtümer in den Kisten und Kasten nicht verderben. Wir haben uns beeilt, diesen Glauben zu zerstören, und ihnen das Thermometer gezeigt und erklärt. Sollte die Trockenheit in diesem Jahr wirklich noch ungewöhnlich lange anhalten und den Leuten um ihre Nahrung bange sein, so könnte es doch einmal unangenehm oder gar bedrohlich werden, wenn sie in uns die Urheber des ungünstigen Wetters vermuteten.

Morgen abend wollen wir wieder in Ngambe sein und Waibel dort treffen. Dann geht es gemeinsam südwärts zum Ndommegebirge, das wir in zwei getrennten Abteilungen, von Süden und Norden zugleich, in Angriff nehmen werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn es nur erst regnen wollte! Es ist mörderisch heiß und der Himmel graugelb in zitterndem Dunst.

Mongong, den 19. März 1912.

Alles anders, alles, alles; der Himmel und die Luft und unsere eigenen Pläne.

Wir kamen gestern erst spät ins Lager, nach weitem Weg und viel Arbeit sehr müde, aber mit der Absicht, nur die eine Nacht hier in dem ärmlichen kleinen Dorfe zu schlafen und am anderen Morgen auf die erste Stufe des Ndommegebirges hinaufzusteigen. Aber wir fanden Waibel, der drei Stunden vor uns angekommen war, in sehr trauriger Verfassung. Es ist eine regelrechte Dysenterie bei ihm ausgebrochen, zwar nicht schwer und ohne Schmerzen, aber sonst mit allen unverkennbaren Anzeichen dieser gefährlichsten und langwierigsten Tropenkrankheit.

Das stößt alle unsere Pläne um. Waibel muß fest liegen, darf mehrere Wochen nicht im Felde arbeiten und muß sich dann noch eine Weile schonen. An eine gleichzeitige Erforschung der Ndommeberge von Norden und von Süden ist nicht zu denken. Er ist natürlich am allertraurigsten darüber, und man kann nichts tun, als ihm Mut zusprechen und ihn beruhigen.

Wir werden es nun wohl so machen, daß Franz allein in die Berge geht und auch nach Linde, um die Lasten zu holen, die Waibel dort gelassen hat. Ich versorge unterdessen den Kranken hier während der Liegezeit. Zum Glück scheint es wirklich nur ein ganz leichter Fall zu sein.

Wir hatten uns gerade von dem ersten Schrecken gefaßt, hatten unsern Reisekameraden so gut gebettet, wie es in der Eile eben ging, da wurden unsere Gedanken plötzlich

von etwas ganz anderem in Anspruch genommen. Am Osthimmel war langsam eine schwarze Wand emporgestiegen und stand in flachem Bogen über dem Horizont; ihr Rand färbte sich in der hereinbrechenden Dunkelheit fahlrot, ein unheimliches, gelbliches Licht strahlte dahinter hervor. Wir konnten gerade noch die Sachen unter dem Verandavordach retten und Träger und Boys rufen, da brach das Unwetter los. Zuerst als gewaltiger Sturm, der ganze Wellen roten Sandes gerade auf die Vorderseite unseres Zeltes zutrieb und in einem Augenblick Betten, Koffer und Kleider damit überdeckte. Dann fiel der Sturm in die straffgespannten Zeltwände und das große Sonnendach und blähte die breiten Stoffbahnen wie Segel auf. An jeder der 24 Zeltschnüre hingen drei oder vier schwarze Gestalten und hielten sie mit dem Gewicht ihrer Körper. Soldat, Dolmetsch, Boys und wir selber stützten die drei Zeltstangen und hielten die Innenwände fest, und doch bebte und schwankte unser kleines Haus, als wollte der Sturm es trotz aller unserer Anstrengungen fortreißen. Das Leinen klatschte und flatterte, wie wenn beim Fahren auf dem Wasser das Segel umgelegt wird, der aufgewirbelte Sand machte uns fast blind, kroch in Nase, Ohren, in die Kleider hinein, und doch durfte man sein Stück Zelt nicht loslassen, mußte alles irgendwie über sich ergehen lassen.

Dazu blitzte und donnerte es unaufhörlich, ein fortwährendes Auf- und Abflammen, ein andauerndes, starkes Rollen. Endlich fielen Regentropfen, einzeln, groß und schwer, und plötzlich stürzte das Wasser in breiten Fluten herab, so daß in wenigen Augenblicken der ganze Dorfplatz in Wasser schwamm. In dem Graben, der rings um

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das Zelt gezogen war, floß es ab, so daß wir davon wenigstens verschont blieben. Eine halbe Stunde prasselte der Regen unter Donner und Blitz, der die schwarze Nacht mit grellem, blauem Schein erleuchtete — eigentlich wie auf dem Theater im „Fliegenden Holländer" oder im „Freischütz" — dann hörte der Wind auf, der Regen ließ nach, lautlos und eilig verschwanden die schwarzen Wächter in die Hütten an ihre Feuer, und unsere Boys erschienen im Zelt, triefend vor Nässe, mit gefüllten, sorgsam verdeckten Suppentellern.

Am frühen Morgen kam der Wind wieder, die Pfeife gellte durch die eben grauende Dämmerung, und im Nu waren alle Leute wieder da, jeder an seinem Platz. Diesmal ging es rasch vorüber: ein paar starke Windstöße, dann war's wieder still, und man konnte ruhig in den Morgen hineinschlafen, der trübe und wolkenverhangen erwachte.

Aber allmählich wurde es klarer. Wir überredeten Waibel, der das Zelt in Linde gelassen hat, aus seiner Dorfhütte heraus und unter die Veranda unseres Zeltes zu kommen, wo er im Schatten, aber luftig, in Decken verpackt liegen kann. Und wir bewunderten zusammen, wie da ein Wolkenschleier nach dem anderen sich hob vor dem herrlichsten Panorama, das wir bisher gesehen haben; im Süden der lange, geradlinige Zug der Ndommeberge, die mit den flachen Rücken, den breiten Talausgängen und den wenigen, einzeln auf die obere Fläche aufgesetzten Kuppen an den Schwarzwald gemahnen; doch ist hier alles grasbedeckt, nur wenig Wald in den Tälern. Und von Nordosten bis Nordwesten der weite Kranz der Inselberge, in denen wir die letzten Wochen gereist sind. Am wunder-

barsten und herrlichsten der Njua, der, höher als das Ndommegebirge, wirklich wie eine Märcheninsel steil aus dem blauen Dunst der Ebene aufsteigt und uns von dieser, uns bisher unbekannten Seite noch viel schöner als sonst je erschien. Dann die lange Kette: Lomonji, Wawue, Tsimklong, Bengbeng, Nkang, die Bandum, Bassa, Baga, Bambondju, aufgereiht neben einander, alle durch breite Lücken von einander getrennt, durch die man die endlose Ebene mit dem Himmel verschwimmen sieht. Alle fast gleich in der Höhe, in vielem sich ähnlich, und doch jeder so charakteristisch, so einzig und unverkennbar in der Form, daß man sie alle beim ersten Sehen wie alte, wohlbekannte Freunde begrüßte.

Wir stiegen eilig auf einen kleinen, hinter dem Dorfe liegenden Hügel und haben da oben bis 3 Uhr gearbeitet, in schwüler, feuchter Hitze, aber wunderbar klarer Luft, mit weiter Aussicht und dem Anblick der entzückendsten weißen und hellgrauen Wolken am blauen Himmel.

Und jetzt eben, um ½8 Uhr wieder derselbe Aufruhr wie gestern abend, toller Sturm und Wasserfluten über Wasserfluten und hinterher feuchte, fast kalte Nachtluft.

Mongong, den 22. März 1912.

Franz ist fort; ich bin mit Waibel in unserem Luftkurort Mongong zurückgeblieben. Es ist wirklich wie in einer heimatlichen Sommerfrische, am Fuße des Deister oder am östlichen Schwarzwald: so frische, herrliche Luft, welliges, waldiges Land und die wunderbarsten Wolkenbauten am zartblauen Himmel. Am schönsten ist es morgens. Dann liegt dichter Nebel in allen Senken; besonders am Fuße des Ndommegebirges und des Njua wallt er in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schweren Bänken, und die Berge stehen dunkelblau, fast hart, darüber vor der klaren, hellen Luft. Später schweben kleine, weiße Wölkchen über den Bergen, immer verändert, immer langsam fortgetrieben von dem leisen Wind; und wir, die wir jetzt monatelang nur gleichmäßige, dunstige Luft gesehen haben, stehen überrascht vor diesen himmlischen Gebilden, wie vor etwas ganz Neuem. Auch am Nachmittag ist es schön und nie zu heiß; Franz und ich haben die drei Tage des Ausruhens hier wirklich genossen und uns von der entsetzlichen Hitze in Ngambe erholt.

Mit Waibel geht es leidlich. Er liegt sehr still in seinem Feldbett unter der Zeltveranda, liest in Zeitungen, Zeitschriften oder irgend einem meiner Bücher, schläft zwischendurch, döst in die Luft hinaus — ich hoffe, daß er nicht zu viel grübelt. Ab und an reden wir über die Leute hier, über die Landschaft; Zukunfts- oder Krankheitsgespräche kommen nicht auf. Bei jedem abendlich herannahenden Tornado wird er schnell in seine Hütte gebracht, und ich halte dann mit meinen Schwarzen getreulich unser Zelt fest. Einmal zieht das Unwetter über unseren Köpfen weg, ein anderes Mal gibt es starke Regengüsse, und fast jede Nacht muß man heraus und an den Zeltstangen einen kleinen Sturm überstehen.

Unsere Leute sind glücklich, daß es endlich regnet und sie kein „plenty hungry" mehr zu fürchten brauchen. Die Dorfbewohner haben jetzt schwere Arbeit; die erste Saat wird in die fertig vorbereiteten Felder gelegt, und dann kommt die gute, üppige Zeit, wo im Regen alles unglaublich wächst und gedeiht. Vor drei Tagen gesäte Kürbisse sind schon 5 cm aus der Erde heraus und haben zwei Blätter, nach zwei Wochen kann man sie kochen und als

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gemüse essen, nach zwei Monaten sind die Früchte reif. Ein anderes Gemüse ist drei Wochen nach der Aussaat einen Meter hoch und hat grüne Früchte, die gekocht werden. Süßkartoffeln brauchen zwei bis drei Monate von der Saat bis zur Reife, Mais vier bis fünf Monate. Und häufig pflanzen die Leute kurz nach einander verschiedene Arten in denselben Acker; weil die eine hoch wird und die andere niedrig bleibt, können sie ja gut neben einander stehen.

Das Roden von Wald und Steppe ist eine tüchtige Arbeit, besonders, wenn man bedenkt, daß ein Acker auf Waldboden nur fünf Jahre und auf Steppenboden gar nur zwei Jahre Ertrag liefert und dann mehrere Jahre brach liegen muß; aber für diese Arbeit wächst dann auch wirklich hundertfältige Frucht und so rasch, wie bei uns nur im Märchen.

Im Augenblick sind die Leute ganz auf ihre Vorräte angewiesen, die zu Anfang der Trockenzeit geernteten Mais- und Hirsekörner sind jetzt fast die einzige Nahrung; etwas Kassadawurzeln und Makabobknollen gibt es wohl auch noch daneben.

Letzte Nacht ist eine ganze Schar ausgezogen, um einen besonderen Leckerbissen zu fangen, eine Art geflügelter Ameisen. Um diese Zeit schlüpfen sie aus der Erde heraus, und vorgestern ist an der Stelle, an der einige ans Licht kamen, ein Ringwall gebaut und Zweige sind darüber gedeckt, damit sie nicht fort können. In der Nacht werden dann alle ausgeräuchert, in Massen gefangen und — lebendig und roh gefressen! „Propro beef, fine too much".[1]) Nur die zivilisierten Togo-Leute wenden sich schaudernd davon ab.

[1]) „Wirkliches Fleisch, sehr gut."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Den 23. März, abends.

Nach einem frühen Regenguß ist es heute ein kalter, häßlicher Tag geworden; die Sonne hinter schweren, grauen Wolken, Wind, sehr feuchte Luft — ich habe mir eine wollene Jacke angezogen und dabei noch gefroren. Jetzt, um 8 Uhr abends, sitze ich mollig in einem Buschhausstübchen bei der Lampe und will hier innen Abendbrot essen; draußen im Zelt ist es mir einfach zu kalt.

Ich bin jetzt daran gegangen, eine Reihe von Abbildungen zu malen von den farbigen Ornamenten, mit denen die Tikar ihre Hauseingänge schmücken. Dabei habe ich eine ganz merkwürdige Entdeckung gemacht, die mich sehr beschäftigt und die ich weiter verfolge: die Kamerun-Neger, wenigstens die, die ich gesehen habe, also die Bewohner von Dschang, Bana, Bamum und Tikar, haben nur drei Farbstoffe: Weiß, Rot und Schwarz. Weiß aus feiner Holzasche, Rot aus Rotholz, Schwarz aus Holzkohle. Und alle Stämme benutzen diese drei Farben, teils um sich selbst zu bemalen, teils um ihre Holzschnitzereien und Lehmornamente damit noch zu verschönen. Und alle haben in ihren ganz verschiedenen Sprachen für sämtliche Farben nur drei Ausdrücke: weiß, rot, schwarz.

Für grün, gelb, blau, braun, grau gibt es kein Wort. Die drei vorhandenen Wörter sind aber Sammelbegriffe geworden: „Rot" bedeutet rot, gelb und hellbraun — ein leicht begreiflicher Zusammenhang — „Weiß" ist weiß und jede sehr helle Farbe, aber „Schwarz" ist außer schwarz, dunkelgrau, dunkelbraun auch blau und grün, und seien sie noch so leuchtend. Es ist dem Neger nicht wohl zuzutrauen, daß er mit einer bewußten oder unbewußten Abstraktion die drei verwandten Töne Rot, Gelb und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Braun in ein Wort zusammengefaßt hätte; das Unterbringen aller anderen, sich so unähnlichen Farben in „Schwarz" spräche ja auch gegen solche geistige Tat. Ich glaube, daß die Sache nicht gut anders zu erklären ist, als daß sie ursprünglich die Farben in der sie umgebenden Natur überhaupt nicht beobachtet und beachtet haben; und erst mit der Lust am Malen mit leuchtendem Material ist der Begriff der Farbe in die Sprache aufgenommen. Nur die Farben, die als Farbstoffe vorhanden waren, haben Namen bekommen, alles andere wird, da jetzt das Erkennen der Farbe auch in der umgebenden Natur folgt, durch sehr flüchtiges Vergleichen unter die drei Begriffe untergebracht.

Auch wenn der Neger Pidgin-Englisch spricht, braucht er nur diese drei Ausdrücke für Farben; die Boys nennen unsere braunen Schuhe rot und unsere kornblumblauen Kattunstoffe schwarz.

Ich frage solche Sachen jetzt aus einem jungen Ngambe-Burschen mit Namen „Mbo" heraus. Er ist seiner Zeit, als wir von Ngambe nach Njua marschierten, unser Führer gewesen, hat sich uns dann angeschlossen und sich in den sechs Wochen als der tüchtigste und beste von allen unseren Leuten erwiesen. Mbo kann jede Arbeit, ist bereit zu jeder, ist mit Begeisterung dabei, etwas Neues zu lernen und immer strahlend vergnügt. Seine schlanke, jugendfrische Erscheinung, seine saubere, selbstgenähte Kleidung: eine kurze, weiße Hose und ein rotes Haussahhemd, erhöhen noch den sympathischen Eindruck. Er ist einer von den „guten Griffen", die wir bei der Auswahl unserer Leute getan haben, ebenso wie Ndanke, der Häuptlingssohn von Bangante, der jetzt schon drei Monate bei uns ist und sich aus einem jungen Wilden zu unserem sorgfältigsten und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

saubersten Boy entwickelt hat. Eben ist er als einzige persönliche Bedienung mit Franz in die Berge gezogen und wird seine Sache sicher ausgezeichnet machen.

Der Soldat hat heute vergeblich einen angeschossenen Büffel verfolgt, und alles Volk hatte sich schon so darauf gefreut, denn „Chop" ist sehr knapp hier. Alle die Leute, die aus der Umgegend die ersten zwei Tage Fufu, Fisch und Kassada brachten, sind trotz ihrer Versprechungen und trotz reichlicher Bezahlung nicht wiedergekommen. Mbo ist drei Stunden weit gelaufen und dann glücklich mit einem Korb Hirsemehl und einem Korb Kassada wiedergekommen. Das hat kaum gereicht.

Ich habe nun alle Überredungskünste, Locken und Drohen angewandt, um den Headman von Mongong dazu zu bewegen, daß er uns jeden Tag etwas gibt. Und schließlich hat er sich bereit erklärt, drei Tage lang Hirsemehl und Maismehl zu liefern. Mehr könne er beim besten Willen nicht geben, sonst behielte er nicht genug für sich. Bringen nun andere Leute etwas, so kann man das Mehl, das sich mehrere Tage hält, aufheben und den Mongongmann einen Tag mit der Lieferung aussetzen lassen. Fertig gekochtes Fufu hält sich keine zehn Stunden. Ich bin etwas in Sorge wegen der Verpflegung; muß der Neger Hunger leiden, so wird auch der sonst zuverlässigste und treueste Bursche aufsässig und widerspenstig. — Ich selber habe noch einen kleinen Vorrat Hühner, mit dem ich ausreiche, bis Franz zurückkehrt und wir weitermarschieren. Für Waibel kommt ja einstweilen nichts als Milch und Reis in Betracht.

Schauderhaft ist jetzt die Insektenplage; von den staubkleinen Sandfliegen wird man förmlich aufgefressen, meine Hände sind ganz geschwollen von ihren Stichen; große

Fliegen und Wespen summen überall herum und fliegende Ameisen setzen sich in jede Schüssel, auf jeden Teller. Zum Glück gibt es wenig Moskitos, und durch das Moskitonetz ist man nachts, wo sie hauptsächlich stechen, vor ihnen geschützt.

Mongong, den 28. März 1912.

Ein großer Fest- und Freudentag heute! Der Soldat hat gestern abend im drei Stunden entfernten Busch zwei von den riesigen Flußschweinen geschossen, die dort im dichten Sumpfwald leben. Ein Mongongmann, der ihm den Weg gewiesen, brachte triumphierend die beiden Schwänze als Beweis seiner Botschaft. Unser ganzes Volk brach auf, um die herrliche Beute zu holen; ich habe manchen von ihnen noch nie so leichtfüßig laufen sehen! Aber es wurde spät und später, und niemand kam zurück. Ich hatte mir Langstuhl, Tisch und Lampe ganz ins Freie setzen lassen in der wunderbar lauen Nachtluft; ein Tikar-Junge hockte neben mir auf der Erde und zeigte mir, wie sie mit den Fingern rechnen und zählen. Ich fragte immer weiter und hörte zu meinem maßlosen Erstaunen, daß die Tikar Zahlen und Zahlbegriffe bis in die Hunderttausende kennen, alles im Dezimalsystem. Wenn ich die Worte für die Begriffe Zehner, Hunderter, Tausender, Zehntausender, Hunderttausender weiß, kann ich durch Verbindung mit den Zahlwörtern von 1 bis 9 alle Zahlen bis 900 000 bilden, kann also die Zahl 999 999 ausdrücken — mit Hilfe meines Notizbuches kann ich es wirklich. Und wenn es noch mehr ist?, dann sagt der Tikar: „I no savy more".[1])

Mir brannte der Kopf von diesen schwarzen Rechenkünsten, und ich hatte nicht gemerkt, daß es inzwischen

[1]) „Mehr weiß ich nicht."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mitternacht geworden war. Gerade wollte ich das Warten auf die Jagdbeute aufgeben und schlafen gehen, da kommt Mbo, keuchend vom rasenden Laufen: „dem two swine pass we, we no fit tut (tragen) him. I come for call twelve man more for tut him, for bring him here. For dem mammy-swine four man be nough (nötig) for tut him, and four for change, for dem man-swine, he pass dem mammy-swine too much, six man for tut him and six man more for change. Make me tell dem headman for dis town and for other small town he give dem people".[1]) Das sprudelte alles so hervor, zwischen Keuchen und Lachen, und dabei leckte er sich immer die braunen Lippen mit der hellroten Zunge vor Wonne bei dem Gedanken an das herrliche „meef".[2]) So wurde denn der Headman heraus-getrommelt, ein Bote zum nächsten Dorf geschickt, und dann ging die Karawane im Laufschritt durch die wolkenver-hangene Mondnacht zurück.

Erst gegen Morgen haben sie ihre Last gebracht, alle lahm und müde von dem gewaltigen Gewicht. Den Eber schätze ich auf vier Zentner, die Sau auf drei, der ganze Vormittag ist mit Abhäuten, Ausweiden und Zerlegen der schwarzen Dickhäuter draufgegangen. Die beiden hilfreichen Dörfer zogen je mit einem „belly" — dem gesamten Ein-geweide, das mit großer Wonne gegessen wird — und

[1]) „Die beiden Schweine sind zu viel für uns, wir können sie nicht tragen. Ich komme 12 Mann mehr zu holen, um sie herzubringen. Für die Sau sind 4 Mann nötig zum Tragen und 4 zum Wechseln, für den Eber — der ist noch viel größer als die Sau — 6 Mann zum Tragen und 6 zum Wechseln. Laß mich den Headleuten in diesem Dorf und im anderen kleinen Dorf sagen, daß sie die Leute geben."

[2]) „Meef" aus Zusammenwürfeln von meat und beef!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einem Rippenstück ab, unsere Leute haben jeder drei bis vier Pfund schieres Fleisch bekommen, dazu eine Tagesration Fufumehl; damit haben sie für heute und morgen reichlich Futter. Die Fleischmengen, die noch übrig sind, werden jetzt durch Mbo auf Tikarart geräuchert. Das Fleisch wird in lange, schmale Streifen zerschnitten, auf ein Stangengerüst gelegt und mehrere Tage über einem tüchtigen Feuer gedörrt. Dann soll es wochen-, ja monatelang haltbar sein.

Gestern nachmittag brachte mir ein Bote einen langen Brief von Franz. Er hat anstrengende Tage hinter sich und die schlechtesten, schwierigsten Wege, die ihm in Afrika je begegnet sind. Zum Glück hat er alle Lasten in Linde richtig vorgefunden. Den Rückweg macht er auf einem neuen Pfad um den bisher unbekannten Westfuß des Ndommegebirges; er wird wohl sechs Tage dazu brauchen.

Eben hörten wir auch, daß am Mbam eine große Fürstenbegegnung stattfindet. Njoja mit Gefolge, darunter eine seiner Lieblingsfrauen, die eine Tochter des Ngambe-Häuptlings ist, mit allem Pomp und aller Pracht, mit Musik und mehr als 100 Pferden kommt von Bamum zum rechten Ufer des Flusses, gleichzeitig der Ngambe-Häuptling zum linken; und da sollen dann große Feste und Reiterspiele veranstaltet werden. Auch an einer afrikanischen Art von Minnedienst wird es nicht fehlen. Klingt es nicht wie aus dem Mittelalter?

Und dahinein wird nun als Blitzstrahl eine Botschaft fahren, die die Station Joko, die Vertreterin des zwanzigsten Jahrhunderts, dem Ngambe-Häuptling durch einen Boten sendet, der gestern hier vorbei kam: er solle sich sofort aufmachen und vor dem Stationschef erscheinen. Und wenn

ein Häuptling so gerufen wird, so ist das in den meisten Fällen „for some bad palaver“[1]) In wildester Aufregung wird der Ngambe-King vom Ufer des Mbam aufbrechen, und ich denke mir, daß Njoja sich blamiert vorkommt.

Mongong, den 2. April 1912.

Gestern mittag ist Franz zurückgekommen, müde, schmutzig und zerrissen, aber gesund und wohl und sehr befriedigt von allem, was er gesehen. Es gab ein großes Freudenfest. Wir hatten das Zelt bekränzt und mit einem herrlich bunten „Willkommen“ verziert, in der Küche war gekocht und gebraten, was Geflügelhof und Vorratskisten irgend leisten konnten, und sehr hübsch war die wirkliche Freude von allen Leuten über die Rückkehr des „big massa“.

Nun planen wir für die nächste Zeit, denn zum Glück ist Waibel soweit hergestellt, daß er in der Hängematte transportiert werden kann. Heute wird gekramt, geordnet und zwischendurch ausgeruht, morgen geht Mbo nach Ngambe, um die vor 14 Tagen entlassenen Träger wieder zu holen. Wir wollen dann auf der großen Straße langsam nach Joko ziehen, immer ins Gebirge eindringend, wo es irgend möglich ist.

Bambu, den 6. April 1912.

Am Fuß des Ndommegebirges, des „rauhen, wilden, unzugänglichen“, wie es in Büchern genannt wird. Und sieht so hell und freundlich aus! Mit jungem, grünem Gras sind alle Hänge bedeckt, frisches Laub schmückt die Bäume, die einzeln oder in kleinen Wäldchen in den Matten

[1]) Soll heißen: „in einer finsteren Sache“.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stehen. Das Gebirge hat sanfte Formen im Vergleich zu dem, was wir beim Njua gesehen. Es ist auch gar nicht so sehr hoch, oder sieht wenigstens von hier nicht so aus. Der durch weite Talausgänge und Senken in einzelne Bergrücken und frei liegende Berge zerlegte Gebirgsrand mag 200 bis 300 m über der Jokostraße ansteigen. Klettert man, wie wir heute, auf einen der Randberge, an denen, in der Nähe besehen, riesige Felswände aus grobem, feldspatreichem Granit anstehen, so gewinnt man einen Blick auf die obere, ausgedehnte, sanftwellige Fläche des Gebirges, über der einzelne höhere Gipfel aufsteigen.

Wenn man dies große Bergland in der Trockenzeit sieht, mit den weiten gelben oder schwarzgebrannten Grasfeldern, dann macht es sicher einen öden, trostlosen Eindruck. Jetzt scheint die ganze Welt um uns verwandelt. In den heißen Tagen, die nach den ersten Regengüssen kamen, ist wie durch ein Wunder ein leuchtend grünes Gewand über das Land gebreitet, ein heller, junger Sommer lacht um uns, und die klare Luft, die uns von den neuerlichen starken Tornados gebracht wurde, ist herrlich erfrischend.

Wir haben mit allerhand Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, bis wir glücklich hier unterkamen. Der Ngambe-Häuptling, der jetzt auf dem Weg nach Joko ist, hat uns die Träger aus der Stadt verweigert, und wir haben an der Straße glücklich 30 Leute aufgegriffen, die nun dreimal hin und her laufen müssen, um alles Gepäck und den Kranken in der Hängematte nachzubringen. Außerdem aber hat der Edle die Leute an der Straße gegen uns aufgehetzt, daß sie uns nichts zu essen geben sollten, und hat uns durch einen unserer Soldaten, den er unterwegs traf, sagen

lassen, wir möchten uns gefälligst bald wieder weiterbegeben, wir fräßen sonst sein Land arm.

Aber die unfreundliche Stimmung, mit der wir von dem Unterhäuptling von Bambu empfangen wurden, hat sich schnell gebessert. Franz hat heut bei unserer Bergbesteigung, die eigentlich zu topographischen Arbeiten gemacht wurde, nach mehrstündiger Verfolgung bäuchlings auf allen Vieren durch Gras und über Felsen eine starke Antilope erlegt, mit einem einzigen, gut sitzenden Schuß. Ndanke und Mbo, die sich mit angeschlichen hatten, haben wahre Freudentänze um das „beef" aufgeführt, und dann sind Leute aus dem Dorf geholt, die das kolossal schwere Tier herunter brachten. Der Wasserbock hat ungefähr die Größe einer Kuh, nur natürlich schlanker und hochbeiniger.

Die wahnsinnige, gierige Begeisterung, mit der zehn Leute an dem Tier herumzerrten und schnitten, um schnell das Fell herunter zu bringen, damit es ans Fleischverteilen gehen könnte, ist gar nicht zu beschreiben. Beim Schein von Laternen und den Blitzen eines heraufziehenden Tornados war es eine unheimliche Szene.

Aber vor ein paar Tagen, kurz vor dem Abmarsch von Mongong, sahen wir noch ein viel wilderes Schauspiel dieser Art: die beiden Soldaten hatten einen Büffel erlegt, einen von der Herde verstoßenen Einsiedler, den sie auf einer Waldlichtung beschlichen hatten. Charakteristisch für die Zucht solch schwarzer Soldaten ist es, daß sie, als sie dicht genug an das Tier heran waren, auf Kommando des älteren von ihnen mit „legt an — Feuer!" zugleich geschossen haben, so daß sie nicht einmal wußten, wessen Kugel getroffen hatte. Der ältere ist darauf

auf das angeschossene Tier zugegangen, und als es Miene machte, ihn anzunehmen, hat er dem anderen, der den günstigeren Platz hatte, wieder „legt an — Feuer!“ zugerufen, und mit Blattschuß ist der Büffel gefallen. Der abgeschnittene Schwanz kam wieder als Siegesbotschaft ins Lager, und da nicht daran zu denken war, das Tier unzerlegt ins Dorf zu bringen, zog alles Volk los, um es draußen im Wald zu zerteilen. Es war schon dunkel. Wir gingen bei Laternenschein mit.

Als wir auf der Lichtung ankamen, brannten zwei helle Feuer zu beiden Seiten des toten Kolosses, und die Leute waren schon an der Arbeit. Das wenig schöne Fell wurde nicht abgezogen, sondern das Tier einfach ausgeweidet und zerhackt. Ein solch wahnsinniges, wollüstiges Planschen und Herumwühlen in Blut habe ich nicht für möglich gehalten. Ich werde es nie vergessen, wie unser sonst so reinlicher Boy Ndanke hier wieder zum Wilden wurde, mit jubelndem Lachen das Blut mit den Händen aus dem Bauch des toten Tieres schöpfte und nachher mit beiden Füßen in einer großen Lache geronnenen Blutes stand, immer die gespreizten Zehen auf und ab bewegend, so daß die dicke, schwarzrote Masse zwischen ihnen emporquoll. Dazu ein gespanntes Lächeln um den Mund, daß die weißen Zähne als schmaler Streifen aus dem dunkeln Gesicht hervorblitzten, und die Augen blinzelnd halb zugekniffen. Hinten sah man Djimbe mit hoch erhobenen Händen die Axt schwingen, um den Kopf des Büffels vom Körper zu trennen; ein paar lange, schwarze Gesellen, Silhouetten gegen das Feuer, schleppten an einem Hinterbein, das der Pferdejunge regelrecht losgeschnitten hatte; und rechts und links, halb im Schatten, die beiden Soldaten, Gewehr bei Fuß, regungslos, nur aufpassend, daß

nichts von den Fleischmassen abhanden käme, die zu ihren Füßen aufgetürmt wurden. Das Feuer warf flackernde, zackige Lichter und Schatten über die Szene, und im Hintergrund standen die großen Waldbäume feierlich und still gegen den dunkeln Nachthimmel.

Bambu, den 9. April 1912.

Gestern sind wir wirklich oben gewesen auf dem Gebirge. Der Anstieg ist doch steiler und höher, als man unten dachte. Wir hatten uns daher ziemlich lange noch im Tal bei den schönen Wasserfällen und den merkwürdigen Mäandern eines breiten Baches aufgehalten und mußten die Steigung in der feuchten Hitze der Mittagsstunde nehmen. Aber der Ausblick oben war dann wunderbar herrlich und so ganz anders, als wir uns früher vorgestellt hatten. Grasbedeckte, wellige Flächen mit waldigen Tälern dehnten sich nach allen Seiten aus; aber es war nicht eigentlich das, was ich ein „Gebirge" nenne, mehr eine riesige, schon stark zertalte Hochfläche, die sich rings endlos fortzusetzen scheint.

Das, was wir bisher für den Nordrand der Ndomme gehalten haben, ist nur der Rand eines kleinen, etwas erhöhten Teiles in dem ganzen großen Hochland. Deutlich erkannte man in der Ferne eine Stufe, die die tiefer gelegene Ebene umzieht, aus der wiederum der Njua zu so gewaltiger Höhe aufsteigt. Weit im Süden liegen die Berge über Linde, die Franz schon gesehen hat, und die mir noch für künftige Arbeiten winken. Wie ein Bild von Segantini mutete der Blick an: die Fläche im Vordergrund, in der Ferne die steilen Zacken, vorn hellgrünes Gras und hinten die rosig beleuchteten, kahlen Felsen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Darüber ein reicher, immer bewegter Wolkenhimmel, der blaue Schatten über die Bodenwellen warf.

Bambu, den 16. April 1912.

Es hat Franz auch gepackt. Am Abend des 10. ist bei ihm ebenfalls Dysenterie zum Ausbruch gekommen, noch leichter als bei Waibel und ohne jede Schmerzen, aber etwas länger andauernd; vier Tage die unverkennbaren Symptome, seitdem aber eine ständige Besserung ohne jeden Rückfall, auch seit er etwas feste Nahrung zu sich nehmen darf. So geht es hoffentlich weiter vorwärts. Zum Glück hat er selber Zuversicht und gute Laune nie verloren und sich und mir dadurch die schlimme Sache leichter gemacht.

Eine wirkliche Sorge aber ist die Ernährung. Waibel hat in der Rekonvaleszenz fast den ganzen Reisvorrat aufgegessen. Ob die zwei Sack Reis, die wir aus Jabassi bestellt haben, überhaupt kommen, ist fraglich. Wir haben Boten nach Joko gehetzt und dort um Reis gebeten, hoffentlich bringen sie etwas. Auch für die weitere Erholung von Waibel wäre Reis sehr wünschenswert und schließlich auch für mich, denn ich plage mich schon seit drei Wochen mit einem hartnäckigen Magenkatarrh. In solchen Dingen ist man doch entsetzlich hilflos hier; und die Unmöglichkeit, sich das, was man braucht, rasch zu beschaffen, ist im Vergleich mit den Gefahren des Klimas wohl fast das schlimmere Übel in diesem Lande.

Wir haben natürlich regungslos hier in Bambu gesessen, haben einige Tage toller Hitze und einen kalten Regentag erlebt, Waibel hat mit Sammlungen, ich mit ethnologischem Ausfragen zu tun gehabt. Wenn kein Rück-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fall kommt, wird Franz bald so weit sein, daß wir weiterziehen können, jetzt muß er in der Hängematte liegen, Waibel wird topographieren. Mit kurzen Märschen und eingeschobenen Rasttagen wird das ganz gut gehen.

Diese Übergangszeit zwischen Trockenheit und Regen, deren täglicher Wetterverlauf uns Europäern ja fast als das Normale vorkommt — mal kalt, mal warm, bald Regen und Wind, bald heiße Sonne — gilt hier bei den Eingeborenen als Zeit der Krankheiten, deren es auch wirklich reichlich in unserer Karawane gibt.

Wir alle drei glauben, daß Franz die Krankheit durch Ansteckung von dem kleinen Ntong bekommen hat, der ebenfalls Dysenterie meldete; aber er hat sie wahrscheinlich schon ein paar Tage vorher gehabt, und es beim Bettenmachen oder beim Bedienen Franz zugetragen. Auch mehrere Träger mußten wegen Dysenterie entlassen werden; es ist eine förmliche Epidemie in unserer Karawane. Wenn ich nur jetzt gesund bleibe!

Unser Koch ist für diese Krankheitszeit eine wahre Perle. Er ist früher einmal auf Suellaba, der Erholungsstation der Küste, gewesen, die hauptsächlich von Dysenteriekranken aufgesucht wird, und weiß jedes Küchengeheimnis der Dysenteriediät. Daß Franz vier Tage nur Milch zu sich genommen hat und dabei am Leben geblieben ist, erscheint den andern Negern ganz unglaublich. „Susu water! some blackman go die for dis palaver!“[1])

Den 17. April 1912.

Gestern abend habe ich mit dem Tigerhund Polka getanzt, weil aus Joko ein großer Sack Reis kam. Nun kann

[1]) „Nur Wasser! ein Schwarzer würde dabei tot gehen!“

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ich eine richtige Kur mit Franz anfangen; es geht ihm täglich besser, und er verträgt Reis sehr gut. — Waibel hat heute an der Straße topographiert, es strengt ihn aber sehr an, lange Märsche wird er noch nicht machen können.

Den 21. April.

Es ist ihm so schlecht bekommen, daß er einen Rückfall erlitten hat. An solche Arbeiten ist also einstweilen weder für Franz noch für Waibel zu denken. Ich muß sehen, was ich machen kann, damit doch diese Wegstrecke aufgenommen wird. Vorgestern habe ich schon eine Peilung und Kartenskizze von einem an der Straße liegenden Aussichtspunkt gemacht; die Straße weiter zu topographieren werde ich ja wohl auch fertig bringen. Ich muß jetzt tapfer sein und die Führung der Expedition in die Hand nehmen. Wenn ich nur gesund bleibe, wird es auch gelingen.

Jakong, den 5. Mai 1912.

Wir haben gestern die Genesung von Franz gefeiert; drei volle Wochen sind seit den letzten Krankheitserscheinungen verflossen, ohne daß der geringste Rückfall eingetreten wäre, da darf man wohl von Gesundung reden und — mit aller denkbaren Vorsicht — allmählich zum Leben der Gesunden zurückkehren. Zur Gesellschaft feiern wir gleich meine Genesung mit. Ich habe — höchst überflüssiger Weise — eine dumme Malaria gehabt, die sich ewig lange hinzog, am 22. April anfing und erst gestern zu Ende war. Das Fieber ist nie hoch gekommen, aber auch nicht fortgegangen. Zum Glück waren an den ersten Tagen die Vormittage immer ganz fieberfrei, so daß ich doch einigermaßen topographieren konnte, wenn wir in ganz kurzen Märschen vorwärts rückten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Einmal mußten wir, Franz und ich, ein paar Tage Station machen, und erst Waibel fortschicken, der wieder einen ernsten Rückfall gehabt hatte; er hat sich in drei starken Märschen nach Joko durchtragen lassen, um endlich die Krankheit auf der Station wirklich auszukurieren. Auch sein Boy und unser Djimbe hatten Dysenterie und wurden mit nach Joko ins Hospital geschickt. Und Ndanke bekam einen leichten Anflug von Lungenentzündung, einer der Träger wurde in der Nacht von einer Giftschlange gebissen, ich mußte schneiden und eine Einspritzung machen. Und zwischen alledem Franz, der kaum wieder gehen konnte, und ich mit Fieber und rasenden Kopfschmerzen. Es war wirklich in manchen Augenblicken schlimm. Aber nun ist es glücklich vorüber, und bei dem reichen Häuptling von Jakong sind wir glänzend aufgehoben.

Trotz schlechten Befindens und sorgenvoller Gedanken haben wir doch auf dem Marsch hierher einiges von dem Ndomme gesehen. Der steile Rand, unter dem wir uns in Bambu befanden, hat sich nach Osten zu rasch erniedrigt, die Vorstufe ist angestiegen, und am zweiten Tag nach dem Abmarsch von Bambu kamen wir auf den Punkt, wo sie sich zu einer Fläche vereinigen, die sich langsam von Süden nach Norden senkt. Sie ist übrigens durchaus keine „Fläche" mehr, sondern von unendlich vielen Tälern und Bächen durchzogen, der Weg ein fortwährendes, oft steiles Auf und Ab, über Rücken, durch Bachschluchten, an Hängen entlang, und von jeder Höhe ein Blick über ein regelloses Gewirr von einzelnen Bergrücken, Kuppen und Tälern. Oft habe ich den Njua gesehen und gezeichnet, bald besitzen wir nun seine Profillinie von allen Seiten, so daß man ihn danach fast modellieren könnte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Den ganzen Tag sieht man hier in Jakong auf der breiten Dorfstraße, die beiderseits mit Mattenzäunen eingefaßt ist, die Weiber hin und her laufen. Oft tun sie's nur zum Vergnügen, schwatzend und lachend; dann tragen sie große, bunte Baumwolltücher, die sie unter den Achseln durch auf der Brust schlingen, so daß sie eng den meist schlanken Körper einhüllen.

Tikar-Frau vom Feld heimkehrend.

Gehen sie aber zur Arbeit aufs Feld, um Gemüse und junges Korn zu holen, zum Fischfang oder zum Holzsammeln, so tragen sie die Kiepe auf dem nackten Rücken; höchstens haben sie ein schmales Tuch um Hüften und Oberschenkel gebunden, sehr oft ist eine winzige, baumwollene Fransenschürze an einer Hüftschnur die einzige Bekleidung. Aber stets sind die Haare schön frisiert, glänzend von Palmöl und zu kunstvollen Gebäuden aufgetürmt, die nur mit regelrechten Haarunterlagen hergestellt werden können.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was die Männer sich von den Köpfen scheren, verkaufen sie den Weibern.

Das Leben dieser schwarzen Frauen interessiert mich sehr. Ich habe viel danach gefragt — leider immer nur durch Dolmetsch, denn es gibt keine, die auch nur ein Wort Pidgin-Englisch versteht. Das Bild, das ich dabei gewonnen habe, ist ganz sympathisch, und es scheint, daß die Tikar-Frau es erheblich besser hat als die im Westen des Mbam lebende Negerin. Sie ist hier nicht das Arbeitstier, das alle schwere Feldarbeit verrichten muß und in vollkommener Abhängigkeit lebt; ja, es gibt nicht einmal einen wirklichen Weiberkauf, wie in Bamum, Dschang und an der Küste, wo für eine Frau oft mehrere hundert Mark bezahlt werden.

Im Haus der Mutter wächst das Mädchen heran, und wird von ihr in allen häuslichen Arbeiten unterwiesen. Mit ihren Freundinnen geht sie aufs Feld, zum Fischfang und zum Tanz, und eine erzählt der anderen von den Männern und vom Leben der verheirateten Frau. Ist sie erwachsen — ungefähr mit 14 bis 15 Jahren — so genießt sie volle Freiheit und kann mit jungen Männern umgehen; bekommt sie ein Kind, schädigt das ihren Wert und ihr Ansehen nicht im geringsten. Früher oder später heiratet eine jede, der Begriff der unverheirateten Frau ist dem Neger ganz unfaßbar, denn „dazu ist sie doch da".

Ein Mann, der sie zur Ehe begehrt, spricht mit ihrem Vater oder Bruder und schenkt ihm, wenn er einwilligt, einige Meter Stoff, Salz und Palmöl im Wert von 20 bis 40 Mark. Ist das Mädchen aber nachher nicht einverstanden, so werden diese Geschenke zurückgegeben. Nur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenn sie schon als Kind einem Mann versprochen wird, gibt es später keine Weigerung. Ist jedoch der Mann, der um ein Mädchen wirbt, sehr arm, und hat sie ihn trotzdem gern, so kann das Geschenk an die Eltern auch ganz unterbleiben, höchstens hilft er eine Weile auf dem Acker des Vaters. Auch ist es Sitte, daß ein junger Ehemann nach der Hochzeit mit seinen Freunden zwei Tage auf dem Feld seines Schwiegervaters arbeitet.

Am Tag der Hochzeit werden keine Festlichkeiten begangen; die Mutter bringt ihre Tochter in das Haus des Mannes und läßt sie dort. Aber nach zwei Tagen kommt die junge Frau zu ihren Eltern und bittet sie, nun das Hochzeitsessen zu rüsten. Dann werden Hühner und Ziegen geschlachtet, es wird gekocht und gebraten, riesige Mengen Hirsebier gebraut und alles ins Elternhaus des jungen Ehemanns getragen, wo beide Familien und alle Freunde ein großes Gelage abhalten. Denn nun gehört die junge Frau zur Familie des Mannes. Nach zwei Wochen haben sie selber alle Freunde bei sich zu Gast, wobei es nur Hirsebier, aber nichts zu essen gibt.

Eine der schönsten und feinsten Hochzeitssitten, von denen ich je gehört, ist, daß die beste Freundin der Braut mit in ihr neues Heim geht, um ihr während dieser ersten Ehetage alle Hausarbeit abzunehmen. Bei ihrem Scheiden schenkt ihr der Mann etwas Stoff oder Palmöl und sagt ihr vielen Dank.

Dann beginnen die Hausfrauenpflichten. Die Hütte muß sauber gehalten werden, und mit großer Sorgfalt werden täglich drei Mahlzeiten bereitet. Der Tikar ist ein Feinschmecker und verlangt zu seinem dicken, mit Wasser gekochten Mehlkloß zum mindesten eine Gewürzsauce oder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gemüse, noch lieber einen mit Gewürzen und Öl gekochten Fisch und am liebsten natürlich das freilich seltene Fleisch. Jede Tikar-Frau hat auf ihrem Feld eine ganze Reihe verschiedener Gemüse- und Gewürzpflanzen, die alle nach bestimmten Rezepten verwendet werden. Aber sie hat es gut; die schwere Arbeit des Feldhackens braucht sie nicht zu tun, das ist Sache der Männer, sie hilft höchstens bei der Aussaat. Und auch bei der großen Hirseernte fällt ihr der leichtere Teil zu. Was sie täglich im Haushalt braucht, holt sie sich selbst vom Feld, auch Feuerholz bringt sie herein von den Bäumen, die der Mann im Wald fällt und die sie, sobald sie dürr sind, spaltet und im Haus trocknen läßt.

Hat ein Mann nur eine Frau, so wohnen sie zusammen in einer Hütte, halten gemeinsam ihre Mahlzeiten und leben ganz nach unseren Ehebegriffen. Und dieser Fall ist durchaus nicht selten. Sind mehrere Frauen in einem Gehöft, so haben der Mann und jede Frau eine Hütte für sich allein; dann wechseln die Frauen mit dem Kochen für den Mann ab.

Eine der ersten Pflichten einer jungen Frau ist das Erlernen der Geburtshilfe. Es gibt keine Ausnahme davon, eine jede muß sich darin von der weisen Frau des Dorfes unterrichten lassen, damit jede, falls es nötig ist, einer Schwester, einer Freundin, mit der sie etwa allein auf einem Farmdorf lebt, helfen kann.

Die letzten Wochen vor der Geburt eines Kindes schonen sich die Frauen und tun keine schwere Arbeit, holen kein Holz, tragen kein Wasser, knien nicht am Mahlstein, um das Korn zu Mehl zu zerreiben. Meistens nimmt eine Schwester des Mannes ihnen dann alle diese Pflichten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ab, oder auch die Mutter des Mannes, denn das Kind ist ja unter allen Umständen ein Mitglied der Familie des Mannes, und so tun seine Verwandten auch die dafür nötige Arbeit. In den allermeisten Fällen verlaufen Geburten glücklich, die Mutter liegt ein paar Tage und nimmt erst allmählich ihre Hausarbeit wieder auf.

Die nächsten Jahre gehört sie ganz ihrem Kind, denn sie nährt es etwa drei Jahre lang, und während dieser ganzen Zeit leben Mann und Frau getrennt. Hat nun der Mann nur diese eine Frau, so nimmt er sich häufig heimlich eine Geliebte; aber die Frauen sind sehr eifersüchtig, oftmals gehen sie aus Zorn darüber von ihrem Manne fort und zu ihren Eltern zurück, und der Mann kann nicht viel dagegen machen. Oft aber sind auch die Frauen — besonders wenn der Mann ihrer viele hat — die Ungetreuen, und Streitigkeiten, Schläge und Trennungen aus solchen Gründen sind nicht selten. Unter allen Umständen aber gehören die Kinder dem Vater, und das wird in vielen Fällen die Mütter von der Scheidung zurückhalten, denn alle lieben ihre Kinder zärtlich.

Tikar-Frau mit Kind.

Geht eine Frau von ihrem Mann fort, aus welchem Grunde es auch immer sei, so nimmt sie ihr persön-

liches Eigentum, alles was sie an Hausgerät mit in die Ehe gebracht und während der Zeit geschenkt bekommen hat, wieder mit. Ihren Eltern ist sie stets willkommen, und meistens verheiratet sie sich bald wieder.

Auch eine Witwe bleibt nie allein. Der Bruder ihres Mannes holt sie in sein Gehöft, oder ein erwachsener Sohn sorgt für sie. Das Elend einer verlassenen, alten oder armen Frau gibt es bei diesen sogenannten Wilden nicht...

Am Tage, ehe wir Jakong erreichten, haben wir einen großen Packen Briefe und Zeitungen bekommen, die Post, die am 9. März zu Haus abgegangen ist; sechs Wochen hat sie gebraucht, bis sie uns erreichte. Was solche Posttage in der Wildnis für große Feste sind, kann man sich zu Haus überhaupt nicht vorstellen. Noch tagelang kehrt jeder Gedanke immer wieder dahin zurück. Die Briefe werden fast auswendig gelernt, die Zeitungen von der ersten bis zur letzten Zeile durchstudiert. Erst liest jeder für sich, dann liest man es sich gegenseitig noch einmal vor, und alle Gespräche drehen sich darum.

Da wir alle drei krank gewesen sind, hat Franz an den Stationsleiter von Joko die Bitte gerichtet, uns für einige Zeit zur Erholung auf der Station aufzunehmen, falls Platz da sei — trotzdem uns ja das Wohnen auf Stationen untersagt war; aber das riskiert man in solchem Fall einfach. Von Joko kam umgehend die liebenswürdige Antwort, wir seien jeden Augenblick willkommen, Platz sei reichlich vorhanden, man freue sich, uns helfen zu können, wir störten ganz und gar nicht.

Joko, den 12. Mai 1912.

Endlich sind wir in Joko! Später, als wir gedacht hatten, und nach manchen schweren Tagen. Und wie eine

Erlösung, wie eine Heimkehr war es mir gestern; Tränen der Erregung kommen mir jetzt immer noch. Es ist ja alles so unglaublich verwandelt um uns. Wir sitzen in einem riesigen, weißgetünchten Zimmer, das sehr hoch und luftig ist. Große Fenster — wirkliche Fenster, mit gläsernen Scheiben — lassen uns nach Südosten hinausblicken über die Wute-Stadt von Joko und den Rand des Ndommegebirges weithin in die flache Wute-Ebene und nach Südwesten in den strahlend weißen, sauberen Stationshof mit seinen netten, grünberankten Gebäuden und dem hohen, gelben Ziegelturm, von dem aus man schier in die Unendlichkeit sehen muß. Lustig flattert die schwarz-weiß-rote Fahne mit dem Adler über dem hellen Bilde, und im Hofe sieht man rotmützige Soldaten hantieren, Hunde sich balgen, und eine große, drollige Sporengans gravitätisch einhersteigen.

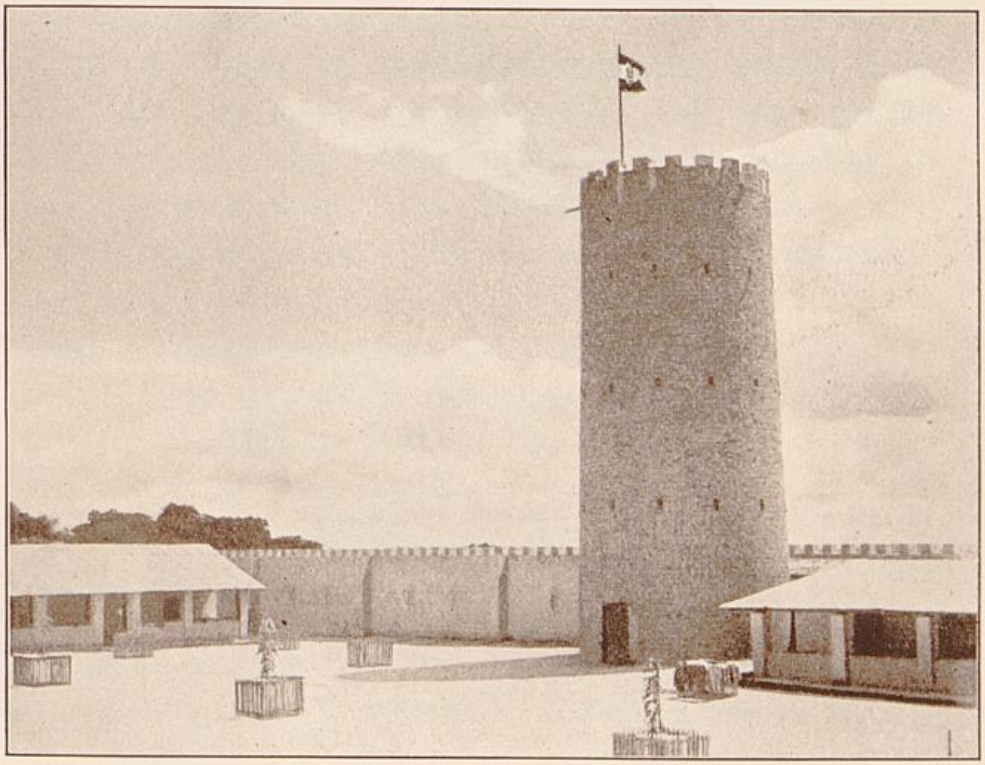
Unsere Zimmer — wir haben ihrer zwei — liegen im Obergeschoß des einen dicken Eckturmes. Wie das merkwürdig ist, nach so vielen Monaten des Wanderns, des Lebens im primitiven, kahlen Rasthaus oder im engen Zelt, jetzt wieder in einem wirklichen Haus zu sein, mit gedieltem Fußboden, mit Fensterscheiben, mit richtigen Möbeln. Mir ist es immer noch wie ein Traum.

Und Blumen, deutsche Gartenblumen, auf dem zuverlässigen, schweren Holztisch begrüßten uns! Man kann nur immer und immer wieder danken für all die warme Herzlichkeit, die uns aufnimmt.

Der Polizeimeister Müller ist hier jetzt stellvertretender Stationsleiter. Auch ihm ist von der Küste mitgeteilt, daß wir kämen, aber bei längerem Aufenthalt nicht auf der Station wohnen sollten. Er aber meint, bei der weit-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Antilopenjagd



Station Joko

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

räumigen Anlage könne von einer Störung des Stationsbetriebes durch unsere Anwesenheit gar nicht die Rede sein; und wenn in den nächsten Tagen der Bezirksamtmann aus Jaunde, dem Joko untersteht, hier herkommt, will er die Angelegenheit mit ihm besprechen.

Wie das nun auch ausfallen mag — wir sind für den Augenblick geborgen, so daß wir alle drei wieder ganz gesund werden können. Das ist das Nächste und Nötigste, und weiter braucht man noch nicht zu denken. Wie gut, daß hier im Innern, fern vom bereits überfeinerten Leben an der Küste, ganz einfach jeder Weiße des andern Bruder ist, daß einer dem andern ohne viel Fragen und Bedenken hilft, daß warmes, schlichtes Menschentum hier regiert. . . .

Unser gestriger Marsch war anstrengend — 24 km, von denen ich 20 topographiert habe — aber auch wunderschön. Der Wald, der im Gebiet von Jakong weite Strecken ganz und gar bedeckt, hörte wieder auf, als wir dies sehr gewässerreiche Land verließen. Runde, einzelne Kuppen, teilweise mit riesigen, kahlen Granitplatten an den Hängen, und weite Grasflächen beherrschten das Landschaftsbild. Nur in den tiefen Tälern zog sich der Wald hin, sonst alles Gras, hellgrün und hoch, mit einzelnen lichten Bäumchen darin. Der Weg macht unendliche Kehren und Schleifen, um sich möglichst in gleicher Höhe zu halten und die vielen Schluchten zu vermeiden.

Und dann erblickten wir plötzlich, in weiter, weiter Ferne die Station Joko — die weiße, zinnengekrönte Mauer, die kurzen, klobigen Eckbauten und den hohen Turm! Ich habe die Arme hochgeworfen und geschrien vor Freude, als ich das sah! — Freilich dauert es dann

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

noch Stunden, in denen der Weg sich in weitem Bogen herumzieht.

Ein paar hübsche Dörfer liegen an der Straße, meist von Wute-Leuten, die aus irgendeinem Grunde nach den Wute-Kriegen hier angesiedelt sind. Es ist jedesmal dieselbe feierliche Empfangsszene. Der Häuptling, seinen Schutzbrief des Deutschen Reiches in der Hand, kommt einem bis über das Gewässer der Schlucht, an deren Abhang das Dorf immer liegt, entgegen, begleitet von seinem Dolmetsch und fünf bis zehn anderen Männern; jedesmal ein feierlicher, farbenreicher Zug; die weiten Haussahgewänder in blau und weiß, mit ihrer grünen, roten oder blauen Stickerei sehen trotz Zerlumptheit und Schmutz immer sehr großartig aus und werden von den langen, schwarzen Gesellen mit fabelhafter Würde getragen. Tief bücken sich alle beim Gruß, und dann muß im Dorfe Halt gemacht werden; man sitzt im Schatten eines Baumes oder eines überhängenden Daches auf dem mitgebrachten Klappstuhl neben dem Häuptling, der stets auch einen europäischen Stuhl als Thron hat; sein Volk hockt auf der Erde um ihn herum, und dann werden die „Ehrengaben" zu unseren Füßen ausgebreitet: Eier, ein oder zwei Hühner und Fufu für die Leute, die mit uns gehen. Es folgt eine wohlwollende, kurze Unterhaltung über die Anlage des Dorfes, der Äcker, die Zahl der Bewohner, besonders auch über die Zahl der Weiber und Kinder, die allerdings für die Zukunft der Tikar und Wute keine allzu glänzenden Aussichten eröffnen.

Es erscheint doch fast, als ob die Bevölkerung ständig abnähme, und als ob das System der Vielweiberei einen bedeutenden Anteil der Schuld daran hat. Ein Häuptling, wenn er auch ein älterer Mann ist, hat 50 bis

100 Frauen, zum großen Teil ganz junge, und dabei nur ein oder zwei Kinder! Und bei den Großleuten, die zehn bis dreißig Frauen haben, ist das Verhältnis nicht viel besser.

Joko, den 18. Mai 1912.

Acht Tage der göttlichsten Faulheit, des wonnevollsten Ausruhens. Ab und an ein klein wenig arbeiten dazwischen, nur wie zum Spaß und um das Faulsein hinterher um so mehr zu genießen, sonst Schlafen — viel und lange —, Essen — viel und gut —, Spazierenbummeln, Schwatzen und Lesen.

Aber nun regt sich auch schon wieder gewaltig der Tatendrang. In dieser Woche wollen wir ein paar kleine Ausflüge von der Station aus machen, und Anfang der nächsten wollen wir wieder zu größerer Arbeit aufbrechen, wenn die geplanten Pfingstfreuden hinter uns liegen, Morgenritt, Frühstück bei uns, Scheibenschießen und Kaffee in dem Lusttempelchen auf einem nahen Hügel, Abendessen bei Herrn Müller und Katerfrühstück bei dem Kaufmann Colin. Wie wir eben zu unserer Freude in dem meteorologischen Journal der Station Joko lesen, ist meist von den letzten Maitagen bis in den hohen Juli hinein verhältnismäßig günstiges Wetter, im Juni sogar weniger Regen als im April und Mai, und diese gute Zeit wollen wir noch recht ausnutzen.

Waibel geht es noch immer recht mittelmäßig. Vor fünf Tagen hatte er wieder einen Rückfall. Es ist einstweilen so gar kein Ende abzusehen. Er sammelt zwar allerlei, aber es ist doch recht traurig für ihn. — Franz geht es glänzend. Von allen Leuten hier auf der Station sieht er eigentlich am gesündesten aus, keiner ist so schön

braun gebrannt wie er. Mir geht es auch ausgezeichnet, das Fieber ist ganz verschwunden, ich bin wieder zu allen Taten fähig.

Wir wollen nun zuerst weiter im Jokobezirk, im Wuteland arbeiten und später in der Richtung auf Tibati. Ob wir die Grenze des Banjobezirks überschreiten werden, ist zweifelhaft. Der Kommandeur der Schutztruppe hat uns kürzlich mitgeteilt, daß er den Befehl, uns Soldaten zu geben, nach Rücksprache mit dem stellvertretenden Gouverneur wieder zurückzöge. Und das Arbeiten ohne Begleitsoldaten ist durch tausend Schwierigkeiten erschwert, die dann die Eingeborenen sofort bereiten. Dafür aber hat uns der Bezirksamtmann von Jaunde, der ein paar Tage hier war, eingeladen, so lange wir irgend wollen, die Station Joko als Standquartier, Stützpunkt und Wohnort zu betrachten.

Seine Anwesenheit ist natürlich ein Ereignis für Joko; die Station ist bekränzt, beflaggt, bewimpelt, die Soldaten bilden in unerhörter, eiserner Strammheit Spalier am großen Tor, durch den Hintereingang des Hofes quillt die prächtige, bunte Schar der Joko-Leute, die den „big governor" begrüßen, und der Haussah, die auch nicht fehlen dürfen. Dann sind sie alle mit Trommeln, Trompeten und schrillem Geschrei wieder abgezogen, der Häuptling hoch zu Roß und sechs Begleiter um ihn herum, die ihm mit Haussahfächern die Fliegen wehren. Diese Fächer, das ist wieder so eine Sache, bei deren Anblick es einen durchzuckt: es ist die alte ägyptische Form, der von Federn umgebene Halbkreis auf einer Stange. Welche unendliche Einheitlichkeit in diesem Afrika über ungeheure Zeiten und Räume hinweg!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Einblick, den wir hier in das Stationsleben des Innern bekommen, ist sehr interessant. Was kann so ein Stationsleiter, wenn er tüchtig ist und Lust daran hat, durch praktische Arbeit der zukünftigen Entwicklung der Kolonie nützen. Die strahlend weiße Stationsburg liegt auf ihrem runden Hügel, der rings von tief eingerissenen Wasserschluchten umgeben ist, mitten zwischen sorgfältig bebauten Äckern. Abgesehen von den einheimischen Arten Mais, Hirse und Süßkartoffeln, deren Anbau selbstverständlich ist, sind Versuche mit Erdnüssen, Floridaklee und afrikanischem Bergreis gemacht, die sich einstweilen vorzüglich anlassen. In der nächsten Bestellzeit soll mit Ochsen gepflügt werden. Der Gemüsegarten der Europäer liefert alles erdenkbare Schöne: Bohnen, Erbsen, Tomaten, Kohlrabi, Radieschen, Kohl und Salat. Die Versuche mit dem Anbau von Ölpalmen und Kautschukbäumen haben eben erst begonnen; das Interessanteste dabei ist, daß sie nicht nur von der Station selbst ausgeführt werden, sondern daß sich alle Häuptlinge daran beteiligen müssen und von Zeit zu Zeit kontrolliert werden. Jeder erhält sein Quantum Reis, seine Erdnüsse und seine Palmkerne zur Aussaat, und wenn ein Beamter durch den Ort kommt, sieht er sich den Stand der Felder an. Und jeder Häuptling muß hier und da kleine Kautschukpflanzungen anlegen.

Jeden Tag werden auch Regenmessungen auf der Station abgelesen, und wenn nun auch noch Temperaturbeobachtungen gemacht würden, wäre ihre Arbeitsweise vollkommen. Morgens hält der Stationsleiter in seinem Bureau „Palaver" ab; die streitenden Parteien erscheinen vor ihm, und es wird Recht gesprochen. Oder Missetäter werden vorgeführt, und ab und an gibt es Prügel. Im

Augenblick besteht eine der Hauptarbeiten im Ausstellen von Wandergewerbescheinen an die Haussahhändler, die jeder im Jahr 20 Mark bezahlen müssen. Seit dem 1. April sind hier auf der Stationskasse über 3000 Mark dafür eingegangen.

Eine große und augenscheinlich sehr reiche Haussahniederlassung ist hier, und die Polizeitruppe — ich glaube 20 Mann — und die Stationsboten samt ihrem Riesenanhang von Weibern und Boys sind alle Abnehmer der Haussahhändler. Da wird jeden Morgen in der Haussahstadt ein Rind geschlachtet, da werden fertig gekochte Eßwaren verkauft, Matten, Strohteller, Körbe, Ledersachen, Stoffe feilgeboten — alles findet seinen Käufer. Für die Faulen, die nicht selber in den Wald und in die Savanne hinaus laufen mögen, bietet der Haussah sogar Brennholz und große Bündel Gras feil (ein Bündel von etwa 20 bis 30 kg Gras für 10 Pfennig). Auch die Wuteneger aus Joko, die einen ziemlich mäßigen Eindruck machen, haben sich daran gewöhnt, möglichst viel beim Haussah zu kaufen, um sich selber das Leben so bequem wie möglich zu gestalten.

In der Haussahstadt sieht es sehr ordentlich und sauber aus. Der Mittelpunkt der Anlage ist die Moschee, die „Kaaba", ein hohes Gebäude mit Grasdach und Lehmornamenten; das Häuptlingsgehöft schließt sich daran an, auch mit zwei oder drei solchen hohen, innen und außen schön verzierten Bauten und ein paar kleinen Grashütten rings herum. Und dann reiht sich an den breiten Straßen Gehöft an Gehöft. Über die Mattenzäune gucken die niedrigen, runden, grasgedeckten Bienenkorbhütten nur gerade hervor, das Leben spielt sich meist auf der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Straße ab: da wird geflochten, genäht, gesponnen und vor allem mit großen Traglasten fortwährend hin und her geschleppt. Auf der Straße sind auch alle die Herrlichkeiten zum Verkauf ausgestellt, in Schüsseln, auf Strohtellern, an Stangen aufgehängt. Für die Regenzeit gibt es sogar eine Art offene Markthalle: ein rechteckiges, auf Pfosten stehendes Dach von wohl 20 m Länge und 5 m Breite. Und eins haben die Haussah sofort dem Stationsbetrieb abgeguckt, was ich bisher noch bei keinem Schwarzen gesehen habe: sie düngen ihre Äcker.

Wie überall haben die Haussah auch hier sehr viele kleine, weißgraue Esel; das ist so recht ein Tier, das sich mit dem Haussah verträgt: äußerst genügsam, bereit, die schwersten Lasten zu tragen, aber langsam — langsam. Ein Haussah wandert am Tage nicht mehr als höchstens 10 km, und mehr kann auch ein Eselchen nicht leisten. Mutet man ihm mehr zu, so legt es sich hin und stirbt. Deshalb ist auch für die Transporte der Europäer der so billige und anspruchslose Esel nicht zu brauchen.

Den 29. Mai 1912.

Vorgestern hat unser Kamerad uns verlassen. Und ich fürchte, wir werden ihn erst in Europa wiedersehen. Er ist zu krank, als daß man ihn länger ohne Arzt hätte lassen dürfen; die Dysenterie scheint bei ihm chronisch zu werden. Es war sehr schwer, den Reisegenossen, mit dem wir seit sieben Monaten gelebt, gearbeitet und alles Gute und Schlimme geteilt haben, so fortziehen zu lassen. Nur der Gedanke, daß es jetzt noch nicht zu spät ist, half uns, diese Trennung als das einzig Richtige und Mögliche zu erkennen.

Er selber ist voller Zuversicht abmarschiert; daß wir

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihn allein reisen ließen, hat ihm vor sich selber die Gewißheit gegeben, daß es nicht zu schlimm mit ihm stehe, er weiß genau, daß wir ihn nie im Stich lassen würden.

Wir müssen jetzt erst alles „klar" machen. Es ist in den letzten unruhigen Tagen bei der Packerei für Waibel, der Teilung der Leute, seinem Aufbruch ein arger Wirrwarr in unsere Sachen gekommen; der muß vor allem beseitigt werden. Und dann wollen wir hier in der Nähe arbeiten, höchstens Märsche von zwei bis drei Tagen ins Land hinein machen; Arbeiten, die Waibel übernehmen sollte. Später kommt der Südfuß der Ndomme als Notwendigstes an die Reihe.

Es ist ja jetzt eine ganz neue Arbeitsteilung nötig, mit Geld, Zeit, Kräften und Aufgaben. Wir müssen zu zweien durchführen, was für drei geplant war.

Den 5. Juni 1913.

Ein Regentag erster Ordnung. Daran müssen wir uns nun gewöhnen, daß schöne, klare und angenehm kühle Tage abwechseln mit grauem, endlosem Regen. Daß wir hier so herrlich im festen Haus sitzen, schreiben, Karten und Reisewerke studieren, mit Photographien hantieren, unsere Sachen aufräumen und ausflicken, macht auch solchen Tag ganz erfreulich und nützlich. Unser Leben wird wieder so europäisch; mich soll wundern, wie uns nächste Woche das Zelt behagen wird.

Gestern abend machten wir mit dem Stationsleiter einen Spaziergang, der einem wie ein heimatlicher Hof- und Feldbummel vorkam. Zuerst an den Pferdeställen vorbei, durch den Gemüsegarten, wo wir bewundernd vor den Beeten mit allen heimischen Gartenherrlichkeiten standen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dann den Feldweg zwischen Kartoffeln und Kleefeldern, zu den langen Schuppen der Ziegelei im Talgrund und zum Rand des Waldes, wo man von einem Hochstand auf riesigem, dickem Baum abends das in die Äcker heraustretende Wild schießen kann. Dazu Unterhaltungen über Anlage von Erdbeerbeeten, über Trockenfütterung des Rindviehs, und ab und an ein etwas ärgerliches Wort über irgendeine berufliche Unannehmlichkeit: es ist gar nicht zu sagen, wie unglaublich deutsch, ländlich-heimatlich das war. Die grotesken, geradwinkligen Riesensilhouetten einiger halbkahler Baumwollbäume gegen den hellen Mondhimmel waren plötzlich so afrikanisch, daß man fast erschreckt davor stand.

In diesen Tagen haben wir unsern Smallboy Ntong weggeschickt. Das Leben dieses Negerjungen beim Weißen ist eine Studie für sich, eine tragische. Er war einer von den Schwarzen, die während ihres Aufenthaltes beim Europäer sich immer mehr nach der schlechten Seite entwickeln, trotzdem man sie genau so behandelt wie andere, die vorzüglich werden, ja, trotzdem man sich mehr und sorgfältiger mit ihnen beschäftigt, sie pflegt und ihnen hilft. Wenn man an das kleine Tierchen denkt, das der niedliche schwarze Kerl in Dschang zuerst eigentlich nur war, dies spielige, lachende, fressende kleine Tierchen, dann an den ungezogenen, faulen und gefräßigen Bengel, der mit Willen alles falsch machte, damit man ihm nichts mehr auftrug, der keine drei Worte sprechen konnte, ohne zu lügen, und der nur, wenn irgendeine Belohnung in Aussicht war, plötzlich tadellos arbeiten konnte und ein freundliches Gesicht zeigte — und wenn man schließlich das elende, kleine Knochengerüst sieht, das vielleicht eben erst dem Tode

entronnen ist, und mit dem man doch nichts anderes tun kann, als es hinaus zu setzen und mit nächster Gelegenheit in seine Heimat zurück zu schicken — dann erscheint es einem wirklich wie eine Tragödie, in der man selber mitgespielt und doch das schlimme Ende nicht hat verhindern können.

Dem Ntong verdankt ja Franz unmittelbar seine Dysenterie. Der Junge ist damals schon tagelang krank gewesen und hat es verheimlicht, wahrscheinlich, weil es Antilopenfleisch gab, was natürlich einem Kranken gesperrt worden wäre. Er ist dann — wie Franz und Waibel — in der Hängematte getragen, hat von Reis und Milch gelebt wie sie und ist gepflegt worden, so gut es sich überhaupt machen ließ. Das verhinderte nicht, daß er auch einen zweiten Dysenterieanfall verheimlichte, als wir in Jakong waren, wo es viel Herrliches zu essen gab, sich aber sofort wieder krank meldete, als aufgebrochen wurde, damit er ja wieder in seine Hängematte käme.

Hier in Joko hat er zwei Wochen auf unserer Veranda in der Sonne gelegen, ist mit Reis und Fleisch gefüttert worden, und so verwöhnt, daß es den Unwillen und Neid aller anderen Boys erregte. Dann wurden wieder Dysenteriespuren gefunden, aber der Kranke ließ sich nicht feststellen, jeder leugnete, die Sache blieb unaufgeklärt, aber ich bin jetzt fest überzeugt, daß es Ntong war. Gleich darauf bekam er Krämpfe, kam ins Hospital, der schwarze Heilgehilfe und unser Boy Djimbe haben abwechselnd bei ihm gesessen, teilweise nachts gewacht, unser Koch hat für ihn gekocht. Zwei Tage nach dem Krampfanfall ließ er uns morgens sagen, er hätte Hunger, wolle zu essen haben — am Tage vorher hatte er drei Mahlzeiten bekommen! — nach einer halben Stunde eine zweite, recht ungezogene Bot-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaft: ob er heute nichts bekäme? Djimbe geht zu ihm: „Ntong, dein Reis mit Hühnerbrühe steht auf dem Feuer, du kriegst auch Tee mit Zucker, warte noch eine Viertelstunde, dann ist es fertig". Als er ihm das Essen nach einer Viertelstunde bringt, ist Ntong fort, und als er kommt, uns das zu melden, stürzt Ndanke atemlos aus dem Dorf herauf: „I look Ntong for Haussah-Town, he live for buy chop".[1]) Er wird unten gegriffen und heraufgebracht; mit verstocktem, stumpfsinnigem Gesicht steht er da, seine gerösteten Maiskolben in der Hand. Dann fängt er an, sich herauszureden: er sei zum Waschen ans Wasser gegangen, ein Haussah habe ihm dort den Mais geschenkt — ein Haussah! Es kommt heraus, daß er zu einem anderen Boy gegangen ist und gesagt hat: „Mein Herr gibt mir nichts zu essen, ich muß verhungern, leih' mir einen halben Groschen, damit ich mir etwas kaufen kann".

Wir haben den Stationsleiter gefragt, was zu machen sei, und er sagte wie wir: „Sofort hinaussetzen, denn der Junge ist im Hospital nicht festzuhalten und auf der Station eine ständige Gefahr für Weiße und Schwarze". So hat er sein Geld ausbezahlt bekommen; mit gierigem Gesicht saß er auf den Stufen der Treppe und zählte seine Fünfzigpfennigstücke. Einstweilen ist er einem Haussah übergeben, bis demnächst ein Bote nach Bamenda geht, der ihn mitnehmen soll in seine Heimat. Ob er lebendig hinkommt — ich weiß es nicht. Aber ich weiß, daß wir nicht mehr tun können und solchem verstockten Unverstand gegenüber machtlos sind. Wir dürfen uns mit ehrlichem Gewissen sagen, daß wir unsere Pflicht erfüllt haben.

[1]) „Ich sah Ntong eben im Haussah-Dorf, er kauft Essen."

Wenn man nur in solchen schwarzen Kopf hineinsehen könnte und begreifen, wie sich dort alles darstellt. Ob er wohl wirklich den Weißen mit seinen Forderungen von Reinlichkeit, Wahrhaftigkeit, Fleiß für so böse und unvernünftig und reich zugleich hält, daß ein rechter Neger ihn eben anlügen, betrügen und möglichst ausnützen muß? Oder ist alles nur halbtierischer Instinkt, ohne jede Überlegung, vom Augenblick eingegeben? Das eine wäre gerade so schlimm wie das andere. . . .

Mit dem Dolmetscher der Station für die Haussahsprache, einem Fullahmann aus Yola namens Adigu, hat sich eine lebhafte Freundschaft entwickelt. Er vermittelt uns den Kauf von Haussah- und Fullahsachen, und da er selber immer ein kleines Geschenk bekommt, wenn wir billig kaufen, so nimmt er wirklich unser Interesse dabei wahr. Er muß ein im Fullahsinn politischer Verbrecher sein, der aus Yola geflüchtet ist, mit Mutter, Bruder, Schwester, Frau sowie Schwägerin, und hier als Stationsdolmetsch ein Asyl gefunden hat. Natürlich sehen die Haussah ihn, den Fullah, nicht als ihresgleichen an, und helfen ihm nicht. So ist es ihm auch hier längere Zeit ziemlich elend gegangen. Dann aber hat er den Herren der Station ein paar sehr gute Pferdekäufe vermittelt, es gab einmal 5 Mark, einmal 10 Mark Belohnung für ihn, und mit dem für den Schwarzen riesigen Vermögen von vielleicht 50 bis 70 Mark hat er sich rasch in die Höhe gearbeitet.

Wir haben ihn gestern besucht und waren überrascht über die strahlende Sauberkeit seines ganzen Anwesens. Er sagte uns, er hätte den Wert der Reinlichkeit, die dem Haussah gegen jedes Gefühl geht, in seinen Knabentagen gelernt, als er bei einem deutschen Offizier Boy gewesen

sei. Im Torhaus des Gehöfts hat er eine Schneiderwerkstatt aufgetan, da sitzen vier Leute, nähen und sticken die kurzen Haussahhemdchen und die langen, faltigen Gewänder, die nicht nur von den Bewohnern der Haussahkolonie, sondern auch von den Jokoleuten gekauft und getragen werden; Adigu selber ist nur der Zuschneider. Durch das Torhaus betritt man das weite, mattenumzäunte Gehöft, in dem das Küchenhaus, die Häuser für Frau, Schwägerin und Mutter liegen, umgeben von kleinen Maispflanzungen und Papayabäumen. In einem inneren Hof liegt die Hütte des Hausherrn selber. In ihrer Mitte steht das mit Matten bedeckte Ruhebett, während das Nachtlager neben dem Feuer am Boden auf einer Art von Lehmestrade bereitet wird; rings an den Wänden stehen und hängen bunte Körbe, die alle Habseligkeiten bergen.

Wir durften alles ansehen, Adigu gab auf alle Fragen Bescheid, und zuletzt hockten wir drei zusammen auf der Erde — Franz und ich haben das prachtvoll gelernt — andächtig bewundernd in die Betrachtung von Adigus größtem Schatz vertieft, einer Sammlung von arabischen Zaubersprüchen, die er von seinem Vater geerbt hat. Er ist selber als Knabe in Yola in eine arabische Schule gegangen, hat arabisch Lesen und Schreiben gelernt und ist nun durch diese Erbschaft zum Besitzer und Verwalter der wunderbarsten Zauber geworden. Der große, weiße Papierbogen des Zauberbuches ist in viele einzelne Felder zerlegt, jedes zeigt in arabischen Lettern mit schwarzer und roter Tusche einen Zauberspruch, der Heilkraft gegen Krankheiten, gegen Verluste, gegen böse Gedanken enthält; auf anderen sind Schwerter, Ketten, Fesseln und Folterwerkzeuge abgebildet; ihr Zauber schützt gegen solche Schreckniſse. Das Merk-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

würdigste aber ist die Art, wie das Zauberrezept angewandt wird: auf hölzerne, blankgewachste Tafeln wird der Zauberspruch, das Zauberzeichen aufgemalt; darauf spült man die Tusche ab und trinkt das Wasser, in dem dann der Zauber enthalten ist. So nimmt der Gläubige das Zauberwort in seinen Körper auf und ist dadurch gefeit.

Adigu hat alle Zauber selber getrunken; er glaubt fest an sein Glück und Vorwärtskommen, im Vertrauen darauf wagt und unternimmt er etwas. Er hat sich Ländereien von der Station geben lassen und baut Mais, hat sich Bananen- und Papayastecklinge erbeten und sie um seine Äcker gepflanzt, und das wird dann alles an die Station und an die faulen Neger verkauft. Ihm wünscht man Erfolg, er ist klug und fleißig und scheint ehrlicher als andere, geriebene Haussahgauner.

Woingbe, 8. Juni 1912.

Nun sind wir beide zum ersten Male wieder unterwegs. Endlich! Acht Wochen ist es jetzt her, seit Franz krank wurde; viel kostbare Zeit ist verloren gegangen. Und doch, wie gut, daß er überhaupt gesund geworden ist und wieder arbeiten kann. Selig waren wir, als wir loszogen, die Trägerkarawane voraus, wir zu Pferd hinterher, der Tigerhund Purzelbäume schlagend vor Vergnügen.

Wir machen einen kurzen Ausflug in die Umgebung von Joko, um über den Ostrand der Ndomme Klarheit zu bekommen, und erleben jetzt wieder, wie in früheren Arbeitsmonaten, den Abend vor dem Zelt. Die untergehende Sonne steht uns im Rücken, die Hügel vor uns, die hellen Savannen und tiefgrünen Wälder sind goldig überstrahlt von ihrem Schein; der Himmel ist zartfarbig, die Luft leicht und frisch und dennoch warm wie an einem wonnigen Sommerabend zu Haus.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir haben stramme Märsche gehabt, länger als wir gedacht hatten; fortwährend mußten wir hinauf und hinab und über oder vielmehr durch viele Bäche, die jetzt in der Regenzeit stark angeschwollen sind. Da das Ufer meist sehr steil oder sumpfig ist, so kann man nicht zu Pferd durchs Wasser, und, als ob es gar nicht anders sein könnte, nimmt einen dann ein Schwarzer Huckepack. Mir ist es jetzt schon selbstverständlich, so komisch es mir auch zu Anfang vorkam. Die ersten Tage ging es noch an mit dem Wasser, aber zuletzt waren die Bäche infolge eines starken Regengusses so tief, daß das Wasser mit starkem Strom den Leuten bis an den Gürtel ging. Da thronten wir denn oben auf den Schultern unserer schwarzen Träger. Mit den Pferden war die Sache viel schwieriger. Die Stute ist uns zweimal an einer senkrechten Uferwand rücklings wieder ins Wasser gestürzt.

Wunderbar fruchtbar ist das ganze Land, besonders die Senken zwischen den Höhenzügen. Da dehnen sich Mais- und Hirsefelder scheinbar unendlich aus, alle jetzt so frisch mit den weit auseinander stehenden, strahlend grünen, breitblättrigen Stauden. Kleine Farmdörfer liegen dazwischen, manche werden überhaupt nur zur Säe- und Erntezeit bewohnt, und alles gehört dem Häuptling von Joko. Unsere Träger und Boys haben sich beinahe totgefuttert an den Mengen von Fufukuchen, die von all den Farmdörfern zu dem Platz herangeschleppt werden, wo wir schlafen.

Joko, den 10. Juni 1912.

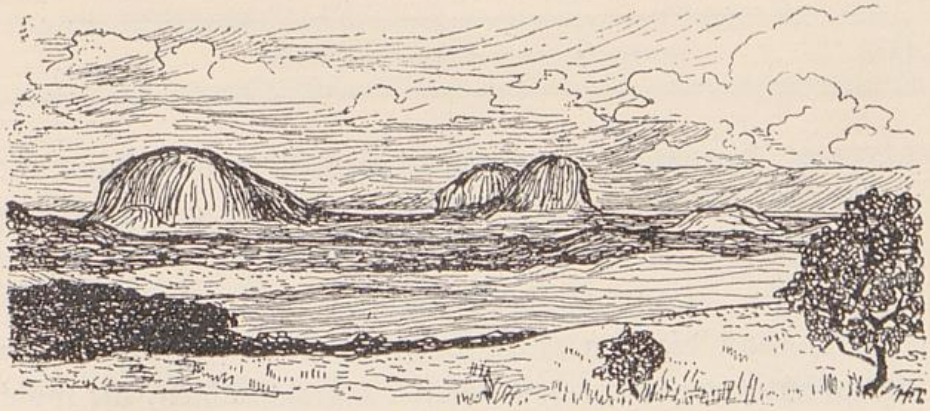
Heute früh ist ganz rasch und unerwartet unser Tigerhund gestorben. Nun haben wir auch unseren vierbeinigen Kameraden verloren. Es ist uns sehr, sehr schmerzlich. — Am letzten Nachmittag war er nicht mehr so lebhaft wie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

früher. In der Nacht kam er zu Franz ans Bett, stieß ihn mit der Nase an und fiel dann müde neben ihm hin, nach einiger Zeit schlich er hinaus. Gegen Morgen hörten wir ihn laut schreien, jammervoll, wie wenn ein Mensch schreit. Vor Schmerzen bäumend und sich windend lag er auf der Veranda. Wir haben alles irgend Denkbare probiert, um ihm zu helfen, haben vielleicht seine Schmerzen etwas lindern können, aber plötzlich war er tot.

Wie wird der treue, lustige Kerl uns Tag für Tag fehlen, vom Morgen an, wo er uns weckte, indem er uns mit der Nase mitten ins Gesicht fuhr, bei jedem Spaziergang und Marsch, wo er um uns herumtollte, auf jedem Rastplatz, wo er den Dorfleuten seine Kunststücke vormachen mußte und mit Wut alle Dorfköter anfuhr, die dem Zelt zu nahe kamen, bis zum Abend, wo er sich mit behaglichem Knurren unter dem Kopfteil meines Feldbettes niederließ, um nachts beim leisesten Geräusch dumpf anzuschlagen. Sein eifriges Pfotegeben, das Hochspringen an uns, seine Wonne über jeden guten Bissen — das alles wird uns fehlen.

Da der Tigerhund uns ein so guter Freund war, haben Franz und ich ihm jeder drei Hände Erde nachgeworfen, als er in seiner Grube lag. Die Schwarzen machten große Augen und sagten: „Das tun wir auch bei einem Bruder oder Freund". Und jeder von ihnen faßte mit der Hand dreimal in den losen Erdhaufen und warf Erde hinab, ehe sie die Grube zuschaufelten. Ist diese Sitte so allgemein menschlich? so alt?



Felsberge in der Wute-Ebene.

Njinga, den 16. Juni 1912.

Der Stationsturm in Joko ist uns sehr nützlich gewesen. Von ihm hat man freien Blick über die Bergrücken, den Gebirgsrand und die weite Wuteebene; wir haben manchen Tag in den Stunden vor Sonnenuntergang, wenn die Fernsicht am klarsten ist, oben gestanden und gearbeitet. Da haben wir stets draußen in der flachen Niederung einen Kranz merkwürdiger Bergklötze gesehen, die in langer Reihe dem Fuß der Ndomme vorgelagert sind. Kahler Fels, der rosig in der sinkenden Sonne leuchtete, stand da auf grünem Gras, steil, senkrecht die Wände, an manchen Stellen sogar überhängend, aber nirgends schroffe Ecken und Zacken. Rund und glatt sahen die Felsmauern aus, die mehrere hundert Meter hoch sein mußten.

Wir haben uns aufgemacht, um uns diese Klötze etwas näher anzusehen, diesmal auf der Jaundestraße, die so großartig geführt, breit angelegt und vorzüglich gehalten ist, daß sie überall in Europa mit Ehren bestehen könnte. Gräben laufen zu beiden Seiten, die auch in der Regenzeit die Straße vom Wasser frei halten, darüber hinaus ist noch je ein breiter Streifen vom Gras gerodet; dichte Laubbäume sind daran gepflanzt, ihr Schatten soll das Wiederhereinwuchern des Grases ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hindern. Den Abhang der eigentlichen Ndomme nimmt die Straße in mächtigen Serpentinen, die sich als leuchtend rotes Band durch das strahlende Grün der Savannen hindurchziehen. Dann muß sie freilich dauernd bergauf und bergab, denn die von oben so tellerflach aussehende Ebene ist tatsächlich durchsetzt von tiefen Wasserschluchten, die wohl 20 bis 30 m eingeschnitten sind und meist sehr steile Hänge haben. Und jede dieser Schluchten ist vom üppigsten, jetzt zur Regenzeit vor Fülle und Saft strotzenden Wald erfüllt.

In ganz geringen Abständen voneinander liegen die Dörfer, die fast alle zwangsweise an der Straße angesetzt sind. Aber im Gegensatz zur Straße von Joko nach Ngambe, auf der zahllose Haussahs wandern, ist das Leben auf der Jaundestraße fast nur Regierungs- und Faktoreiverkehr. Wir sind in zwei Tagen fünf größeren Karawanen begegnet.

Ich habe bisher durchaus nicht einsehen können, daß es notwendig sei, alle Bewohner so an die Straße zu ziehen und das andere Land dadurch fast zu entvölkern. Die Möglichkeit, jedes aufsässigen kleinen Dorfhäuptlings dadurch leichter habhaft werden zu können, wollte mir nicht als genügender Grund einleuchten. Aber jetzt sehe ich, daß diese Maßnahme doch auch erzieherischen Nutzen für die Neger selber hat. Früher, als sie „im Busch" saßen, jeder jedermanns Feind, und sich so gut wie nie von ihrer Scholle fortrührten, bauten sie gerade so viel Bodenfrüchte, wie sie für sich selber nötig hatten, ganz sicher nicht drei Körbe Hirse mehr. Hier an der Straße lernen sie, über ihren eigenen Bedarf hinaus für Nahrungsmittel sorgen, denn sie sind verpflichtet, den wandernden Karawanen das für ihren Lebensunterhalt Nötige zu verkaufen, und beson-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ders der wandernde Haussah kauft in jedem Dorf, und wenn es nur ein Maiskolben ist. Die faulen Neger werden dadurch fleißiger, sie verdienen und kommen, wenn auch langsam, wirtschaftlich vorwärts. Hier an der Jaundestraße haben sie das schon sehr gut begriffen, und wir müssen jetzt nur immer wehren, daß uns nicht zu viel Futter angeschleppt wird, was die Dorfleute natürlich gut bezahlt haben wollen.

Ob freilich zu solcher Erziehung eine so vollkommene Entvölkerung weiter Gegenden nötig ist, bleibt mir zweifelhaft. Warum müssen sie alle an die Straße? Und so dicht nebeneinander? Wäre nicht die Hälfte genug, die dann in etwas größeren Abständen wohnen könnte?

Die Felsklötze sind gewaltige Kolosse. Einer von ihnen liegt an der Straße; das Dorf, in dem wir quartieren, an seinem Fuß. Als wir dem Berg von Norden her näher kamen, kehrte er uns seine steilste Seite zu, und wenn man an seinem Fuß angelangt ist, steht man wirklich atemlos vor Überraschung. Aus einer tischgleichen, sumpfigen Ebene wachsen plötzlich, fast senkrecht, glatte Felswände empor, 200 bis 300 m hoch, mit weißgrünen Flechten bedeckt, zwischen denen in schwärzlichen, langen Streifen das verwitternde Gestein zutage tritt, an den Stellen, an denen in der Regenzeit Wasser herunter läuft. Nicht eine Klippe, nicht ein Vorsprung, nicht eine Wasser-Runse oder auch nur eine Kluft im Gestein; wie glatt poliert steht der Klotz da, halbkugelförmig; wenige kleine Grasplacken kleben an den höheren Teilen, etwas niedriges Gebüsch sieht man oben auf der Höhe.

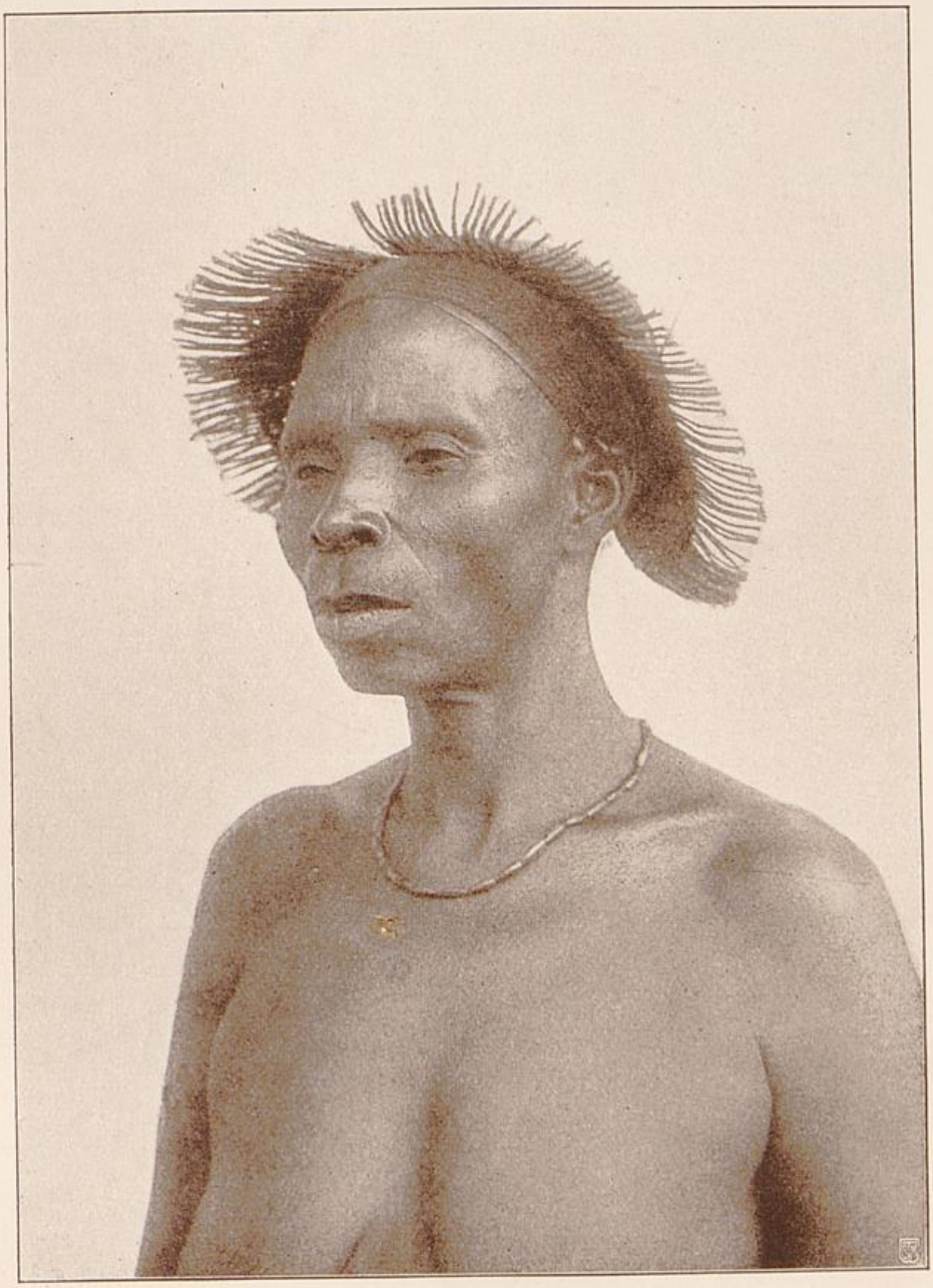
Nach Süden hin hat die steinerne Halbkugel eine Fortsetzung, die sich zuerst in der Verkürzung wie ein niedriger, langgestreckter Rücken aus glattem Fels ausnimmt. Zieht

man aber an seinem Fuß entlang — die Straße tut uns den Gefallen fast drei Viertel um den ganzen Berg in unmittelbarer Nähe herumzulaufen —, so sieht man bald, daß dieser Rücken aus drei weiteren Klötzen besteht, die aber alle noch in Zusammenhang miteinander sind, wie durch schmale Brücken verbunden. Am Fuße des südlichsten liegt das Dorf Njinga, nur durch die breite, mit Planten umsäumte Straße von den Felsmauern getrennt. Eine Herde Ziegen ist einmal aus dem Dorf entwischt und treibt sich nun auf dem Berg umher, immer in der Nähe des Dorfes, doch nie zu fangen.

Die Dorfleute benutzen die an einigen Stellen etwas flacheren Felsplatten als Tenne. Da sitzen splitternackte Weiber auf dem heißen Stein, klopfen mit Hölzern die Hirsekörner von den Stengeln, andere schneiden Kassada-Wurzeln und lassen sie in der Glut, die von oben kommt und von unten zurückstrahlt, dörren; manche reiben sogar ihr Fufu draußen auf dem gewaltigen Mahlstein, anstatt in ihren dumpfen Hütten. Den erstaunlichsten Anblick bot ein Weib, das, platt auf den weißgrünen Flechten dasitzend, zwischen den gespreizten Beinen Rotholz zerstampfte. In beiden Händen hielt sie einen schweren Stein, ließ ihn immer wieder auf die roten Krumen heruntersausen, der rote Staub wirbelte auf und klebte fest an ihrer schweißtriefenden, dunkeln Haut, so daß sie — durchaus nicht mehr jung und wohlgestaltet — wie ein blutigrotes Hexenbild da auf den kahlen Felsen in der Sonne thronte.

Als wir am andern Morgen früh zusammen hinaufstiegen, ging es viel leichter, als ich gedacht hatte. Der Himmel war bedeckt, so daß die mächtig steile Wand uns nicht gar zu sauer wurde. Ich mache es mir jetzt bequem.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Wuteweib

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Wo es steil an den Felsen hochgeht, gebe ich einem Mann die Hand und lasse mich halbwegs hinaufziehen. Ich suche mir dazu einen möglichst wenig bekleideten Mohren aus, denn Schmutz und schlechter Geruch stecken bei ihnen nur in den Kleidern; an sich selber sind sie meist wundervoll sauber.

Nebel hing am Berg, denn der Regen der Nacht war nicht gründlich genug heruntergekommen, und auch im Laufe des Tages wurde es nicht so klar wie am Tag vorher. Doch hatten wir immer noch einen prachtvollen Blick die ganze riesige Kette des Ndommegebirges entlang, das sich von Süden her viel großartiger darstellt als auf der Nordseite. Senkrecht steht eine gewaltige Felsmauer über der Ebene, an manchen Stellen ist die Höhe des Gebirges wild und zerrissen, an anderen wie eine glatte Fläche. Vor allem empfingen wir den Eindruck, daß wir noch ein tüchtiges Stück Arbeit vor uns haben, wenn wir diese Wände und Türme bezwingen wollen. Es ist unten in der Wuteebene, von der wir zu dieser Aufgabe immer ausgehen müssen, furchtbar heiß, und jetzt in der Regenzeit in dem sumpfigen Land sehr schwül; die Sonne sticht wie nie vorher, wir sind da in nur 700 m Meereshöhe ja auch tiefer als je auf unserer ganzen Reise.

Oben auf dem Felsberg Fui war es frisch und windig; wir haben eine Weile im Schatten eines verkrüppelten, blühenden Bäumchens auf dem Rücken gelegen und selig in die Luft gedöst. Dann haben wir uns den Berg, der vielleicht 2 km lang und 1½ km breit sein mag, genau besehen. Es sind kleine Anfänge von Moor oben; in einer dünnen Verwitterungsschicht, in flachen Vertiefungen, die dadurch entstehen mögen, daß dünne Felsschalen rund her-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ausspringen, wachsen zuerst Moose, Wasser sammelt sich darin, nach einiger Zeit sprießen kurze, feine Halme, ganz unähnlich dem sonstigen riesigen Tropengras. Dann kommen auch höhere Gräser, und wenn man darin geht, läuft einem mooriges Wasser über die Füße, das bei jedem stärkeren Regen an den Felswänden herunterrinnt.

Die Leute, die mit uns hinaufgegangen waren, hatten sich sehr rasch aus dem Moor klares Trinkwasser gemacht. Die kaum handbreite, moorige Humusschicht wurde im Umkreis von einem Meter vom darunter liegenden glatten Felsen losgelöst, die Grasplacken als ein kleiner Damm quer zum Ablauf des Wassers aufgeschichtet. Sand und Schlamm fielen zu Boden, das Wasser staute sich, durchsichtig klar stand es über dem groben Granit.

An ein paar Stellen war die Humusschicht schon etwas dicker geworden. Wo sie versumpft, wachsen kleine Wäldchen mit großblütigen Bäumen, wo das Wasser Abfluß hatte, kleine, knorrige Trockenbäume; auf dem größten Teil der Fläche tritt der Fels zutage und ist überall mit den hellen Flechten bedeckt.

Bis kurz vor Sonnenuntergang blieben wir auf der Höhe; es war schon fast Nacht, als wir vorsichtig die letzten glatten Felsplatten herunterrutschten.

Unten empfing uns ein wahrer Volksauflauf; alle hatten unserm Abstieg zugesehen und geleiteten uns in feierlichem Zug ins Dorf. Es waren Leute aus den umliegenden Ortschaften, die, wohl auf das Gerücht hin, daß dieser „Whiteman" außer der Bezahlung für die Verpflegung immer auch noch Tabak oder Spiegel oder Pomade als Geschenk gäbe, Unmengen von Fufu, Hühnern, Eiern, Mais und Hirse angeschleppt hatten. Wir sitzen im Überfluß.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Joko, den 25. Juni 1912.

Man mag seine Pläne machen, wie man will, hier in Afrika kommt es doch immer ein bißchen anders. Die Träger sind ausgeblieben, mit denen wir an den Südrand der Ndomme ziehen wollten, und wir müssen mit dem Abmarsch warten. Es war vielleicht gut, denn am Sonnabend und Sonntag hatte es den ganzen Tag geregnet, und am Montag, dem geplanten Aufbruchstag, goß es; da wäre das Marschieren übel gewesen. Heute aber ist es sonnig und windig, so daß alle Nässe rasch trocknen wird und wir morgen aller Voraussicht nach das schönste afrikanische Reisewetter haben werden.

Wir haben gestern und heute die Gesteinssammlungen der letzten Monate durchgesehen und geordnet; drei hübsche Trägerlasten sind das wieder, und die Schwarzen stehen fassungslos davor. Es muß ihnen ja auch verrückt vorkommen, wenn wir die Granit- und Gneisbrocken sorgfältig sammeln, mit Begleitzetteln in Papier wickeln und vorsichtig, damit sie nicht zerreiben, einpacken, im Land umher und gar nach Deutschland schleppen. Aber die Technik des Handstückeschlagens und des Verpackens haben sie vorzüglich heraus. Im Lauf der Zeit hat überhaupt jeder von unseren Leuten seine speziellen Arbeiten gut gelernt. Das Geschick, mit dem der Pflanzenjunge Blumen sammelt, preßt, immer wieder umlegt und beurteilen kann, ob sie trocken genug sind, um in die Alkoholkiste gelegt zu werden, überrascht mich immer wieder. Die Perle Mbo schlägt den Peiltisch auf und stellt ihn mit der Libelle horizontal, besser als Franz und ich das fertig bringen.

Allmählich sind auch ein paar Leute, die in Bamum als Träger bei uns eintraten, zu solchen höheren Ehren

aufgerückt. Das sind ganz komische Gesellen. Wir lasen sie beim Abmarsch von Bana kurz nach Weihnachten auf, sie trugen Lasten für uns nach Bamum und erklärten dort, sie wollten dauernd bei uns arbeiten. So sind Haong und Wanschi geblieben; jeder brachte noch einen 13- bis 15jährigen „Boy" mit, der ihm seine fabelhaften Habseligkeiten trug und für ihn kochte, dafür gab er ihm von seinem Futter ab. Trotzdem diese vier Leute jetzt fast sechs Monate mit uns laufen, ist ihre Kenntnis des Pidgin-Englisch immer noch sehr gering; Ndanke, der aus ihrem Nachbarland stammt, muß übersetzen, wenn sie uns etwas mitteilen wollen. Wie sie hier in Tikar und Wute durchkommen, wenn sie z. B. auf den Markt gehen und handeln, ist mir ganz unklar, eine Sprachverständigung ist vollkommen ausgeschlossen.

Zuerst haben sie unsere Ziegen und Hühner gehütet und transportiert; jetzt ist Wanschi zum photographischen Assistenten aufgerückt, er kennt jedes Stück und reicht es mir richtig zu. Haong, der noch am liebsten nackt geht, in seiner Ungeschlachtheit und ungefügen Kraft immer fürchtet, etwas kaput zu machen und daher mit lächerlicher Vorsicht seine schweren Glieder bewegt, darf beim Aufschlagen der Betten helfen und zwischen den Küchenkisten herumkramen. Beide lieben uns über alle Maßen. Sie grinsen von einem Ohr zum andern, sobald sie unsrer ansichtig werden; und ich glaube, wenn wir ihnen befehlen würden, dem Stationsleiter von Joko den Kopf einzuschlagen und dann den Stationsturm abzubrechen, so würden sie sich, ohne einen Augenblick des Besinnens, mit freundlichem Grinsen und lautlos an diese Arbeit machen. Einer ihrer „Boys" ist inzwischen in den Besitz des Pferdejungen übergegangen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hat bei dem tüchtig arbeiten müssen und wird von morgen an mein Pferdejunge sein. Da ich jetzt den kleinen, etwas ungebärdigen Hengst reite, hat kein Pferdejunge lange ausgehalten. Dieser kennt das Tier und fürchtet sich nicht.

Wenn wir auf der großen Straße wandern, auf der es für mich wenig Wegarbeit gibt, müssen meine Tikarjungen mir Märchen erzählen. Wundervoll können sie das, haben sie doch alle in der Kinderzeit Märchen von ihrem Vater gehört. Ich habe schon eine ganze Sammlung. Das hübscheste soll hier berichtet werden. Es möge heißen: „Der gefräßige Hund".

Eine Löwin ging in eine Höhle im Berg und gebar vier Junge. Als die Jungen größer wurden und Zähne bekamen, taten sie der Löwin beim Saugen weh, deshalb fürchtete sie sich vor ihren Jungen. So ging sie in den Busch, fing eine Antilope, brachte sie zur Höhle aber ging nicht nah, sondern warf sie von weitem den Jungen hin und rief, daß alle davon fressen sollten. Die Jungen fraßen die Antilope. Am Abend ging die Löwin wieder in den Busch, fing ein Schwein, brachte es zur Höhle und warf es von weitem hin. Die Jungen fraßen das Schwein. Am andern Tag fing die Löwin einen Wasserbock, brachte ihn den Jungen, warf ihn von weitem hin; die Jungen fraßen den Wasserbock und tranken das Blut. Am Abend fing sie wieder ein Tier und warf es den Jungen hin. So machte sie es alle Tage, und die Jungen fraßen jeden Tag zweimal Fleisch.

Eines Tags lief ein Hund durch den Wald. Der war sehr hungrig, denn er hatte lange Zeit nichts gefressen. Da sah er den Pfad, den die Löwin bei ihrem täglichen Gang ausgetreten hatte. Er dachte: „ich will diesem Weg

folgen, vielleicht finde ich da was zu fressen". Er kam zur Höhle, da waren die vier jungen Löwen, die sahen ihn, kamen aus der Höhle heraus und wollten ihn fressen.

Der Hund sagte: „Freßt mich nicht, ich bin ja euer Bruder." „Wie bist du unser Bruder? wir kennen dich nicht", sagten die vier jungen Löwen. „Doch bin ich euer Bruder, ich bin der Erstgeborene; eure Mutter hat mich geboren, ehe sie euch geboren hat." „Wir wollen sehen, ob du unser Bruder bist; wenn du Fleisch fressen und Blut trinken kannst, dann bist du unser Bruder." Am Abend brachte die Löwin ein Tier und warf es von weitem hin. Die Jungen holten das Tier in die Höhle und sagten zum Hund: „Friß". Der Hund fraß das halbe Tier und trank das Blut. Da sagten die jungen Löwen: „Ja, du bist wirklich unser Bruder, du bist der Erstgeborene. Wie heißt du?" Der Hund sagte: „Ich heiße Allesamt".

Als am Abend die Löwin kam, sprach der Hund: „Nun hört, was sie ruft, wer das Fleisch haben soll". Die Löwin warf das Tier hin und rief: „Für allesamt". „Seht Ihr, daß sie meinen Namen weiß, dieses Fressen ist für mich", sagte der Hund und fraß das Tier ganz allein. Am andern Morgen brachte die Löwin wieder Fleisch und rief: „Für allesamt". Der Hund fraß es wieder allein. So ging es nun jeden Tag. Immer rief die Löwin „für allesamt", und dann fraß der Hund alles. Die jungen Löwen wurden ganz mager und krank.

Da lief eines Tags, als die Löwin zur Höhle kam, ein junger Löwe ihr entgegen und rief: „Mutter, Mutter, warum läßt du deine Kinder verhungern?" Aber die Löwin glaubte, das Junge wolle bei ihr saugen, da fürchtete sie sich und lief fort. In der Nacht starb eines von den Jungen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als am andern Morgen die Löwin kam, erwartete ein Junges sie am Weg und rief: „Mutter, wir sterben. Heute nacht ist eines deiner Kinder gestorben; heute oder morgen sterben wir alle". Als die Löwin das hörte, blieb sie stehen und sagte: „Wie könnt ihr sterben, ich bringe euch doch jeden Tag zweimal Fleisch". Das Junge erwiderte: „Mutter, du gibst doch immer das Fleisch deinem Erstgeborenen, unserm Bruder". Die Löwin: „Ich habe kein Erstgeborenes, ich habe niemand geboren als euch". Da erzählte das Junge von dem Hund Allesamt, wie der jeden Tag alles Fleisch gefressen hatte, weil die Löwin immer „für allesamt" rief. Da sagte die Löwin: „Ich will diesen bösen Hund töten".

Als aber der Hund gesehen hatte, daß die Löwin stehen blieb und mit ihrem Jungen sprach, lief er fort in den Wald. Die Löwin lief hinterher und wollte ihn fangen und töten. Der Hund kam auf einen Acker, der gehörte dem Leoparden. Dem rief er zu: „Hilf mir, die Löwin will mich fressen." Aber als der Leopard das hörte, warf er die Hacke hin und lief auch fort, aber die Löwin verfolgte die Spur des Hundes. Der Hund kam auf einen anderen Acker, der gehörte dem Chamäleon. „Hilf mir, die Löwin will mich fressen". „Ja, ich will dir helfen", sagte das Chamäleon. „O, ich danke dir so sehr", sagte der Hund. Das Chamäleon: „Ja, ich will die Löwin töten". Der Hund: „O, ich danke dir so sehr, ich will dich gut bezahlen". „Verstecke dich", sagte das Chamäleon, und stülpte einen Korb über den Hund; dann legte es einen Speer und ein Schwert ins Feuer bis zum Holz, so daß niemand das Eisen sehen konnte.

Die Löwin kam und fragte: „Hast du den Hund ge-

sehen?" Das Chamäleon erwiderte: „Bin ich der Sklave des Hundes, daß du mich nach ihm fragst? ich bin hier König. Was tust du überhaupt auf meinem Acker, scher' dich fort und verwische erst die Spuren deiner großen Füße, mit denen du mein Feld ganz verdirbst". Die Löwin sagte: „Ich glaube, du hast den Verstand verloren, du mußt sterben!" Sie wollte das Chamäleon packen, aber das Chamäleon hielt ihr den Speer entgegen. Da sprang sie in den Speer und fiel ins Feuer und verbrannte sich sehr, und das Chamäleon nahm das Schwert und schlug sie ganz tot.

Da kam der Hund aus seinem Korb heraus und sagte zu dem Chamäleon: „O, ich danke dir so sehr, was kann ich für dich tun? ich bin arm und kann dir nichts bezahlen, aber ich kann für dich arbeiten". Das Chamäleon antwortete: „Ich bin schwach und klein, du bist stark, du kannst in den Wald gehen und Feuerholz holen, damit ich das Fleisch von diesem Löwen dörren kann". „Nein", sagte der Hund, „es ist besser, wenn ich das Fleisch mit in den Wald nehme und es dort dörre; im Wald ist kein Wind, da brennt das Feuer ruhiger." „Ja", sagte das Chamäleon. Der Hund und das Chamäleon schnitten die Löwin in Stücke, und der Hund brachte das Fleisch in den Wald und dörrte es dort am Feuer.

Einmal fraß er von dem Fleisch. Es war süß in seinem Mund und er dachte: „Besser, ich fresse dieses Löwenfleisch allein". Er nahm ein Stück Fleisch, rieb einen bitteren Pflanzensaft hinein, brachte es dem Chamäleon und sagte: „Dies Fleisch kann kein Mensch essen, es ist zu bitter; die Löwin war ein böses Tier, darum ist dieses Fleisch so bitter". Das Chamäleon aß und sagte: „Ja, es ist zu bitter, aber ich will mit in den Wald gehen und es noch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einmal versuchen". Der Hund hatte aber schon vorher ein zweites Stück Fleisch mit dem Saft eingerieben, das gab er dem Chamäleon, als sie draußen im Wald bei dem Dörrplatz waren. Das Chamäleon aß es und sagte: „Ja, das ist wirklich zu bitter, wer das ißt, muß sterben", und ging nach Haus. Der Hund aber versteckte das Löwenfleisch, und jeden Tag, wenn er auf dem Acker des Chamäleons gearbeitet hatte, ging er hin und aß davon.

Nach einiger Zeit aber kamen die Vögel zu dem Chamäleon und sagten: „Der Hund betrügt dich; das Löwenfleisch ist sehr gut, er frißt es jeden Tag".

Da sagte das Chamäleon zu seiner Frau: „Wenn jetzt der Hund wiederkommt, so mache schnell einen Fufukuchen und backe unsere Jungen hinein und gib ihn dem Hund zu fressen". Als der Hund aus dem Wald kam, versteckte sich das Chamäleon, und die Frau machte einen Fufukuchen und tat ihre Jungen in das Fufu hinein. Als der Hund an das Haus kam, rief die Frau: „Komm herein, mein Mann ist nicht da, aber er hat mir gesagt, wenn du kommst, soll ich dir Fufu geben". Der Hund machte sein großes Maul auf und schluckte den ganzen Fufukuchen auf einmal hinunter, ohne ihn zu zerbeißen. Da kam das Chamäleon und sagte: „Jetzt frage ich dich, hast du das Löwenfleisch für mich bitter gemacht und es dann selber gefressen?" „Nein, wahrhaftig nicht", sagte der Hund. „Lüge nicht; wenn du lügst, so soll das Löwenfleisch in deinem Bauch anfangen zu schreien; ich habe eine Medizin in das Fufu getan, die sich nicht mit Löwenfleisch verträgt". Der Hund: „Nein, ich habe kein Löwenfleisch gefressen". Da klopfte das Chamäleon an den Bauch des Hundes und rief: „Hörst du mich?" Da hörten die Kleinen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Stimme ihres Vaters und schrien und fingen an, den Hund inwendig zu kneifen und zu beißen.

Da schrie der Hund sehr und sagte: „Ja, ich habe das Löwenfleisch für dich bitter gemacht, weil ich es selber fressen wollte". Das Chamäleon rief seine Jungen: „Kommt heraus". Da spazierten die Jungen alle hinterwärts wieder heraus. Der Hund aber riß aus und lief in den Wald. . . .

Ngadde, den 4. Juli 1912.

Am Abend vor dem Abmarsch zog blauschwarz von Osten her eine riesige, schwere Wolkenbank. Nachts goß es in Strömen, es regnete sogar in unserm festen, wellblechgedeckten Haus durch. Und als wir am frühen Morgen aufstanden, fegte die dunkle Wolke von Westen her über den Himmel zurück. Nur im Osten war es noch klar; gelbroter Sonnenaufgangsschein brach in Streifen durch Wolkenbänke. Auf der Wute-Ebene lag ein schweres, weißes Nebelmeer. Es sah bedenklich aus. Nach einer Stunde waren die Nebel unten in Bewegung geraten, sie zogen die Täler aufwärts zu uns auf die Höhe und hüllten im Nu alles in ihre dicken, feuchten Schwaden. Kaum sah man mehr die nahe letzte Kette des Gebirges, von der Ebene war nichts mehr zu ahnen, die Welt schien hinter den nächsten Wute-Hütten aufzuhören. Noch nie habe ich so stark das Gefühl gehabt, daß ein solcher Aufbruch immer ein Weg ins Ungewisse ist, und mit einem leichten Schauer fragte man sich, was uns wohl hinter diesem weißen Vorhang an günstigem oder feindlichem Geschick erwarten möge.

Bisher war es ganz erfreulich, wir sind schon gut Freund mit dem Gebirge. Dreimal waren wir jetzt oben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Berge, die uns zuerst wie ferne Schattenkulissen anmuteten, haben nun Gestalt und Namen bekommen; einige, die von unten so riesenhaft aussahen, als man dicht vor ihnen stand, haben sich von oben als ganz niedrige Vorstufen erwiesen; Gebirgswellen, die man von der Ebene her nicht ahnt, ziehen oben dahin, immer eine hinter der anderen. Die Straße führt unmittelbar am Fuße des Ndommegebirges entlang. In endloser Reihe steht eine gewaltige Felsburg dicht bei der anderen, verbunden durch Bergrücken, auf deren etwas geneigten Hängen noch Humus haften kann und dichte, dunkle Wälder sich emporziehen.

Wie geplant, haben wir nach dem ersten Marschtag den Gebirgsrand erklettert. Gigantische Felsbastionen stehen dort steil über einer sumpfigen Flußniederung; an einem der dazwischen liegenden, schrägeren Hänge, immer noch viel zu steil, als daß sich Wald entwickeln könnte, ging's in die Höhe. Der Soldat war mit zehn Leuten voraus, um Weg zu schlagen. Im Zickzack nur war es möglich hinaufzukommen; immer noch mußte man sich an den starken Grasbüscheln festhalten. Oben war dicker Wald, und die steil abfallenden Bastionen bestanden auch oben nur aus glatten Felsplatten, in die, wie auf dem Fui, durch Ausspringen von runden Schalen flache Vertiefungen eingesenkt waren. Nach dem Regen der Nacht standen sie alle voll Wasser; vor kurzer Zeit hatten Antilopen dort getrunken. In jedem Sprung des Gesteins wuchs kurzes Gras, das schmale, hellgrüne Streifen über die graue Fläche zog.

Dann gingen wir stundenlang durch den Wald auf der Höhe hin bis zu einer hochragenden, grasbewachsenen Kuppe, die nach allen Seiten hin freien, großartigen Blick bot. In endlosen Ketten liegt das Gebirge im Norden vor

uns, alles mit schwarzgrünem Wald bedeckt, nur einzelne helle Grasflächen oder weißliche, runde, kahle Felsberge leuchten hervor. Je weiter nach Westen, desto höher scheint das Gebirge zu werden; da sitzen Berge von der Gestalt der Felsklötze draußen in der Ebene oben auf den breiten waldigen Rücken auf. Und gerade bei diesen Gipfeln soll, wie wir jetzt hören, ein Pfad quer über das Gebirge führen nach Jakong. Wenn das wahr ist und der Weg einigermaßen gangbar, machen wir ihn unter allen Umständen; etwas Besseres könnte uns gar nicht begegnen.

Die Wute-Leute hier an der wenig betretenen Straße sind noch sehr unzugänglich. Die Zeiten, da sie sich zuerst gegen die Überfälle des großen Häuptlings Ngilla, später gegen die Weißen verteidigten, sind noch nicht so sehr fern. Damals flüchteten sie, sobald irgendein Feind nahte, auf das steile Gebirge; sie erzählen jetzt noch mit Vergnügen, wie sie Felsbrocken von oben heruntergerollt haben. Bei Nacht wurde auf Schleichwegen Futter heraufgeholt, und so sind sie niemals irgendeinem Feind unterlegen. Ein Offizier hat 1905 versucht, Linde, die Hauptstadt eines starken Wute-Stammes am südwestlichen Ndomme-Rand, zu stürmen; mit zerschossenem Kopf ist er sterbend nach Joko getragen worden.

Am 1. Juli sind wir wieder auf dem Gebirge gewesen. Der Anstieg war steil, und fortwährend hörten wir im dichten Wald das Brausen eines Baches, der in wunderschönen Fällen über riesige Granitplatten zu Tal schießt. Dicht unter dem Gipfel lag noch ein kleines Dorf mit üppigen Maisfeldern. Und als wir auf der Höhe standen, sahen wir überall auf dem Gebirge Rauchwolken aufsteigen: auf Farmen wird das trockene Maisstroh der

In den Ndomme

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

In den Ndomme

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ersten Ernte verbrannt, um der zweiten Maissaat oder der Hirsesaat Platz zu machen. Und wo Farmen sind, da sind auch Dörfer, und etwas mißvergnügt mußte uns der Häuptling einzelne Dorfnamen sagen. Die Unbewohntheit des Ndommegebirges ist also eine fromme Sage. Warum sollte es auch unbewohnt sein?! Da oben in den riesenhaften Wäldern ist tiefer, schwarzer Humusboden, der reicher und fruchtbarer aussieht als der Boden der Ebene. Unsere Leute schwelgen jetzt in jungem Mais, den sie am Feuer rösten und dann von den Kolben abknabbern. Die zwei Monate alten Maisstauden, die anfangen gelb zu werden, haben reichlich doppelte Mannshöhe, die Kolben sind 30 cm lang, und man kann in einem Jahr vom selben Acker zweimal ernten.

Vom Berg sah ich zum ersten Male die fernen Ngutteberge, die einen ganz phantastischen Eindruck machen. Auf einem breiten Sockel, der mit steilen Hängen über der Ebene steht, sitzen mehrere Gipfel auf, drei breite, zackige, drei hohe, nadelspitze. Die Wolken zogen dazwischen hin und her, hüllten bald diesen, bald jenen Gipfel ein, und ließen nur einmal eine kurze Weile das ganze fabelhafte Gebilde frei. Auch wir saßen so zwischen ziehenden Wolken. Nebelregen, Sonnenschein und starker Regenguß wechselten miteinander ab. Deutlich sah man, wie die Wolken mit den senkrechten Regenstreifen über den Himmel zogen, von Osten nach Westen hin, und einen Bergzug nach dem andern einhüllten und wieder freigaben.

Heute war der Weg lang, und Regenschauer überraschten uns; aber er gewährte Ausblicke und Arbeitsmöglichkeiten wie nie vorher. Der ganze Steilrand des Gebirges lag vor uns; vieles, was uns von oben her verworren und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unverständlich erschienen war, entwickelte sich beim Vorbeiziehen so klar und folgerichtig, daß wir immer vergnügter wurden, trotz Hitze und unangenehm glitschiger Straße, die das Reiten unmöglich machte.

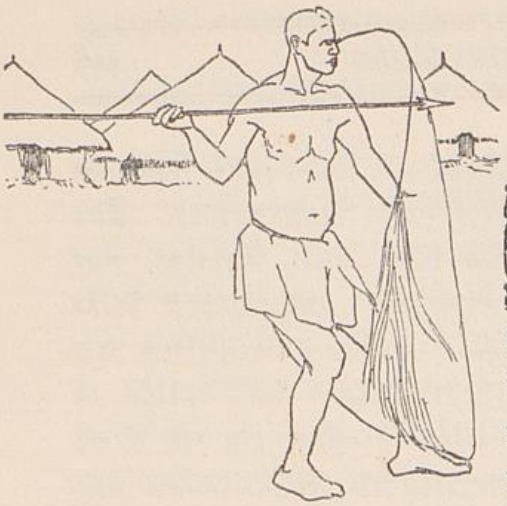
Unterwegs holte uns auf unserer Mittagsrast Dukan, der Häuptling von Linde, ein, der von Joko zurückkam, hochbefriedigt, daß er sich dort von einer Anklage hatte reinwaschen können. Wenn dieser große Häuptling durch das Land zieht, hört man schon von weitem die Trommeln, die ununterbrochen in markantem Rhythmus geschlagen werden. Vor ihm werden zwei schwarz-weiß-rote Fähnchen getragen, auf die er besonders stolz ist, ein Trompeter geht hinter ihm und bläst bei der Ankunft in jedem Dorf. Er selber reitet einen hübschen Schimmel, und wenn er Haussahtracht trägt, macht er, ein etwa 25jähriger, großer, schlanker Mann, sich ganz stattlich, trotz seines etwas schlaffen, müden Ausdrucks. Aber bei seinem neulichen Aufenthalt in Ngilla, wo er seinen alten Vater Ngutte besuchte, hat er sich Europäerkleidung verschafft, und nicht einmal vernünftigen Khaki, sondern eine grauschwarze Wolljacke und -Hose, in der er zum Lachen aussieht. Ein lila Filzhütchen und Soldatenstiefel vervollkommnen das schöne Bild.

Er wollte in dem Dorf, in dem wir uns trafen, übernachten; nach der Begrüßung verschwand er eine Weile und erschien dann wieder, angetan mit einem langen, gelbweißen Europäerhemd und dem unvermeidlichen Filzhütchen. Er ließ sich unter dem Dach des offenen Mimbohauses auf einer Bettbank bei uns nieder, sein ganzes Gefolge hockte rings am Boden, sein bevorzugter Boy kniete neben ihm und fing sofort an, ihn überall zu kratzen, und zwar gänzlich ungeniert. Ab und an gab Dukan eine kurze

Weisung, dann rutschte der Junge ein Stück und setzte an einer anderen Stelle das leise, emsige Kratzen fort. Und nach seinem Beispiel kratzte sich das ganze Gefolge, nur mit dem Unterschied, daß es hier jeder am eigenen Leibe tat. Ein eigenartiges Geräusch! Dabei unterhielten wir uns sehr gebildet; Dukan versteht Pidgin und spricht es ein wenig. Als wir abmarschierten, brachte ihm ein Weib gerade sein Mittagessen: einen riesigen Fufu-Kuchen und drei gebratene Hühner!

Unsere Quartiere sind häufig nur kleine Orte von wenigen Hütten. Wir fallen da wirklich wie eine kriegerische Besatzung ein mit unserer Karawane von 45 Leuten und Ansprüchen an Raum für Gepäck und Küche. Tatsächlich zieht schließlich die ganze Dorfbevölkerung von sechs bis zehn Leuten für diese Nacht in die nächsten Farmhütten. Man kommt sich etwas grausam dabei vor, aber es ist nicht zu ändern, und am Ende bezahlt man's ja auch den Leuten für ihre Begriffe unerhört hoch mit dem üblichen Geldsatz und einer reichen Auswahl unserer Tauschwaren an Messern, Pfeifen, Löffeln, Kämmen, Streichhölzern, Pomaden und Tabak. Bisher haben wir in jedem Dorf freudestrahlende Gesichter hinterlassen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Wute-Krieger.

Linde, den 13. Juli 1912.

In Linde lerne ich die Wute-Leute schätzen. In Joko war's eigentlich nur eine ziemlich verkommene Gesellschaft, hier ist noch manches von der alten, ursprünglichen Kraft erhalten. Immer deutlicher sieht man, daß alle Kultur, die die Wute hatten und haben, sich auf Jagd, Kampf und Krieg bezieht, und je mehr die Gelegenheit und der Anreiz dazu vermindert wird, wie im Schatten der Station Joko, desto mehr geht auch die eigene Art und Kultur zurück. Kriegsspiele gibt es in Joko schon nicht mehr; hier in Linde, bei dem Stamm der Wute, der sich am längsten und tapfersten gegen den Weißen gewehrt hat, sind sie noch die höchsten Feste.

Erwartungsvoll steht schon von Mittag an ein Teil der Bevölkerung auf dem Dorfplatz umher, von dem wir für heute unser Zelt haben fortnehmen lassen; gegen 3 Uhr beginnt die große Trommel die Männer zum Kampfspiel zu rufen. Im Palaverhaus, das erhöht über dem Dorfplatz steht, liegt die ungeheure, hölzerne Schlitztrommel, die aus einem einzigen Stück geschnitzt ist; der alte, graubärtige Trommler steht dahinter auf dem erhöhten Rundsitz, der rings um das offene, pfostengestützte Haus läuft, und schlägt mit zwei weißen Stäben aus dem weichen und doch festen Holz des Bananenstammes den jedem Wute bekannten Ruf zum Kriegs- und Waffenspiel. In Zwischenräumen von mehreren Minuten wird das Signal wiederholt, und schon sieht man junge und alte Männer von allen Seiten her über

den Dorfplatz zum Häuptlingshaus gehen, wo die Waffen aufbewahrt werden.

Dann kommt in feierlichem Zug der Häuptling, der hier im Dorf nur die malerische, weite Haussahkleidung trägt, begleitet von 50 Männern. Er läßt sich im Palaverhaus auf seinem erhöhten Lehmsitz nieder, der aus der Balustrade emporragt; sein Gefolge setzt sich ringsum auf die niedrige Bank oder hockt auf dem Boden; das Palaverhaus, das 10 m Durchmesser haben mag, hat reichlich Platz für sie alle.

Nun hört man wieder Trommeln, und aus einer der engen Gassen zwischen den Hütten kommt der Zug der Krieger, voran fünf Leute mit runden Trommeln, ähnlich den unseren, die mit gebogenem Stab geschlagen werden. Dann folgen die Bewaffneten; ihr Oberkörper ist nackt, mancher hat als Lendentuch ein Stück des altertümlichen, graubraunen oder rot gefärbten Rindenstoffs. Am linken Arm tragen sie den riesigen Büffelschild, der ihnen vom Knöchel bis fast in Augenhöhe reicht, die Hand hält mehrere Speere, von denen einer mit drei langen, scharfen Spitzen ein besonders ehrenvolles Abzeichen ist. An der unteren Schmalseite des abschüssigen Platzes stellen sie sich nebeneinander auf, Schild an Schild, so daß nur die Füße und der obere Teil der Köpfe zu sehen sind, darüber die hochragenden Speerspitzen auf blanken, dunkelbraunen Holzschäften. Fast alle Schilde sind Felle des gefährlichen, roten Büffels, jeder ist mit zwei langen, dichten Roßschweifen geschmückt. Und dann tritt einer nach dem andern vor die Reihe, schwingt Schild und Speere, springt hoch in die Luft und macht eine Runde um den Platz in wilden Sätzen, bei denen die Roßschweife sich bauschen und wehen, mit

Tanzbewegungen und Kampfpantomimen, mit Speerstoßen, Speerwerfen, Vorwärtslaufen und Zurückweichen. Kommt er wieder in die Reihe der anderen, wird er mit beglückwünschendem Händedruck von seinen Genossen begrüßt.

Als der Häuptling das Palaverhaus verläßt und Schild und Speere ergreift, um am Spiel teilzunehmen, bricht das schrille Schreien los, das ihn stets begrüßt, und wie er in raschen Sprüngen vorgeht, stürzt die ganze Schar mit erhobenen Schilden und geschwungenen Speeren hinter ihm her; die Roßschweife flattern, die Speere klirren aneinander. Das Herz klopft einem dabei.

Und nun setzen sich auch die Weiber in Bewegung. Mit einer merkwürdigen Geste, die rasendes Laufen vorstellt — die Hände halten die Brüste, und die Beine werden hoch nach hinten geworfen — begleiten sie die Krieger, sie anzufeuern und zu begeistern. Gehen sie zurück, so tun sie es in kurzen Schrittchen, immer scharf im Rhythmus der Trommeln, dem sich selbst die wildesten Bewegungen gut anschmiegen. Hat der Häuptling seinen Tanz beendet, stürzen alle Männer auf ihn zu, um einen Händedruck zu erhaschen, und dann beginnt das Einzelspiel wieder von neuem; das geschlossene Vorgehen der ganzen Reihe wiederholt sich nur, sobald der Häuptling auftritt. Von der gewaltigen Anstrengung — denn die Schilde sind mächtig schwer, und es ist keine Kleinigkeit, mit ihnen zu springen und sie in starkem Schwung über den Kopf zu heben — keuchen sie bald, und Schweiß rinnt ihnen über den ganzen Körper; aber immer wieder laufen sie vor und begeistern sich und alle Zuschauer mit ihrem kriegerischen Spiel.

Prachtvoll feine, saubere Arbeit sind die Speere mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ziselierten Zwingen und haarscharfen Spitzen; von festen, gedrehten Schnüren aus Antilopenleder sind die Handgriffe der dicken Schilde geflochten, nichts Zerbrochenes, Zerrissenes, Zerschlissenes ist zu sehen. Man merkt, mit welcher Liebe die alten Kriegswaffen bewahrt werden.

Aber alles das ist heute nur noch halb Erinnerung, halb Theater; mit dem Leben hat es nichts mehr zu tun; alle die jungen Männer, die Genossen des jungen Häuptlings, wissen nicht mehr sehr viel von den Kriegszeiten.

Doch die Jagd! Sie ist heute noch dieselbe wie in alter Zeit, und einer der schönsten Eindrücke, die wir gehabt haben, war das Bild ausziehender Jäger. In der Nacht hatten Wildschweine ein Kassada-Feld verwüstet, und in aller Morgenfrühe tobten die Hunde — die kleine, windspielähnliche Rasse Afrikas — mit lautem Schellengeklapper und dem hohen, halb winselnden Bellen, wie es den hiesigen Hunden eigen, über den Dorfplatz hinter dem Hundepfleger des Häuptlings her. Nach kurzer Zeit kam Dukan ans Zelt, um zu sagen, daß er zur Jagd gehe. Die schweren, faltigen Haussah-Kleider hatte er abgelegt, nur mit einem dunkelblauen Lendentuch bekleidet, bot die wunderbar ebenmäßig gebaute, schlanke Gestalt einen prachtvollen Anblick. Und der ganze sehnige, geschmeidige Körper zitterte vor Jagdeifer. Ein nackter Junge trug ihm den fast mannshohen Bogen mit der gedrehten, kunstvoll befestigten Ledersehne und die langen Rohrpfeile mit scharfen Eisenspitzen. Fünfzehn junge Burschen, alle ebenso nackt, so gesund und schlank wie der Häuptling, folgten ihm, jeder wie er mit Pfeil und Bogen bewaffnet, und wie eine Schar leichtfüßiger Tiere rannte die ganze Horde mit federnden, raschen Schritten hinab in den dichten Sumpfwald. Die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sonne war eben aufgegangen, dünne Nebel verschleierten sie leicht, ihr schwacher Glanz lag auf all den dunkeln, geschmeidigen Körpern, eh' sie im Wald verschwanden.

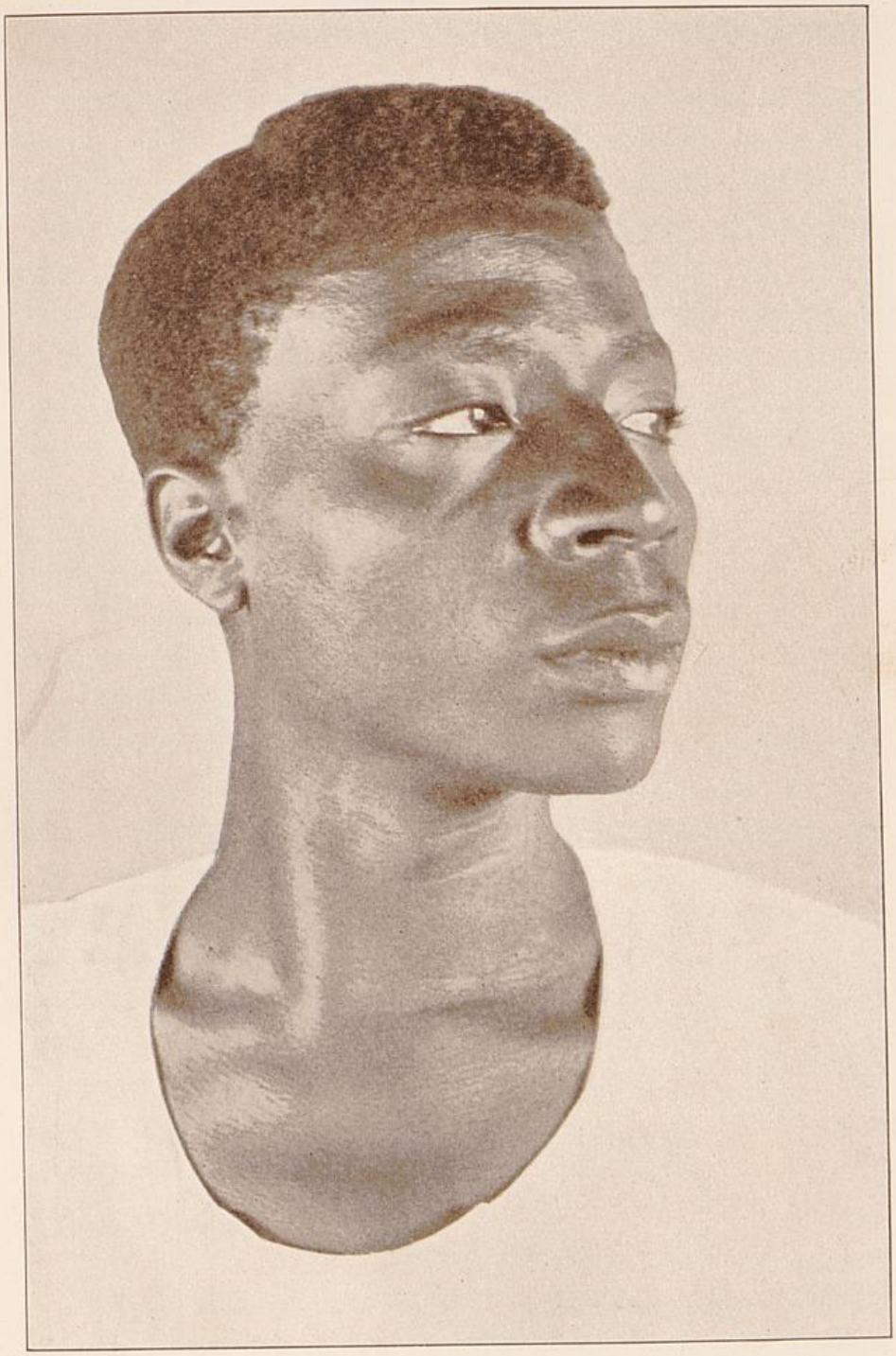
Die Erinnerung an meine Kindheitsvorstellungen von homerischen Helden und jagdfrohen griechischen Göttern wurde in mir lebendig. Und wirklich, schöner als diese bronzenen, wunderbaren Gestalten haben auch die Vorbilder Homers nicht sein können.

Daß sich die Wildschweine längst davon gemacht hatten, war für die Jäger eine Enttäuschung; uns konnte es den herrlichen Eindruck nicht zerstören.

Wir sind jetzt so gut Freund mit Dukan wie nur je mit einem schwarzen Fürsten. Er besucht uns täglich mehrmals, raucht eine Zigarette, die ich ihm anzünden muß, und tauscht Sachen mit uns. Eine ganze Kiste voll Tauschwaren hat er uns schon abgehandelt, und wir haben Trommeln, Schilde, Speere, Bogen mit Handspanner und ledernem Armschutzring und viele kleine, hübsche Dinge von ihm bekommen. Mit Ananas überschüttet er uns, und Hühner und Eier haben wir nie so bereitwillig und so viel bekommen wie hier. — Neulich hat er uns im Bogenschießen unterrichtet, und er war ganz erstaunt, daß ich bald begriffen hatte, auf welche Weise Sehne und Pfeil gehalten und abgeschossen werden müssen. Das hat seine Freundschaft und sein Vertrauen zu uns offenbar sehr bestärkt. Indianerspiel der Kinderzeit, so kommst du mir hier zugute!

Einmal waren wir oben auf dem Gebirge auf der Ngambestraße, die Franz vor beinah vier Monaten von Mongong her gekommen war. Es gab noch Ergänzungsarbeiten zu machen, weil Franz damals vor einem riesigen Tornado flüchten mußte. Und wir haben es diesmal herr-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Junger Wutekrieger

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

lich gehabt. Freilich, zwei Regengüsse hatte man zu überstehen, aber daran gewöhnt man sich schon ganz und gar, es stört einen kaum noch. Und man begrüßt es jetzt als ein Glück, wenn es nachts recht toll gießt, dann ist Hoffnung, daß es am nächsten Tag klar wird. Manchmal ist es freilich etwas arg. Eines Abends gegen 9 Uhr brach ein furchtbares Gewitter los, als wir gerade in einer leeren Hütte saßen und Photographien entwickelten. Sofort war das Dach vom Wind zerrissen, es regnete herein. Ich hockte unter einem Schirm und schützte nach Möglichkeit die Kassetten, während Franz hinauslief, um Leute zum Helfen zu holen.

Draußen fand er ein noch größeres Unheil: ein Schlammstrom hatte das Zelt heimgesucht. Über den abschüssigen Dorfplatz, auf dessen Mitte das Zelt steht, war er gekommen, hatte im Nu den Schutzgraben ausgefüllt und war darüber hin ins Innere geschossen. Dazu waren von dem Wind Zeltpflöcke aus der Erde gezerrt, Schnüre zerrissen, das Zelt dem Zusammenstürzen nahe. Wir hatten die halbe Nacht zu tun, bis alles leidlich geborgen und in Ordnung war. Und den nächsten Tag und die nächste Nacht regnete es beharrlich weiter, es war keine Möglichkeit, all die durchnäßten Sachen zu trocknen, ziemlich bekümmert saßen wir in dem Überfluß von Feuchtigkeit und verwünschten fast das Reisen in der Regenzeit. Aber als es dann hinterher wieder sonnig und so wundervoll klar wurde, flohen die trüben Gedanken schnell.

Longwe, den 16. Juli 1912.

Wenn wir unsere Aufgabe nur darin sehen wollten, eine Karte des Landes aufzunehmen und Bau und Formen der Gebirge zu untersuchen, dann müßten wir den heutigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tag als einen verlorenen ansehen. Sollen wir aber auch einigermaßen zuverlässige Zeugnisse über die Menschen, über die Geschichte der Völker mitbringen, so ist er einer der erfolgreichsten, die wir erlebt haben. Wir sind beide atemlos von der Fülle des Gehörten einerseits, anderseits von der Anstrengung, in all den verworrenen Erzählungen immer wieder den richtigen Faden zu suchen und zu finden. Hundertmal gerät man in die Irre, immer muß man wieder von vorn anfangen mit Fragen.

Wir sind gestern von Linde abmarschiert, rückwärts auf derselben Straße, die wir kamen, um zum Ausgang des Pfades zu gelangen, der über das Gebirge führt. Aber erst wollen wir von Longwe aus noch einmal hinauf auf den höchsten, steilsten Teil des Gebirgsrandes, der hier wie eine Burg mit Zinnen und Türmen über der tischflachen, hellgrünen Ebene steht. Und Dukan hatte den brennenden Wunsch, uns hier die alten Stätten der großen Kämpfe seines Vaters zu zeigen. In aller Frühe war er gekommen, mit Fähnchen, Trommeln, Trompeten und großem Gefolge. Aber es goß, regnete und nebelte von früh bis abends unentwegt. So saßen wir mit ihm im Zelt, tranken Tee und Kaffee, aßen Honigbrot, Butterbrot, Reis, Obst, rauchten und fragten, und fragten immer wieder.

Gerade über den Linde-Stamm der Wute und seine Stellung zu einem andern, rätselhaften Volksstamm, den „Ngaundere", herrschte bisher große Verworrenheit. Der erste Weiße hier im Land, Morgen, hatte den Häuptlingen Ngutte und Ngilla in einem Kampf gegen „Ngaundere" geholfen, Dominik erwähnt diesen Kampf in einem seiner Bücher als gegen „Ngandelle". Was wir bis jetzt hier im Land darüber gehört hatten, machte die Verwirrung nur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

noch größer. Aber dem heutigen, unentwegten Fragen ist es doch gelungen, Klarheit zu schaffen. Ein Bild von fortwährenden Kriegen zwischen den nächsten Verwandten hat sich da aufgerollt, von Volksverschiebungen noch in jüngster Zeit, vom Vermischen von Völkern. Zu alledem wäre vielleicht in zehn Jahren, wenn die Augenzeugen und Überlieferer gestorben sind, nie mehr der historische Zusammenhang zu finden.

Bis zum alten, ersten Häuptling Ngutte reicht die Erinnerung des Volkes zurück. Der saß mit einem starken Stamm der Wute etwas südlich von Joko am Fuß, später oben auf dem größten der kahlen Felsklötze, dem Kukuni, den wir immer so herrlich vom Joko-Turm aus sahen. Mit den Wute von Joko und denen vom Djerem war er, wie sich das gehört, verfeindet, dem Lamido von Tibati bezahlte er Tribut, um ihn zufrieden zu stellen und dadurch fern zu halten; im Kampfe unterlegen war er ihm nie. Als ihm aber dessen Vordringen von Norden zu unbequem wurde, wich er westwärts, bis zu seiner Landesgrenze und baute seine befestigte Stadt in Mböngang, einem heute noch vorhandenen Dorf am Ndomme-Fuß. Dort lebte er nach Wute-Fürsten-Gewohnheiten, bis er auf der Jagd vom Büffel getötet wurde.

Sein ältester Sohn Ngutte, der ihm in der Herrschaft folgte, verließ den väterlichen Wohnsitz und ging weiter nach Westen, wohl immer aus Angst vor den Fullah. Er baute seine Stadt genau hier, wo wir jetzt sitzen, am Platz des heutigen Longwe, am Fuß und Abhang des steilen, felsigen Gebirges.

Sein jüngerer Bruder Gomtschä aber, dessen hochfahrender und unbändiger Sinn keinen andern über sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dulden wollte, drang von Mbóngang aus mit einer Wute-Schar nach Süden vor, unaufhaltsam legte sich die Völkerwelle über die endlose Savanne, den dort ansässigen Stamm der Fuk teils ausrottend, teils zu Sklaven machend, teils sie nach Osten und Westen auseinanderpressend. In Ndumba, dem Hauptsitz der Fuk, ließ sich Gomtschä nieder und nahm den dort üblichen Häuptlingsnamen „Ngilla" an, unter dem er jedem Kameruner bekannt ist. Dort herrschte er als absoluter, gottgleich verehrter Tyrann und dehnte sein Machtbereich bis zum Sanaga aus. Bald kam er in Streitigkeiten mit seinem Bruder Ngutte, der wohl die westlich angrenzenden Gebiete als ihm vorbehaltene Sklaven-Jagdgründe ansehen mochte. In jahrelangen Kämpfen focht Bruder gegen Bruder.

Inzwischen aber hatte sich ein anderer Mann zu einer Macht emporgeschwungen, die den beiden edelgeborenen Brüdern ein Abscheu und Dorn im Auge sein mußte. Ngadde, ein Bruder des Ngutte von derselben Mutter, aber Sprößling des durch Gomtschä erschlagenen Fukhäuptlings aus Ndumba, hatte sich zu Ngutte geflüchtet und um Schutz und Hilfe gebeten. Sein Land konnte ihm der nicht zurückgeben, aber er riet ihm, sich weiter im Westen unter den Bati, Balom und Njanti ein neues Reich zu gründen, vielleicht in der Hoffnung, daß der unbequeme Halbbruder dabei zugrunde gehen würde. Doch Ngadde war tapfer und hatte Glück. In sehr schweren Kämpfen, die vielen der Seinen das Leben kostete, gelang es ihm, den Sockel des steilen Inselgebirges zu gewinnen, das eigentlich ohne jeden Grund auf den Karten den Namen „Nguttegebirge" trägt, und das die Leute hier „Jangbaberge" nennen. Dort baute er sich eine feste Stadt mit Wall und Graben, unterwarf

die eingesessenen Balom- und Njanti-Leute oder jagte sie westwärts über den Mbam.

Schließlich aber faßte ihn Größenwahn, er fiel in das Land des Ngutte ein, raubte Menschen, verbrannte Dörfer und Farmen und gebärdete sich, als sei er Ngutte und Ngilla gleich gestellt. Das war Grund genug für die feindlichen Brüder, sich zu versöhnen. Morgen beschreibt die Verhandlungen, die langen Feldzugsvorbereitungen und den Kampf selbst sehr lebendig. Morgen mit seinen bewaffneten Trägern, Ngilla und Ngutte belagerten, stürmten, wurden abgeschlagen, belagerten und schossen wieder, und während Morgen abrückte, nahmen Ngutte und Ngilla die feste Stadt.

Ngadde hatte einen Schuß in den Fuß bekommen, nach kurzer Zeit starb er infolge der Verwundung, sein Sohn Tina kam zu Ngutte, unterwarf sich bedingungslos und wurde von ihm als Unterhäuptling am Fuß des Jangbagebirges angesetzt. Doch bald ließ er sich Unbotmäßigkeiten zuschulden kommen, Ngutte zog gegen ihn zu Feld, zerstörte seine Stadt und siedelte sich selber an der Stelle an. Tina entfloh nach Norden und begab sich in den Schutz des Lamido von Tibati, der damals im Kriegslager vor Ngambe lag.

Inzwischen kamen mehr Weiße ins Wute-Land, meist Offiziere von Jaunde her. Ngilla starb, ein Bruder folgte ihm als Ngilla II. und trat vollkommen in die Fußtapfen seines Vorgängers in unmenschlichen Grausamkeiten, Tyrannei und Sklavenraub. Dominik besuchte ihn, beschoß auch seine Stadt und fügte dem als unbesiegbar Geltenden gewaltige Verluste zu. Dann ging er zu Ngutte an den Mbam, schloß Freundschaft mit ihm, versuchte ihm die Sklavenjagden auszureden, und dieser alte Fuchs saß mit verständigem Gesicht dabei, sagte zu allem ja und versprach

das Beste. Als es aber mit der Herrschaft Ngillas zweifelhaft wurde, weil die Weißen den Unverbesserlichen wieder bedrohten, rückte Ngutte mit seinem ganzen Troß stillschweigend vom Mbam ab und zurück in sein altes Linde, wo er sich, dicht neben seinem früheren Wohnsitz, an der uneinnehmbarsten Stelle des Gebirges, am Fuße der mit tausend Höhlen durchsetzten Felsburg seine Stadt neu baute.

Dort sammelte er alles um sich, was im Wute-Land noch an freiheitsdurstigen, ungebrochenen Kriegern lebte, bei ihm hatte die grausam-wilde, ungestüme Wute-Art ihre letzte Zuflucht. Und die freien Männer am Gebirgsrand lachten in ihren uneinnehmbaren Felsburgen ebenso der weißen, wie sie es früher der schwarzen Feinde taten. Unterworfen haben sie sich schließlich alle, nachdem der alte Ngutte sich freiwillig dem Hauptmann Dominik gestellt, der früher sein Freund gewesen. Jedem anderen Weißen hatte er's hohnlachend abgeschlagen.

Dominik aber sandte als Vermittler ein Wute-Mädchen, und der gelang es, den Starrkopf zu überzeugen, daß auf die Dauer der Weiße doch der Sieger sein würde, und daß er sich keinem Besseren als diesem unterwerfen könne. Da ist er denn freiwillig gekommen, hat jahrelang in Jaunde gelebt, in halber Gefangenschaft in einem eigenen kleinen Anwesen. Nach Dominiks Tode hat man ihm erlaubt, ins Wute-Land zurückzukehren, doch nicht in sein altes Herrscherbereich, sondern nach Ndumba, wo ein Neffe von ihm Häuptling ist. Da sitzt er nun, ein alter, dicker, schwerfälliger Mann, ist gut Freund mit den Missionaren, ißt sein Fufu, trinkt Mimbo und sieht mit an, wie das einst so stolze, berühmte Volk der Wute heruntersinkt, abnimmt und allmählich vielleicht aussterben wird.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dukan aber wird erst der wirklich herrschende Häuptling in den Augen seines Volkes, wenn Ngutte tot ist. Dann bekommt er den Häuptlingsnamen Ngutte; es würde ihm den Tod bringen, wollte er ihn jetzt schon führen.

Nun aber zu Tina, Ngaddes Sohn, der zum Lamido von Tibati flüchtete; als dieser Held sah, daß sein Schutzherr von den Weißen, die mit großer Macht gekommen waren, gefangen wurde, brach er in dessen Gehöft ein, raubte viele Weiber, stahl, was er bekommen konnte, und flüchtete nach Joko. In einiger Entfernung von der Station sitzt er jetzt mit seinem alten Fuk-Anhang und gebärdet sich wie ein großer Häuptling. Ungekühlt ist sein Rachedurst gegen alle Wute aus dem Ngutte-Geschlecht, Dukan nennt ihn heute noch seinen bittersten Feind.

Lohnt das alles nicht einen Tag?

Mangong, den 21. Juli 1912.

Wir sind den neuen, bisher unbekannten Pfad gezogen und kommen morgen an die große Straße, die von Ngambe über Jakong nach Joko führt. In schmaler Waldschlucht, in der wunderbare Wasserfälle brausten, sind wir von der Wute-Ebene ins Gebirge eingedrungen, erst gegen Abend kamen wir zum steilen Aufstieg auf das Plateau, wo der kühle Wind über die Fläche strich und die bekannten Gipfel im Osten und Westen uns grüßten.

Dann waren wir oben auf einem der Felsberge, die der Fläche des Gebirges aufgesetzt sind. Es war eine arge Kletterei nach endlosem Stapfen durch Sumpfland; aber oben war es auch herrlich über alle Maßen! Das ganze, große Gebirgsland und die fernen Inselberge der Ngambe-Ebene lagen vor uns wie eine Landkarte ausgebreitet, nur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kurze Zeit zwischen starken Regengüssen allerdings, aber doch lange genug, daß man sich das Bild gründlich ansehen und einprägen konnte: die flachen, grasigen Rücken mit den Wäldern dazwischen, die glatten, runden Felsschalen jeder etwas höheren Erhebung, die wenigen, aber deutlichen Talöffnungen, die ein größerer Fluß schon in seinem Oberlauf eingeschnitten hat. Nach Osten zu wird das Gebirge viel waldiger, hier in diesem Teil überwiegen die Grasrücken noch bei weitem.

Sobald man die Höhe erreicht hat, befindet man sich schon wieder unter Tikar-Leuten, die so recht Gebirgsbewohner sind. Ursprünglich sind viele ihrer kleinen Dorfschaften über die Hochfläche verstreut gewesen, überall dort, wo am dunkeln Wald der beste, tiefgründige Boden war. Jetzt findet man nur noch Trümmer und von Unkraut überwucherte Äcker. Alle Leute werden an die großen Straßen geholt und in Abständen von wenigen Kilometern angesiedelt. Oft ist dort der Boden steinig und schlecht; wohlhabender und glücklicher werden sie nicht. Ist das nötig? Ich kann es nicht einsehen.

In vielen Dingen sind Neger doch ein dummes Volk! Da ist im gestrigen Quartier eine Menge Chop übrig geblieben, der, in Körben verpackt, unter dem Zeltvordach stand. Die Leute sollten ihn heute mitnehmen, wie immer, wenn etwas übrig ist. Da es aber die wenig beliebte Kassada war und wir heute vor der Karawane abmarschierten, also nicht aufpassen konnten, weigerten sich die Träger einfach, die Körbe zu tragen. Der Headman hatte nicht Autorität genug, der Soldat hat augenscheinlich nicht aufgepaßt, kurz, die Kassada, die für mehr als 30 Mann gereicht hätte, blieb stehen. Die Leute hatten

sich eingebildet, wir würden heute durchmarschieren bis zur großen Straße, wo viele Farmen sind und leicht Verpflegung zu haben ist; aber wir machten vorher Halt in einem kleinen Dorf mitten im Gebirge, das am Fuß eines ausgezeichneten Aussichtsberges liegt. Franz und ich gingen gar nicht erst ins Dorf und ins Lager, sondern standen drei Stunden oben auf unserem Hügel und arbeiteten.

Währenddessen saßen Soldat, Polizist, Boys und Träger wenige Minuten von uns entfernt in dem Dorf, dessen Bewohner ihnen gleich bei der Ankunft gesagt hatten, daß sie beim besten Willen höchstens für 15 Mann Verpflegung liefern könnten, und guckten hoffnungsvoll zu uns in die Höhe. Es wäre reichlich Zeit gewesen, den stehengebliebenen Chop zu holen oder an die große Straße zu schicken und etwas bringen zu lassen. Aber die ganze schwarze Gesellschaft war der Meinung, der Weiße würde schon dafür sorgen, daß irgendwie etwas zu essen vom Himmel fiele und sie alle satt würden.

Als wir herunter kamen, war die Trauer groß. Um zurück zu gehen, war es zu spät und die 15 Fufu-Kuchen und wenigen Maiskolben reichten natürlich nicht für 50 hungrige Mäuler. Das auffässige Trägervolk, das die Kassada nicht hatte tragen wollen, ging bei der Verteilung leer aus. Aber wer da denkt, sie würden, auf die Aufforderung hin, die Anstifter zur Bestrafung zu bringen, freudestrahlend und rachedurstig die anzeigen, die ihnen dies Hungern eingebrockt hatten, der irrt gewaltig. Dazu ist das Stammesgefühl viel zu stark. Lieber hungern sie alle, als daß sie einem Landsmann vor den Augen von „Grafis-People" (Bewohnern des Graslands jenseits des Mbam) und Wute-Leuten bestrafen lassen.

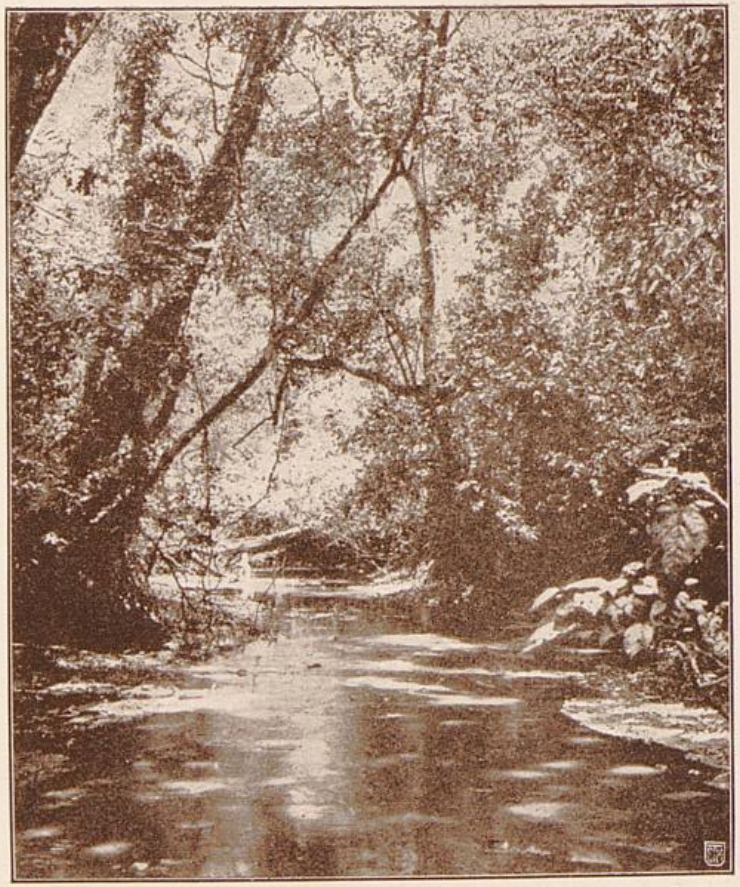
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sami, den 11. August 1912.

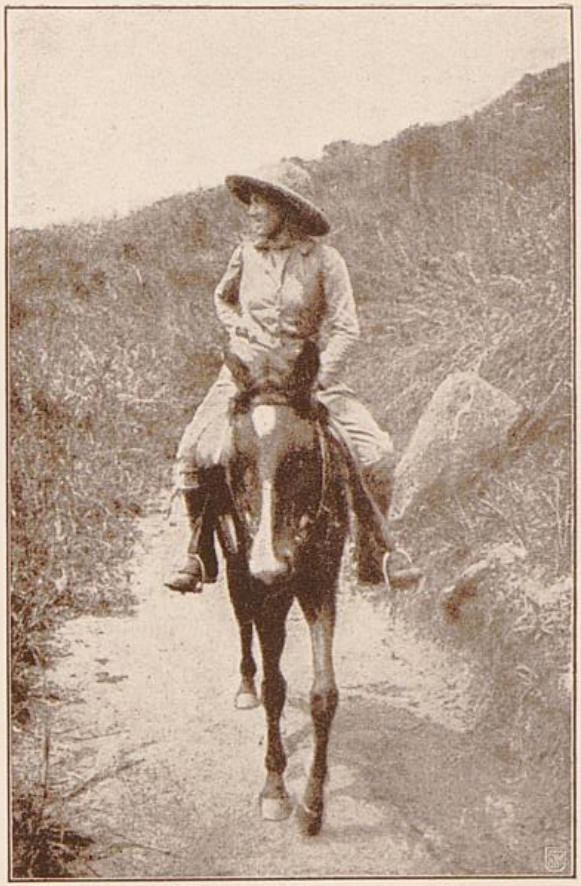
Wandern ist doch das Schönste! Dieser Wonne, etwas zu sehen, zu erfassen, was bisher unbekannt oder unverstanden war, weiß ich nichts zu vergleichen. Und jedes Dorf, jeder Rastplatz ist anders als alle früheren, und doch überall unser grünes Zelthaus, in dem jedes Ding gerade in seinen Platz hineinpaßt, in dem heute alles ebenso ist wie gestern, so daß man sich stets heimisch darin fühlt. Von den vier Gnaden, die im westöstlichen Diwan dem Araber durch Allah verliehen sind, genießen wir die eine immer wieder: „ein Zelt, das man vom Orte rückt, um überall zu wohnen".

Fünf Tage haben wir in Joko auf Träger warten müssen, fünf herrliche, trockene, fernsichtklare Tage. Als sie endlich eines Mittags bereit waren, haben wir in rasender Eile alles zum Aufbruch fertig gemacht und sind abmarschiert, nordwärts, auf der Tibatistraße. Die ersten Tage wars stets das gleiche: eine Hochfläche in 1000 m Höhe, in die in gewundenem Lauf die Bäche tiefe Täler eingeschnitten hatten. Die Savanne wurde immer baumloser, auf den Rücken wuchs fast nur noch das helle, hohe Gras, die Wälder an den Gewässern wurden ärmlicher, manchmal bestanden sie nur aus wenigen Büschen, und oft reichte das Gras bis ans Wasser. Einförmig und großartig in dieser Einförmigkeit erschien uns die Landschaft. Ein paarmal erblickten wir bekannte Bergkuppen oder -gruppen im Süden und im Westen, aber nirgends war ein Abfallen der Hochfläche zu bemerken, weithin nach Osten, Westen und Norden dehnte sie sich in immer gleicher Höhe aus. Sehr hübsche, gut gehaltene Dörfer lagen an der Straße, rings von einem Gürtel reifender Maisfelder ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

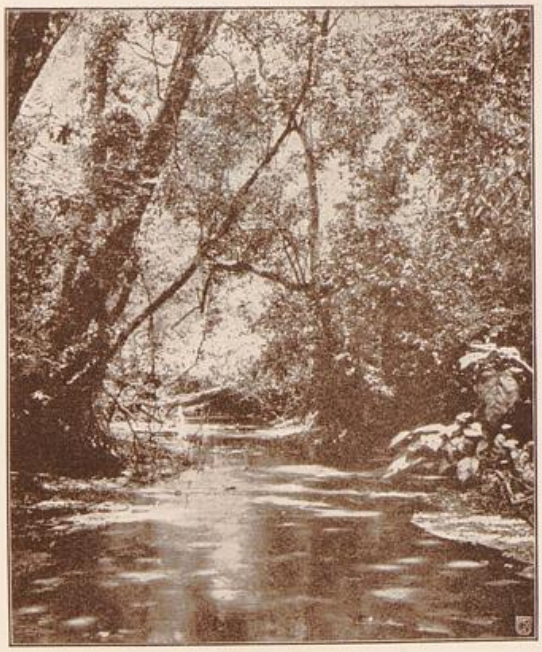


Im Galeriewald



Auf der Savanne

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Im Galeriewald

Auf der Savanne

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gefaßt, und überall wurden wir sehr freundlich und ehrenvoll aufgenommen, denn schon lange ist kein Weißer mehr hier gezogen. Für uns waren die Brücken erneuert, die Wege gereinigt, man reiste wie ein Fürst.

Gegen Ende des dritten Marschtages änderte sich plötzlich das Bild: die Bäume in der Savanne standen dichter, die Galeriewälder wurden breiter, ein kleines Gehölz zog sich sogar bis auf den Bergrücken hinauf, und dann, mit einem Male ein überraschender, ganz unerwarteter Blick: eine tiefe, ebene Bucht lag zu unsern Füßen, die sich nach Osten weit zur Wute-Ebene öffnet; drüben, jenseits der Bucht wieder die Hochfläche mit steilem Anstieg, sich weit nach Osten hin bis dicht an den Djerem ausdehnend. Der große Nebenfluß des Djerem, Meke-Bangere, mit seinen starken Zuflüssen hat diese tiefe, mindestens 20 km breite Bucht in den Ostrand der Ndomme eingesenkt, in den Ostrand, dessen Verlauf uns bisher immer eine brennende Frage war. — Gestern sind wir durch den südlichen Teil der Senke gezogen, die, wie man beim Wandern merkt, ganz von kleinen Höhen durchsetzt ist; nur von oben her sah sie flach und eben aus.

Natürlich sind nach den schönen, trockenen Tagen, die wir in Joko warten mußten, schlimmere gekommen, es regnet wieder täglich, manchmal mehrmals; aber so arg wie in der Wute-Ebene und am Südrand des Gebirges ist es doch lange nicht; die Südwinde regnen dort ab, ehe sie hier über die Hochfläche fahren, nur die selteneren Nordwinde bringen Regen. Wir sind jedenfalls sehr froh, daß wir diesen Marsch noch unternommen haben. In Joko ärgerte man sich sicher halb tot, wenn man bei dem verhältnismäßig guten Wetter dort säße.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dogo, den 15. August 1912.

Wir können nicht widerstehen. Tibati so nahe, die einzige große Fullahstadt, die im Bereich unseres Reisegebiets liegt, und zudem ein Punkt, dessen geographische Breite bekannt ist; das Wetter, trotz des gestrigen Beginns des „Regenmonds", noch erträglich, Proviant für 3 Wochen in den Küchenlasten — wie können wir da umkehren?! Und wenn wir schließlich auch den Rückmarsch nach Joko im strömenden Guß machen müssen, — was schadet das?!

So haben wir gestern früh mit raschem Entschluß den Headman Mbo und drei Träger nach Joko zurückgeschickt, damit sie den Rest unserer köstlichsten Tauschwaren für den Lamido von Tibati und Tabak, Spiegel, Löffel, Kämme und anderen Kram für Haussah- und Baia-Volk holen. Wir sind im Einbaum über den Meke-Bangere, den Grenzfluß zwischen Joko- und Banjo-Bezirk gegangen und befinden uns jetzt im Machtbereich des Sultans von Tibati. Boten von seinem ersten Unterhäuptling, einem Wute-Mann, der am Fluß sitzt, sind schon vorausgegangen, um unser Nahen zu melden.

Wie wir gestern und vorgestern gemerkt haben, reicht der Islam genau so weit, wie die Herrschaft der Fullah. Alle die Wute-Leute, die hier an der Joko—Tibati-Straße nördlich des Grenzflusses wohnen, sind auf Geheiß des Lamido von Tibati äußerlich Muhammedaner. Man hört sie ihre Suren ableiern und abends mit Verneigungen ihre Allah-Anrufungen singen. „He make Allah like dem Haussah people."[1]) sagen grinsend unsere Boys, die als Grasländer den Haussah nie als voll ansehen und es entsetzlich albern finden, daß ein „proper bushman" deren Faxen nachmacht.

[1]) „Sie machen Allah wie die Haussah-Leute."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir wandern jetzt wieder auf Savannenrücken von 900 bis 1000 m Höhe, und wenn es in dieser Regenzeit über Mittag sonnig ist, so wird es furchtbar heiß. Das Schwatzen der schwarzen Burschen, die mit einem gehen, hört dann vollkommen auf, man vernimmt nur noch den harten Aufschlag der Pferdehufe auf dem festen Lateritweg, das Knirschen des Sattelzeugs und das leichte Schreiten der nackten Negerfüße; sonst kein Geräusch; selten nur fährt ein Luftzug durch das Gras, das immer niedriger wird, je weiter wir nach Norden kommen. Die Bäume sehen in solchen Stunden vollkommen tot aus, denn seit drei Wochen fängt überall auf der Savanne das Laub an, sich erst sehr dunkelgrün, dann allmählich braun zu färben, und plötzlich werden hier und da Blätter ganz trocken, fallen ab, Zweige, Äste, ganze Bäume stehen kahl da, jetzt, wo es täglich regnet! Aber gleich kommen junge, helle Triebe, manche Bäume haben schon frische Blätter, und so erneuert sich alles Laub der Savanne, nachdem das erste nur fünf Monate Bestand gehabt.

Haussah-Weib Holz tragend.

Wir begegnen fast von Stunde zu Stunde kleinen Haussah-Karawanen, einem Händler, der mit fünf oder sechs

Sklaven und einer Schar schwer bepackter, aber stets wohl geschmückter und immer strahlend vergnügter Weiber zieht, die einem noch lange ihr „reise gut nach Tibati" nachrufen. Ein besonders reicher Mann hat ein paar Esel bei sich, oder gar ein Pferd. Manchmal gehen nur zwei Leute zusammen, jeder sein Handelsbündel in dem langen, schmalen Haussahkorb und seine zusammengerollte Schlafmatte auf dem Kopf. Niemals wandert der Haussah allein.

Ganze Herden Rindvieh haben wir getroffen, die größte von 50 Stück. Und was für Vieh! Alles große, stattliche Buckelrinder, hellbraun, dunkelbraun oder weißgrau, teils mit den fast geraden, seitlich weit ausladenden Hörnern der Fullahrasse, teils mit den mächtig geschwungenen, die anderen an Größe noch übertreffenden Gehörnen der Bororo-Tiere. Das geht alles nach Joko und verschwindet dort im Haussahdorf, wo täglich ein Rind geschlachtet wird. Vor Morgengrauen ziehen aber auch Karawanen von dort weiter südwärts, nach Dengdeng vor allem, und auch nach Jaunde, wo Riesenpreise für Rinder bezahlt werden.

Tibati, den 20. August 1912.

Eine neue Welt. Durch weite, fast unbewohnte Savannen, vom Land der Tikar und Wute getrennt, beginnt hier die Welt der Fullah, wo der Abstand zwischen Herren und Knechten deutlicher fühlbar wird als irgend sonst bei schwarzen Völkern, wo eine alte Kultur Hand in Hand geht mit skrupellosem Vernichten und Ausrotten von Menschen, ja Völkern.

Sie müssen früher unmenschlich hier in diesen Gegenden gehaust haben, diese vornehmen Reitervölker, denen Ackerbau Sklavenarbeit war, von der man sich eben die Früchte durch Gewalt nahm, die ihre riesigen Herden auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den weiten Savannen gemächlich weideten, mit ihren Pferden jagten und tobten und ihnen, damit sie stark und mutig wurden, das Fleisch hingerichteter Sklaven zu fressen gaben. Oft wird uns das hier erzählt.

Jetzt ist alles nur noch ein Schatten des Vergangenen, und doch von einem unendlichen Reiz, der einen ganz gefangen nimmt. In einer meilenweiten Ebene liegt die auf den Trümmern der alten erbaute neue Stadt. Baumlose Sumpfwiesen mit hellgrünem, mäßig hohem Gras dehnen sich zwischen den trockneren Savannen, auf denen das spärliche, harte Gras durch weidendes Vieh zertreten und zerrupft ist und die Bäume krüppelig und zerzaust stehen. Einzelne wuchtige Bäume mit breiten Kronen oder dichte, massige Gruppen erheben sich hie und da dunkel über dem grünen Sumpfgras, in der Ferne ein schwarzer Waldstreifen, blaue, steile Bergketten im Nordwesten und Nordosten, und über dem ganzen Bild, das der Inbegriff von Weite und Ebene ist, der große Himmel, an dem mächtige, schwarze Gewitterwolken mit weißen Kämmen aufziehen, sich entladen, wieder abziehen.

So liegt die Stadt, mitten in der ungeheuren Fläche, ein Gewimmel von Gehöften zwischen schleichenden, gewundenen Gewässern, zwischen den grünen Kronen der jungen Bäume, an denen die Mattenzäune befestigt sind, und den breiten, hellen Blättern der Bananen. Ein tiefer Graben umgibt sie, große Bäume wachsen auf dem alten Wall, aber von der starken, roten Lehmmauer stehen nur noch die Reste des Torturms, alles andere ist zerfallen und verschwunden. Ausgedehnte Maisfelder breiten sich vor dem Graben aus, fortwährend ziehen die Weiber mit großen Körben hinaus und brechen die reifen Kolben.

Als wir uns auf der kahlen, jetzt wieder brennend roten Straße näherten, den starken Wind eines schwarz heraufziehenden Unwetters im Rücken, kamen uns zwei Abgesandte des Lamido entgegen, große, schwergliedrige Menschen in schwarzblauen, weiten Gewändern und hoher, Stoffmütze, die die Höhe der Erscheinung noch vergrößerte. Mit tiefen, stillschweigenden Verbeugungen wurden wir begrüßt, und im Flüsterton sagten sie unserem Dolmetsch, daß der Lamido lange auf uns gewartet habe, aber nun, angesichts des nahenden Unwetters, nach Haus gegangen sei, sie hätten schon Boten geschickt, um ihn zu benachrichtigen, aber wir möchten entschuldigen, wenn er nun eine Minute zu spät käme. Doch er war zur Stelle. Vor der Raststation am Stadttor hielt eine Schar Reiter, und ein großer Menschenhaufe umlagerte das ganze Gehöft. Wie auf der Bühne teilte er sich und wich zu beiden Seiten zurück.

Der Lamido kam uns zu Fuß entgegen: eine hohe, schmale Gestalt im wallenden, hellblauen Gewand, Kopf, Hals und den größten Teil des Gesichts dicht in den weißen Turban und Litam eingebunden, so daß man nur einen schmalen Streifen der dunkeln Haut mit den beiden samtartigen, schwarzen Augen sah. Er reichte uns die Hand, während das Volk ringsum sich tief verneigte und diese Begrüßung mit Lobgeschrei begleitete. Dann eine kurze, durch den Dolmetsch geführte Unterhaltung in der dunkeln Veranda des Rasthauses und schließlich unsere gnädige Erlaubnis, er dürfe jetzt nach Hause gehen. Ein Diener kniet nieder und nimmt ihn auf die Schultern, von da steigt er hinüber auf sein mit unendlichen Zieraten behängtes Pferd und feierlich langsam begibt sich der Zug zur Stadt zurück,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit Trommlern und Vorsängern, mit Fächern und riesigem, goldgelbem Sonnenschirm, mit lautem Lobgeschrei und hoch bäumenden Pferden.

Wir richteten uns rasch einigermaßen in dem sehr wackeligen, halb verfallenen Rasthaus ein. Richthofen hat recht, wenn er sagt, daß der nicht verdiene, auf Forschungsreisen zu gehen, der sich nicht in einer Stunde aus einem Stall ein gemütliches Wohnzimmer machen könne. Und wir warteten mit unserem hungrigen Trägervolk auf das Essen, denn es war inzwischen fast 6 Uhr geworden. Der Lamido hatte uns einen „Seriki" bezeichnet, an den wir uns in allen Chopangelegenheiten für Weiß und Schwarz wenden sollten. Der eigentliche Rasthausverwalter hatte uns sagen lassen, er sei sehr krank und könne nicht kommen. Endlich, es war fast dunkel, kam das ersehnte Futter — — 300 Portionen! Aber zum Glück alles ungekochtes, feinstes Maismehl, so daß es aufzuheben ist. Große Freude bei allem Volk. Das Mehl wird ausgeteilt, jeder bekommt seine Portion zugemessen, und selig ziehen sie ab.

Eine Stunde vergeht; da kommen tief geknickt Headman, Polizist und Dolmetsch. Sie waren beim Seriki gewesen und hatten um Kochtöpfe gebeten, wie sie überall die Träger von den Dorfleuten geliehen bekommen, denn die schweren, zerbrechlichen Tongeschirre kann eine Karawane nicht mitschleppen. Aber der Seriki hatte gesagt, das ginge ihn nichts an, er hätte für das Futter zu sorgen, Kochtöpfe zu liefern sei nicht seine Arbeit. Also schickten wir die Leute zum kranken Gadima des Rasthauses. Dort wurde ihnen von einem Weib gesagt, der Kranke habe vergessen, die Töpfe beim Topfversorger zu bestellen, sie möchten selbst hingehen. Aber der Topfversorger Kofi

weigerte sich, da er den Befehl nicht vom Gadima erhalten; er saß stumm da, als ob er unsere Leute nicht sehe und höre. Ganz verzweifelt kehrten sie zurück.

Das war uns etwas zu bunt. „Bringe den kranken Gadima her", wurde dem Polizisten befohlen; und nach wenigen Minuten brachten sie ihn angeschleppt auf dem Rücken eines Dieners. In kürzester Zeit war nun alles in Ordnung, denn wir erkundigten uns zuerst nach seiner Krankheit, versprachen ihm Medizin und baten dann um Töpfe für unsere Leute. Umgehend kamen sie, endlich herrschte Ruhe in den Trägerhäusern, wir konnten schlafen gehen.

Und dabei war all das Geschrei und Palaver umsonst! Denn schließlich hat unser ganzes Volk in der Nacht auch nicht ein Gramm Fufu mehr gekocht oder gegessen, weil — sie kein Gemüse dazu hatten, und ohne das könne man kein Fufu essen! Die ganze Geschichte ist so charakteristisch, so typisch für den Neger, wie ich sie mir nur denken kann.

Am anderen Vormittag machten wir dem Lamido einen Besuch. Der Weg führt schnurgerade durch die halbe Stadt; schöne, saubere Gehöfte mit sorgfältig geflochtenen Mattenzäunen begleiten die rote Straße, schmale Gassen zweigen ab, jedes Fleckchen Erde ist bebaut, und ganze Scharen von Menschen strömen dem Markt zu, der jeden Tag von früh bis abends auf dem großen Platz vor dem Gehöft des Lamido gehalten wird. Das bietet eine sehr angenehme Überraschung: nichts europäisch Nachgeäfftes, nichts übertrieben groß Angelegtes und dann Verwahrlostes, sondern alles in mäßigen Verhältnissen aber ungemein sorgfältig gebaut und tadellos gehalten. Der schön geflochtene Mattenzaun ist mindestens 4 m hoch, das Torhaus aus rotem

Lehm ist mit dem feinsten, weichsten Gras gedeckt, das zu diesem Zweck nur für den Lamido gesät wird und nicht grau wie anderes Gras, sondern goldgelb eintrocknet. Innen sind die Wände mit Lehmornamenten verziert, der Boden ist mit weißem Sand bestreut.

Dann folgt der Wachhof, in dem die Leibwache sich aufhält, eingefaßt von der Rückseite des Torhauses, zwei niedrigeren Seitenhäusern und einem zweiten hohen Torhaus, das den Eingang zur Weiberstadt bildet. Wohl 100 Weiberhäuser stehen hier dicht beisammen, jedes dem anderen gleich an Aussehen und Einrichtung; umgeben von einer Lehmmauer, liegt in der Mitte des Weiberhofes der innere Hof des Lamido; er erwartet uns im verandaartigen Vorbau.

Diesmal ist sein Gesicht frei: weiche, sanfte Züge, ein etwas träumerischer Ausdruck, passen gut zu der leisen, wohlklingenden Stimme, die wir am Tag vorher durch die Umhüllung gehört. Feierliche Begrüßungsansprachen werden durch die am Boden kauernden Dolmetscher übersetzt, während wir dem Lamido gegenüber auf einer Raphiabank Platz nehmen. Dann folgt die Überreichung unseres Geschenks, einer wirklich nett aussehenden und gut gehenden Musikweckuhr, die ungeheuren Eindruck macht. Die ganze übrige Zeit unseres etwa einstündigen Besuchs vergeht mit Aufziehen, Zeigen und Erklären des Musikwerks, und seitdem kommt alle paar Stunden ein Bote des Lamido mit der Uhr zu uns, wir möchten sie wieder singen machen.

Auf dem Heimweg sind wir dann noch über den Markt spaziert, wo wirklich alles zu haben ist, was der Schwarze nötig hat; auch wir kaufen dort ein, um unsere Küchen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vorräte nicht zu schnell zu verbrauchen und länger hier bleiben zu können. So haben wir heute ein ganz afrikanisches Essen eingenommen: Rindfleisch, in Rindertalg gebraten, und eine Art Erdwurzeln mit ähnlichem Geschmack wie Kartoffeln, hinterher Bananen. Honig ersetzt uns schon seit langer Zeit den Zucker, aus Maismehl oder Hirsemehl backen wir Brot, Milch kann man vom Lamido bekommen, und eben haben wir Butter von den Bororo-Hirten gekauft. Zitronen machen auch dünnen Tee schmackhaft, Gurkenblätter geben vorzügliches, spinatartiges Gemüse; aus Maismehl werden Eierkuchen, Puddings, Croquettes bereitet, Hühner und Eier kann man täglich kaufen. Und alles ist sehr billig; wir haben für zwei Pfund Butter, 20 Bananen und einen Haufen Erdknollen, der für vier Mahlzeiten reicht, zusammen eine Mark bezahlt.

Der Handel mit den Haussah, die hier nicht in getrenntem Dorf sondern mit den Fullah vermischt wohnen, hat auch schon in der üblichen Weise, nämlich mit kopfüber Hinauswerfen begonnen. Jedesmal glauben sie, einen ganz Dummen vor sich zu haben, und fordern für eine Sache, die man für fünf Mark kaufen kann, dreißig. Dann fliegt ihnen ihr Ding an den Kopf, und sie fliegen hinaus, mit der Weisung, sich drei Tage nicht blicken zu lassen. Daran erkennen sie, daß sie keinen „greenboy" vor sich haben und dienern um so mehr. — Heute früh war einer von der königlichen Leibwache bei uns, ein Schmutzfink ersten Ranges, und pries uns eine Stunde lang als größte, edelste, höchste aller Weißen, die Allah mit dem Segen des Himmels überschütten solle, vor denen er auf dem Boden lag und sein Haupt mit Erde bestreute. Und das alles für einen Blechlöffel! Allahs Segen ist hier billig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Leider sind wir zu ungünstiger Zeit hier. Es ist jetzt der heilige Monat des Islam, in dem weder Gesang noch Tanzspiel gemacht wird. Ja, die Fastengesetze sind so streng, daß keiner etwas essen oder auch nur einen Schluck Wasser trinken darf, solange die Sonne am Himmel steht. Und morgens um 5 Uhr fangen die Gebete an, die der Lamido und alle Gläubigen streng innehalten.

Tibati, den 28. August 1912.

Fullah in Tibati? Fullah-Affen sind es! Alles was an echtem Fullahblut je nach Tibati gekommen, ist vermischt, ist untergegangen im ungeheuren Strom des Negerblutes. Die fremde Herrscherrasse mit der hellen Haut, die von Norden kam, die alle Neger zu Paaren trieb und knechtete, sie ist aufgesogen von diesen ihren Knechten. Als äußeren Schein trägt das Negervolk die Fullahtracht, um sich für Fullah auszugeben, als äußeren Firnis, ohne jede innerliche Verbindung mit dem Volkstum, tragen sie den Islam. Und sogar das letzte Merkmal, das ein Volk beizubehalten pflegt, die Sprache, haben sie fast verloren; sie gilt noch beim Hofzeremoniell, aber die wenigsten verstehen sie.

Nur durch einen reinen Zufall sind wir hinter den bisherigen Irrtum gekommen. Wir wollten eine Phonogrammaufnahme von Fullahsprache machen und ließen, ohne weiteren Zusatz, den Lamido bitten, durch einen Sprecher etwas in den Apparat sagen zu lassen. Hinterher, als wir auf die Schachtel der Walze die nötigen Vermerke anbringen wollen, sagen wir zufällig, halb fragend zu unserem Wute-Dolmetsch: „Also Fullahsprache, gesprochen von dem ....“ „Nein, Mbumsprache“, sagt der biedere Kischim. Dann

haben wir zwei Tage lang ununterbrochen gefragt und gebohrt, bis wir Klarheit hatten.

Die Besitzer dieses Landes, das „Drum" oder „Tiba" hieß, sind in früheren Zeiten reine Wute gewesen, deren Sprache sich in nichts von denen der Joko- und Linde-Leute unterscheidet. Noch jetzt bilden sie einen beträchtlichen Teil der Bewohner und scheinen besonders angesehen zu sein: die beiden höchsten Ämter, die der Lamido zu vergeben hat, das des Bürgermeisters der Hauptstadt und das des Hauptmanns der Leibwache, der zugleich alle Verhandlungen mit dem Europäer führt, liegen in Händen von Wute-Leuten, die untereinander Wute sprechen, deren Kinder als erstes Wute-Sprache lernen. So sehr sie sich äußerlich auch als Fullah aufspielen mögen, schließlich geben sie doch zu: „in unserem Hause sind wir Wute".

In diese reine Wute-Bevölkerung sind vor fünf Herrschergenerationen, die vielleicht weniger langlebig sind als gewöhnliche Sterbliche, Fullah eingebrochen, deren Ausgangsort Samba war, in der Nähe von Yola. Bis zur Begründung der deutschen Residentur Adamaua hat die Landschaft Samba immer noch dem Sultan von Tibati gehört. Die eindringenden Fullah machten sich ohne Kampf zu Herren der Wute; sie brachten Pferde und Rindvieh mit, bauten die Stadt, deren Namen sie in „Tibati" änderten, legten Wall und Graben an.

Aus irgendeinem nicht ganz erklärlichen Grunde hatten sie starken Zuzug von dem großen Negerstamm der Mbum, der östlich von Ngaumdere saß und zum Teil dem Ngaumdere-Lamido weglief, um sich Tibati anzuschließen. Ein besonders mächtiger Herrscher soll dann seinen beiden Nachbarn Banjo und Ngaumdere die Grenze diktiert haben, als

er sich ihnen überlegen fühlte, den Mbam gegen Banjo, das Gebirge gegen Ngaumdere, wodurch auf der Ngaumdere-Seite wieder noch mehr Mbum-Leute an Tibati kamen. Und in einem späteren Krieg gegen Ngaumdere haben die Tibati noch viele Mbum gefangen und mitgebracht. So ist allmählich der Prozentsatz dieses Volkes immer größer geworden und ihre Sprache zur absoluten Herrschaft gelangt. Jeder spricht und versteht Mbum, der eine außerdem Wute, der andere Fullah, der dritte alle beide Sprachen, aber die Verkehrssprache, die Sprache des Marktes ist Mbum.

Ohne Zweifel ist im Laufe der Jahre eine sehr starke Vermischung der drei Völker vor sich gegangen, wenn die Leute das auch nicht recht wahr haben wollen. Aber reine Fullah sind hier kaum mehr ansässig. Ein entfernter Verwandter des Häuptlings aus Yola, der zeitweise hier lebt, ist einer der wenigen echten Fullah in Tibati. Der Unterschied zwischen dem edlen, schmalen Kopf dieses Alim Garga, seiner scharfen, gebogenen Adlernase, den tiefliegenden Augen, dem streng gezeichneten Munde und den breiten Schädeln der anderen, die sich Fullah nennen trotz ihrer starken Backenknochen, den fleischigen Nasen, den Wulstlippen, ist so in die Augen fallend, daß jeder Zweifel schwindet. Auch Bororo-Leute, die ewig wandernden Nomaden und Viehzüchter, haben wir hier getroffen; sie sind keine Neger, sondern Hamiten wie die Fullah, und ihre helle, rötliche Hautfarbe, die langen, nur wenig gekrausten Haare, die schmalen Nasen, sprechen so deutlich für das Negertum der Leute von Tibati, daß man nie und nimmermehr an eine Reinhaltung des hiesigen Fullahstammes glaubt. Sicherlich ist das Mbum-Element das weitaus überwiegende, und wenn man sie ansieht, die sich selber „propro mbum“

nennen, diese ungewöhnlich großen, starken Männer, die größten, die wir in Kamerun gesehen haben, wahre Riesen zum Teil, dann glaubt man gern, daß sie es gewesen sind, die alle die siegreichen Kriege geführt haben.

Bei den Tikar und Wute stehen die Mbum im Rufe gewaltiger Kriegstüchtigkeit; ich erinnere mich jetzt aber auch, daß in allen ihren Erzählungen immer nur von Tibati-Kriegen, nie von Fullah-Kriegen gesprochen ist. Es erscheint mir unzweifelhaft, daß nur durch das Vordringen der deutschen Herrschaft einer allmählichen, aber sicheren Fullahnisierung des Kameruner Graslandnegers Einhalt geboten ist, denn der berittene, gewalttätige Fullah ist eben das Ideal eines jeden Negers. Vor unseren Augen sehen wir ja noch die halbe Fullahnisierung von Bamum vor sich gehen, und ich bin sicher, daß nur praktischer Wirklichkeitssinn Njoja davon abhält, sich für einen Fullah auszugeben.

So erfreulich diese Ergebnisse unserer Arbeit sind, und so rasch wir dazu gekommen, eben so gering ist der Erfolg unserer Sammlungsbemühungen. Die Leute halten uns zum Narren, der edle Lamido an der Spitze; sie bringen ihre zerbrochenen Sachen, die sie sonst wegwerfen, und verlangen Unsummen dafür oder versprechen uns irgendeinen erstrebten Gegenstand und lassen uns dann vier, fünf, sechs Tage warten! Manchmal hilft Grobheit oder die Drohung, morgen abzureisen. So haben wir eben durch dieses Mittel eine in jedem Teil echte, alte Reitausrüstung bekommen: den rindledernen Bocksattel mit dem geflochtenen Ledergurt und den in verlorener Form gegossenen Bronzesteigbügeln und Kniebuckeln, den ledernen, breiten Brustgurt mit Bronzenägeln, das lederne Halsgehänge, die scharfe, eiserne Kandare und die Zügel, aus feinen, schwar-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zen Lederstreifen kunstvoll geflochten, die reich gesteppte Schabracke aus weißem, baumwollwattiertem Haussah-Stoff. Zwei Stück Velvet hat es gekostet, aber es ist auch wirklich sehr schön.

Aber nach einem anderen Stück streben wir vergebens: Da trägt ein Gefolgsmann des Lamido ein Eisenhemd und eine eiserne Netzhaube, die so schwer sind, daß es mir Mühe macht, sie aufzuheben, beide aus so feinen Eisenmaschen gewirkt, daß sie sich Körper, Hals und Kopf vollkommen anschmiegen. In Innerafrika sollen die Fullah noch mehr solcher Eisenreiter-Rüstungen haben, aber ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß wir da nichts anderes als Eisenhemd und -haube von erschlagenen Kreuzrittern oder von Sarazenen vor uns haben, die mit dem Islam den Weg durch Afrika gemacht haben und hier als große Ehrenstücke gehalten werden. Die Art des Maschengewebes bei dem kurzärmeligen Hemd, die Form der Haube, die über den Nacken herunterreicht und senkrecht zu beiden Seiten des Gesichts auf die Schlüsselbeine herunterhängt, sind vollkommen dieselben, wie sie im Berliner Zeughaus und im Schweizer Landesmuseum zu sehen sind, und noch in mancher anderen Waffenkammer stehen mögen. Solange mir nicht der Ort nachgewiesen wird, an dem die Fullah heute noch Eisenhemden anfertigen, glaube ich nie und nimmer, daß man hier wie dort selbständig auf genau die gleiche Technik gekommen wäre.

Wir denken an den Rückmarsch. Einmal muß geschieden sein. Schweren Herzens reißen wir uns los, denn es bliebe noch viel zu tun, aber wir müssen fort, sonst regnen wir hier so völlig ein, daß kein Durchkommen mehr ist. Es warten unser in Joko vielerlei Arbeiten, die getan sein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

müssen, Ergänzungen der ethnographischen Erkundungen, Ordnen und Katalogisieren von Sammlungen, zu denen jetzt die Zeit schon recht knapp wird. Zuguterletzt müssen wir auch nach Joko zurück, weil einfach alle unsere notwendigen Lebens- und Wirtschaftsvorräte aufgebraucht sind oder sich dem Ende zuneigen. Mehl, Zucker, Obst und Gemüse haben wir schon lange nicht mehr, und alles, was wir in den letzten acht Tagen gegessen haben, stammt hier aus Tibati. Aber nun sind auch Tee, Kaffee, Kakao fast verbraucht, Seife ist alle, Salz müssen wir schon bei den Haussah kaufen, das Pfund für zwei Mark, und das Petroleum wird auch nicht mehr lange reichen. Es hilft also nichts, wir müssen fort. Am 1. September sagen wir unserem wackligen, aber so gemütlichen Häuschen Lebewohl und gehen in fünf starken Märschen zurück. Es wird wohl eine feuchte Reise werden, Regen von oben, Morast von unten, aber das feste, trockene Haus in Joko winkt.

Joko, den 12. September 1912.

Das war Afrika! In dunkler, regenverhangener Nacht wache ich plötzlich aus tiefem, friedlichem Schlaf auf durch irgend etwas Entsetzliches, das mit meinem Kopf geschieht. Ich merke, daß ich laut schreie, und hinter dem Ohr fühle ich ein furchtbares Gewicht, einen rasenden Schmerz. Ich fasse hin; da ist ein schweres Ding, ein Ding von Eisen, es geht nicht fort, es steckt drin in meinem Kopf! „Franz, mein Kopf, Franz, mein Kopf", er springt aus dem Bett, „etwas von Eisen steckt in meinem Kopf!" Ich höre ihn aufbrüllen, nach Hilfe schreien und flehe nur immer: „Zieh es heraus, zieh es heraus!" Er reißt das Moskitonetz hoch, faßt zu, ein Ruck, bei dem ich glaube, die ganze

Kopfhaut wird abgerissen, noch einer — Gott sei Dank, es ist heraus. Ein Speer, ein blanker, scharfer Speer, die Spitze ohne jede Schneide, geformt wie ein langer, dicker Nagel, mit winzigen, scharfen Widerhaken! Ein Speer, der saß in meinem Kopf! Und ich lebe noch, ich lebe noch! Mein Herz schlägt, ich atme, ich denke ganz klar, der Schmerz ist fast fort! Ja ich lebe, ich habe es nicht verloren, mein liebes, wundervolles, glückliches Leben!

Und dann ist unser ganzes Volk da, Licht flammt auf, die Sturmlampe flackert, und während Franz die Wunde untersucht, Haare abschneidet, desinfiziert und das Blut abwäscht, wobei er feststellt, daß der Speer am Felsenbein abgeprallt und wohl zehn Zentimeter tief zwischen Knochen und Haut eingedrungen ist, stürzen unsere Schwarzen in die vier elenden, von den Dorfleuten bewohnten Hütten, um alles Volk gefangen zu nehmen. Denn sie alle und wir wissen genau, wer diesen Speer geworfen hat: der Headman des jammervollen, kleinen Dorfes Djidda. Und wir wissen auch warum. Auf dem Hinmarsch nach Tibati hatten wir drei Ersatzträger gebraucht, jedes Dorf hatte uns bereitwillig die Leute gegeben, die dann nach einem Tage gewechselt wurden. Und auch der Häuptling von Djidda hatte sofort zugestimmt, als wir ihn bei der Ankunft um drei Träger baten, nicht etwa sie forderten! Am Abmarschmorgen jedoch weigerte er sich, Leute zu stellen; wir hatten ja keinen Soldaten mehr bei uns, weil wir den aus Joko nicht mit in den Banjobezirk nehmen konnten. Der Aufbruch vor dem sehr langen Tagemarsch wurde über eine Stunde verzögert, der Häuptling wurde immer unverschämter und lachte schließlich Franz in Gegenwart unserer Boys und Träger laut und höhnisch ins Gesicht. Da hatte er eine

Ohrfeige, und noch nicht drei Minuten, da waren Träger zur Stelle. Dies war die Rache, an die keiner von uns gedacht. Äußerte er doch unseren nachkommenden Leuten gegenüber, er hätte sich bei der Trägergeschichte schlecht gegen den Massa benommen, der ihn so gut bezahlt und reichlich beschenkt habe. Das war wohl nur gesagt, um jeden Verdacht bei uns einzuschläfern, und die 14 Tage hat der alte, affenhafte Kerl über seiner Rache gebrütet und seinen Speer geputzt und geschärft. — Natürlich war er für Franz bestimmt, der Täter hat sich nur in seinem Opfer geirrt.

Und daß der Speer nicht so traf, wie er sollte, verdanken wir einer solchen Verkettung von einzelnen, kleinen Umständen, daß es wie ein Wunder erscheint: es hingen schwere Regenwolken am Himmel, die den Mond nicht durchkommen ließen; eine brennende Laterne im Zelt fehlte; die Tische, Stühle und Koffer standen so auf der Zeltveranda, daß sie jeden hinderten, näher als zwei Meter an die Betten heranzukommen; dazu das straffgespannte, dichte Moskitonetz, das den Speerwerfer hinderte, deutlich die Lage des Schläfers zu erkennen und durch sein noch so geringes Federn den Speer eine winzige Kleinigkeit abgelenkt haben mag; ich lag auf der Seite, so daß das feste Felsenbein und nicht die weniger starke Hirnschale getroffen wurde; ein Stuhl stand am Kopfende des Bettes, auf dessen Lehne der Schaft auflag, so konnte er nicht herunterbrechen und die Kopfhaut abreißen. Hätte ein einziges dieser Momente gefehlt, so wäre einem von uns der Tod sicher gewesen.

Und nun? Wir gehen durch die gräßlichsten Gefahren und tragen nicht viel mehr davon als eine Schramme. Ist es nicht wie ein Wunder?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Natürlich wußte der Djidda-Häuptling von nichts, hatte nie einen solchen Speer auch nur gesehen, trotzdem es der typische Tibati-Speer ist, den die Leute zum Fischstechen benutzen. Aber in den Augen der Neger ist der absolute Beweis seiner Schuld, daß zehn Minuten nach der Tat aus dem Häuptlingshause sämtliche Weiber ausgerissen waren, während sie in allen anderen Dorfhütten mit den Männern gefunden und festgenommen wurden. Unsere Träger bildeten sofort eine Wache, bemächtigten sich der gefundenen Speere, die Head-Leute nahmen die Gewehre, und so wurde eine lebende Mauer um das Zelt gebildet, um etwaigen weiteren Angreifern zu begegnen.

Doch es blieb alles ruhig. Franz legte mir einen Verband um den Kopf, der Koch schlachtete mitten in der Nacht ein Huhn und bereitete mir Bouillon, und ganz allmählich dämmerte der Morgen. Bei Morgengrauen rannten zwei Eilboten los, der eine nach Tibati mit einem Brief an die Station Banjo, den der Lamido durch einen Reiter weiterbefördern ließ, der andere nach Joko mit der Bitte um Soldaten und um Lebensmittel, denn wir hatten ja fast nichts mehr zu essen. Der erste Tag verging etwas mühselig, Kopf und Nacken waren mir geschwollen und steif, doch war es rührend und nett, wie jeder einzelne der Boys und der Träger zu mir kam, mir die Hand gab und in längerer Rede auseinandersetzte, wie sehr leid dies „bad palaver" ihm sei. Am Abend wollte Franz gerade eine neue Wache organisieren, da flammte schon das Wachtfeuer auf, das die Leute aus eigenem Antrieb entzündet hatten, die Head-Leute traten an und baten um Speere und Gewehre; sie hatten sich selber alles eingeteilt, und zwei Mann patrouillierten die ganze Nacht um das Zelt und riefen sich,

wie sie es in Joko gehört hatten, alle Viertelstunde ihr „Posten!" — „Hier" zu, das allerdings mehr wie „Prosit" — „He" klang.

Mitten in der wenig mit Schlaf gesegneten Nacht ertönten plötzlich Rufe, Pferdestampfen. Der Seriki Dukari[1]) kam mit vier anderen Tibati-Großen auf schweißbedeckten Pferden mit dreißig Mann Fußvolk, um uns zu schützen und die Dorfleute zu fangen. Hätte Franz sie nicht zurückgehalten, sie hätten den alten Djidda sofort totgeschlagen. Es gab bis gegen Morgen ein Fragen, Verhandeln, Verhören in unserem Zelt, und die Dorfleute wurden schließlich dem Seriki übergeben, damit er sie der Station Banjo ausliefere. Gegen Mittag wieder fernes Geschrei, Trommeln und Glocken: der Lamido kam mit vierzig Berittenen und etwa hundert Mann Fußvolk, und nun begann um uns ein buntes, lebendiges Treiben. Da entstanden im Nu zahllose neue, kleine Grashütten; um das Haus, in dem der Lamido wohnen wollte, wurde der übliche Grasmattenzaun aufgerichtet und die große, eiserne Doppelglocke, das alte Zeichen der Kriegsfahrt, daran gehängt. Leute brachten Körbe über Körbe mit reifem Mais und Hühnern von den Djidda-Farmen; die Weiber des Lamido und der Großleute kamen aus der Stadt mit schwerbepackten Kiepen, in denen sie Kochtöpfe, Milch, Butter, Maismehl anschleppten, und bald sah die Sache wie ein fröhliches Biwak aus.

Dem Lamido selber war freilich nicht sehr lustig zumute, er war in der größten Sorge, daß die Station Banjo ihn verantwortlich für das Attentat machen würde, und er bat noch einmal um eine schriftliche Bestätigung, daß ihn

[1]) „Hauptmann der Leibwache."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

keinerlei Schuld treffe. Natürlich wollte jeder einzelne die Geschichte für sich erzählt bekommen, jeder mich sprechen und mir guten Tag sagen, jeder den Speer, an dem noch Haare und Hautfetzen hingen, in die Hand nehmen, jeder das Loch im Moskitonetz und am liebsten auch die Wunde sehen. Und alles kam so aus wirklicher Besorgnis, aus ehrlichem Bedauern, daß man es unmöglich abweisen konnte. Aus der Ferne sahen wir dann die große Gerichtsverhandlung, die der Lamido unter einem breitschattigen Baum hielt. Auch er kam zu dem Schluß, daß nur der Djidda-Häuptling der Täter gewesen sein könne, auch ihm waren die entflohenen Weiber, die er inzwischen durch seine Leute auf den Farmen hatte fangen lassen, der stärkste Beweis.

Am andern Morgen in der Frühe zog er mit seinem ganzen Troß wieder ab, nahm die Gefangenen mit und ließ uns nur den Seriki Dukari mit zehn Leuten da, um für uns zu sorgen. Die größte Schwierigkeit war die Verpflegung für uns wie für unsere Leute, denn das Tibati-Volk hatte alle Hühner und Eier aufgefressen, die Maisfarmen stark geplündert, und das Gefolge des Seriki plünderte lustig weiter. Aus fern liegenden Dörfern mußte geholt werden, und wir waren froh, als der Lamido für uns selber Fleisch, Maismehl und Eier aus der Stadt schickte, denn wir hatten einfach nichts mehr zu essen.

Am Nachmittag desselben Tages, an dem morgens der Lamido abgezogen war, ertönte plötzlich von Süden her Blasen und Trommeln, und zwischen den lichten Savannenbäumen entwickelte sich ein langer Zug: drei Häuptlinge aus dem Joko-Bezirk kamen mit hundert Mann, jeder mit sechs Speeren und mit Bogen, Messer und Schwert bis an die Zähne bewaffnet, um uns in dem vermeintlichen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Krieg gegen den Lamido oder gegen die Fullah oder Gott weiß gegen wen sonst zu helfen: „Bis der Stationsleiter kommt, bist du ja lange tot; da ist es besser, wir kommen und helfen dir oder sehen wenigstens den Platz, an dem du gestorben bist." Natürlich spielten auch Raub- und Plündergelüste mit, die wir nur immer dämpfen mußten.

Am fünften Tag war ich so weit wieder wohl, daß wir abmarschieren konnten. Aus dem Langstuhl wurde ein Tragstuhl gemacht, den vier Leute auf die Schultern nahmen, und so kam ich wundervoll ohne jede Beschwerde nach Joko. — Und nun sind wir seit zwei Tagen wieder in unserm schönen, hellen Haus, sind aufgenommen wie der verlorene Sohn, und wenn ich mich draußen blicken lasse, muß ich glückwünschende, schwarze Hände schütteln. In der Nacht ist der Verband von selbst abgerutscht von der fast verheilten schmalen Einschußwunde. Über dem langen Schußkanal ist es ja noch etwas geschwollen, aber es schmerzt gar nicht mehr, und ich bin wieder so wohl und frisch, daß ich mir schon überlege, wann ich das erste Mal wieder den Tropenhelm aufsetzen und ausreiten kann.

Wir sind gerade vor Toresschluß „nach Hause" gekommen. Der „große Regenmond" hat gestern begonnen, und er macht seinem Namen Ehre, gestern durch die Stärke und Gewalt, heute durch die Dauer des prasselnden Regens. Wir richten uns unsere Zimmer wieder gemütlich ein, wir haben jetzt Korbmöbel drin, die von Stationsarbeitern geflochten sind; allerlei bunte Ethnographika und einige meiner Studien und Skizzen machen den sonst etwas kahlen Raum behaglich. Bis Mitte Oktober müssen wir hier sitzen, eher kommen wir nicht durch, und es ist auch nett und wohl zum Aushalten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Joko, den 23. September 1912.

Immer mehr kommt man zu der Überzeugung, daß neben der Eisenbahnfrage die Arztfrage die brennendste in Kamerun ist. Wir haben berechnet, daß auf annähernd zehn Stationen der Regierung kein Arzt ist. An der Küste, ja da sitzen sie eng nebeneinander, in manchem Ort, wo Regierungsarzt, Militärarzt und Bahnarzt zusammen sind, drei auf demselben Platz, der in hygienischen Einrichtungen, an guten Gesundheitsverhältnissen besser dran ist, als alle anderen. Freilich wohnen dort auch viele Europäer. Da, wo das Land noch unter der Militär-Herrschaft steht, wo also Kriegszustand angenommen wird, da sind Ärzte. Jede Kompagnie der Schutztruppe hat ihren Arzt, der ja für die seltenen Gefechte auch nötig ist und in den langen Friedenszeiten die wenigen weißen Ansiedler und die Kaufleute behandelt, die Schwarzen impft, kuriert und operiert. Wo die Schutztruppenherschaft den Segnungen der friedlichen Zivilverwaltung weicht, da verschwindet auch der Arzt, in den befriedeten Landschaften können Beamte, Ansiedler und Kaufleute sterben und verderben. Man denke nur, der riesige Jaunde-Bezirk, der mit seinen Unterbezirken Joko, Dengdeng, Akonolinga so groß sein mag wie Bayern, hat im Augenblick, nachdem die Schutztruppe nach Neu-Kamerun abgerückt ist, überhaupt keinen Arzt; Bare hat keinen, Johann-Albrechts-Höhe hat keinen, Jabassi hat keinen, Ossidinge hat keinen, Molundu hat keinen, kurz, wir haben etwa zehn herausgerechnet.

Viele der weißen Männer, denen wir hier im Innern begegnet sind, leben mit schwarzen Frauen zusammen. Und kann man es ihnen verdenken, wenn sie sagen: „Wir können eine weiße Frau nicht mit hier herausbringen

in Gebiete, in denen in Wochen kein Arzt zu erreichen ist, in denen wir, durch unseren Beruf gezwungen, zwei, drei, ja vier Jahre hintereinander bleiben müssen; wir selber, wir schlagen uns schon irgendwie durch; eine Frau diesen Gefahren auszusetzen, dazu ist uns die Verantwortung zu groß; wir möchten schon — aber ....." Und wenn mancher vielleicht auch nur so redet, ohne es wirklich zu denken — so lange sie diesen Grund anführen können, hat kein Mensch das Recht, ihnen auch nur den allergeringsten Vorwurf zu machen. Alle Vorwürfe, alle Verantwortung fallen zurück auf diejenigen, die ihnen den Arzt vorenthalten.

Wir haben ja zum Glück den Arzt nicht mehr nötig, meine Kopfwunde ist geheilt, nur bin ich immer, sobald irgend die Sonne scheint, noch ans Haus gefesselt, weil ich keinen Tropenhelm aufsetzen kann und überhaupt bei Hitze noch leicht schwindlig werde, auch die Anstrengung beim Malen hält der Kopf noch nicht aus. Aber sonst sind nicht die geringsten üblen Folgen der Verletzung zu spüren, und diese kleinen werden auch bald vergehen.

So leben wir augenblicklich sehr still in unseren vier Wänden, alle Gedanken sind rückwärts oder nach innen gewandt. Die Nachricht vom Tod unseres lieben Vaters in Heidelberg hat uns ganz zurückgeführt in die Heimat und in unsere eigene Erinnerung, und es ist wohltätig, daß keine dringende Arbeit, keine Anforderung von außen uns zwingt, die Gedanken davon abzulenken. Wir dürfen uns ganz der Stille hingeben, die ein solcher Verlust von uns fordert.

Es regnet sich ein, manchmal gießt es die ganze Nacht durch, manchmal ziehen erst nach Mitternacht die schweren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wolken mit Blitz und Donner auf, und dann dauert der Rieselregen noch bis gegen Mittag; an anderen Tagen kommt alle halbe Stunde ein ganz kurzer, toller Guß, und draußen über der Wute-Ebene sieht man dann die einzelnen Schauer wie dicke, graue Säulen zwischen Himmel und Erde stehen, manchmal fünf nebeneinander, durch kurze Zwischenräume getrennt. Oft ist es sehr kalt und neblig, Franz hat einen Schnupfen, und manchmal muß man nachts die Fenster schließen, weil die Nebel wie weißer Qualm ins Zimmer schwaden. Wird es aber trocken und hell, so ist eine Klarheit und Fernsicht, wie wir sie nie vorher gehabt haben. Die Wolken liegen dann in mächtigen Bänken über dem Horizont, und drunter her sieht man weit, weit. Berge jenseits des Djerem, die wir noch im Juni in klaren Stunden mit dem Fernglas suchten, haben wir jetzt oft mit bloßem Auge als scharfe Silhouette gegen den Osthimmel.

Wir sitzen in Schreibarbeit, augenblicklich haben wir die Bevölkerungslisten der Station, kopieren sie und amüsieren uns nebenbei darüber, wie ausgezeichnet die Häuptlinge verstehen „keep his people for bush".[1]) Der von Ngambe hat zum Beispiel von all den Dörfern, die wir in Nord-Tikar und am Westfluß der Ndomme gefunden haben, nicht einen einzigen Mann angegeben; der von Lomonji will überhaupt nur das eine einzige Dorf besitzen, hat aber Dörfer, Ölpalmhaine und Farmen an einer bisher ganz unbekannten direkten Straße nach Banjo. Hier, im unmittelbaren Umkreis der Station weiß niemand von den schönen Dörfern am Fuß des Baschuberges, der nur einen

[1]) „Die Leute im Busch zu verstecken."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

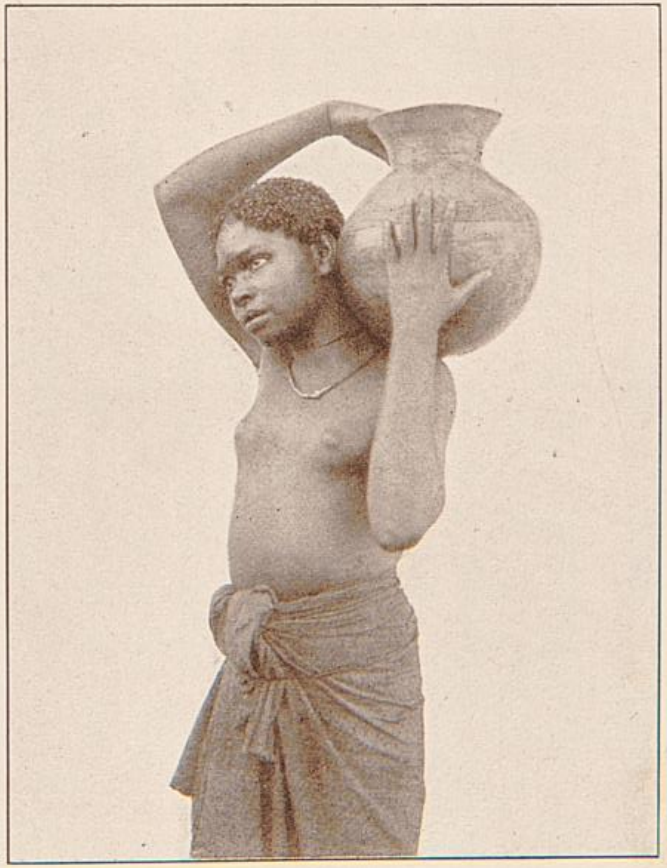
Tagemarsch entfernt ist. Und so können wir's überall nachweisen.

Aber bei solchen Arbeiten kommt man dann auch hinter andere, weniger lustige Tatsachen, wenn man sich mit den Schwarzen über ihre Bevölkerungsverhältnisse unterhält. Die Kriege mit Tibati und eine furchtbare Pocken-Epidemie, die vor mehreren Jahren hier herrschte, haben aus früher reichbevölkerten Gebieten dies doch immerhin menschenarme Land gemacht. Ein Beispiel aus vielen anderen will ich anführen: das kleine Dorf Mongong, in dem wir bei Waibels erster Erkrankung liegen blieben, hat, die beiden fünf Minuten voneinander entfernten Dörfer Alt- und Neu-Mongong zusammengerechnet, heute eine Bevölkerung von sechzehn Männern, zwanzig Weibern und acht Kindern. Dort hat aber früher ein selbständiger Häuptling mit viel Volk gesessen. Als die Feindseligkeiten zwischen dem Lamido von Tibati und dem bis dahin freiwillig unterwürfigen, tributzahlenden Ngambe begannen, wurde ein Waffenbündnis zwischen Ngambe und Mongong geschlossen, und Mongong kam mit einer Schar von 200 Schildträgern Ngambe zu Hilfe. Die an Zahl gleichen Bogenschützen und Gewehrschützen, die hinter dem speerbewaffneten Schildträgern kämpfen, werden dabei nicht einmal gezählt.

Der Kampf war für die Tikar so gefährlich und so mörderisch, weil sie mit ihren Speeren, Pfeilen und wenigen Buschgewehren ganz auf ihre Tapferkeit, Geschicklichkeit und wirklich gutes Treffen angewiesen waren. Die Tibati dagegen hatten Giftpfeile, wie sie die Haussah machen, und ein aus weiter Entfernung vom Rücken des Pferdes abgeschossener Pfeil brachte beim kleinsten Hautritz dem Verwundeten den sicheren Tod, da er kein Gegengift

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tikarmann mit Kind



Junges Tikarmädchen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Tikarmann mit Kind

Junges Tikarmädchen

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

wußte. Nach Beendigung des Tibatikrieges war nach Meinung unserer Leute, die damals etwa fünf Jahre alt gewesen sein mögen, die männliche Bevölkerung auf die Hälfte vermindert, doch wären ihrer immer noch viel mehr gewesen als jetzt.

Aber dann, als kaum der Schrecken des Krieges gewichen war, kam die viel schrecklichere Pocken-Epidemie, an der die Menschen dörferweise starben. Die Leute sagen, „in einem Dorf waren hundert Männer und Frauen und Kinder; hinterher waren noch drei Männer da". Nach mehrfach bestätigter Aussage sind hauptsächlich Frauen und Kinder gestorben, die Männer flohen in den Busch und lebten von der Jagd. Der verhältnismäßig geringe Prozentsatz von Weibern in Tikar bestätigt das. Und diese wenigen sind dann zum großen Teil noch im Harem der Häuptlinge! Trotzdem behaupten unsere Leute mit aller Bestimmtheit, daß seit der großen Impfung die Bevölkerung schon wieder um ein Weniges zugenommen hätte und weiter, wenn auch langsam, im Zunehmen begriffen sei. Es käme wohl vor, daß in einem Dorf in einem Jahr, das von Beginn der Regenzeit bis Beginn der Regenzeit rechnet, ebensoviel Menschen stürben, wie geboren würden; meist überwögen aber die Geburten um eine kleine Zahl, doch sei nie die Sterblichkeit höher als die Zahl der Geburten, wenn nicht irgendeine böse Krankheit ausbräche. Als die gefährlichste gilt jetzt die Dysenterie, die immer hier und da noch epidemisch auftritt.

Joko, den 4. Oktober 1912.

Heute hat hier der fünfte Akt eines afrikanischen Dramas begonnen, oder eigentlich das letzte Kapitel eines Kriminalromans. Der Held ist ein schwarzer Schreiber der Station

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Joko, Abanda; er stammt aus Tina bei Joko, ein früherer Stationsleiter hat ihn unterrichtet und herangebildet, und da er im Augenblick der einzige auf der Station war, der tatsächlich im ganzen Bezirk Bescheid wußte, als Einheimischer jeden Häuptling, jedes Dorf kannte, war er allmählich unentbehrlich geworden. Seit einem halben Jahre wanderte er im Lande, um die Bevölkerung zu zählen. Hier in Joko zog er als bescheidener Bursche aus. Zwei Tagemärsche von hier trafen wir ihn schon zu Pferde mit zwölf Gefolgsleuten und sechs Weibern, und in den letzten Wochen sind, tropfenweise zuerst, zuletzt wie ein Strom, die Beschwerden, Klagen, Hilferufe von allen Seiten gekommen. Wie ein Räuber hat er im Lande gehaust, die Erpressungen bei den Häuptlingen, bei den Haussah-Händlern, sind gar nicht mehr zu zählen.

Als der Stationsleiter die ersten Geschichten hörte, hat er ihm einen Polizisten nachgeschickt, um ihn zurückzurufen. Damals aber muß Abanda auf der Höhe seines Größenwahns gewesen sein, denn der Bote kam ohne ihn zurück und berichtete, er zöge mit zwanzig Trägern und zwölf Weibern, einem Trommler und drei Trompetern wie ein großer Häuptling im Lande umher und ließe dem Stationsleiter sagen, er müsse erst noch nach Wutschaba reisen und sich ein Pferd kaufen, dann würde er vielleicht kommen.

Sofort ging ein Soldat hinterher, der ihn und seinen ganzen Troß als Gefangene bringen sollte. Abanda bot ihm zwanzig Mark, wenn er ihn entwischen lasse; sich gegen den einzelnen, rotbemützten Mann aufzulehnen, kam ihm, der doch über mehr als zwanzig Getreue verfügte, nicht in den Sinn. Der Soldat nahm stillschweigend das Geld, aber ließ ihn nicht entwischen, das Goldstück lieferte

er pünktlich auf der Station ab. Auch das Versprechen, ihm das schönste junge Tina-Weib zu verschaffen, nützte nichts; vielleicht hat er es da ähnlich gemacht, wie bei dem Geld.

Als der Zug der Gefangenen zur Station hinauf marschierte, hat der Soldat den wirklich guten Witz erdacht, daß er das Kommen des Abanda wie das eines großen Häuptlings arrangierte: Trommler und Bläser mußten mit schmetternder Musik vorangehen, dann der Held Abanda mit zwei ihm beigegebenen, ebenso räuberischen Polizisten, darauf die Schar der Träger, die je eine volle Last an Stoffen, Salz und Kola schleppten, alles gestohlene, erpreßte Güter, und schließlich die Weiber, jede herrlich geschmückt und angetan mit Baumwoll- oder gar Velvetstoffen. Aber je zwei und zwei Teilnehmer dieses festlichen Zuges waren durch einen Strick zusammengefesselt, der sich von Hals zu Hals spannte; meist waren es Tina-Leute, die sich ihrem großen Landsmann auf seinem Raubzuge angeschlossen hatten. Der war vollkommen grün im Gesicht. Und eben ist er, den eisernen Gefangenenring um den Hals, durch die Kette mit irgendeinem anderen Verbrecher verbunden, mit der übrigen Gefangenenschar zur allabendlichen Arbeit des Wasserholens in die Schlucht hinabgegangen. Vielleicht, hoffentlich, trägt er die Kette sein Leben lang.

Gleich hinterher ist unser Freund, der Häuptling Dukan von Linde, ins Gefängnis gewandert. Sklavenhandel! Um den täte es mir leid. Er ist ein sympathischer Kerl. Gestern noch hat er strahlend bei Tee und Zigaretten bei uns gesessen, trotzdem er schon wußte, was für ein Palaver heute auf ihn wartete, und als er eben über den Hof ins Gefängnis ging, vielleicht damit auf immer von seiner Häuptlings-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

würde Abschied nehmend, tat er es mit ruhigem, unbewegtem Gesicht. — Und wer trat triumphierend, mit einem Ausdruck der teuflischsten Freude hinter ihm aus dem Amtszimmer, zusammen mit den anderen Zeugen? Der Häuptling Tina! Ich bin sicher, daß er dem Dukan schon seit Jahren nachgespürt hat, um ihn zu stürzen, daß er der Urheber der Anklage war. Jetzt hat er endlich die Rache seines Geschlechts geübt, den Untergang und Tod seines Vaters gesühnt.

Joko, den 21. Oktober 1912.

Ich melde mich gesund. Von der Verwundung ist nichts mehr zu spüren; ich kann den Tropenhelm aufsetzen, kann in die Sonne gehen, kann zeichnen und malen. Bald wollen wir wieder aufbrechen zu neuer Wanderarbeit, sobald das Wasser der Hauptregenzeit sich etwas verlaufen hat und die zurzeit täglichen, enormen Gewittergüsse abflauen. Es geht stark auf die Trockenzeit zu, die fabelhafte Klarheit der Fernsicht verschleiert sich mehr und mehr, die Luft ist ab und an schon ganz dunstig, und gestern sahen wir die Rauchsäulen der ersten Grasbrände.

Die Djidda-Angelegenheit verläuft im Sande. Die Station Banjo hat den von uns des Mordversuchs beschuldigten Häuptling samt seinen Dorfleuten auf freien Fuß gesetzt, da ihnen nichts nachzuweisen sei. Der Verdacht wird jetzt auf einen Ngaumdere-Mann geschoben, der ein Joko-Weib entführt hatte; die beiden wurden vom Lamido festgehalten, und der Lamido bat uns, das Weib unter Bedeckung seiner eigenen Leute nach Joko mit zurückzunehmen. Der Mann war entflohen. Er soll den Speer geworfen haben, entweder um sich an Franz, den er vielleicht für den Stationsleiter von Joko hielt, zu rächen, oder

um in der Verwirrung das Weib zu befreien. Von diesem vermeintlichen Täter fehlt jedoch jede Spur.

Wir können nicht recht an diese Auffassung glauben. Aber im Grunde kann es uns ja einerlei sein! Wir sind mit dem Leben davongekommen, und ob der Täter gehängt wird oder nicht, ändert nichts an diesem glücklichen Ausgang. — Ob es freilich nicht dem Ansehen der deutschen Herrschaft schaden wird, wenn eine solche Tat ungerächt bleibt, ist etwas anderes; ein Mordversuch auf einen Weißen wird vielleicht in Zukunft in dieser Gegend als verhältnismäßig ungefährliches Unterfangen gelten.

Wer es nun auch gewesen sein mag, der den Speer warf — von einem sind wir felsenfest überzeugt: niemals wäre das geschehen, wenn wir einen Soldaten bei uns gehabt hätten. Vor denen hat jeder Schwarze viel zu viel Angst. Franz hat nun noch einmal beim Gouvernement um einen dauernden Begleitsoldaten gebeten.

Da wir in den monatelangen Arbeiten das Vertrauen unserer Leute gewonnen haben, fange ich ganz langsam und vorsichtig an, nach ihren religiösen Vorstellungen zu fragen; sie erzählen ganz gern davon. Und da bin ich wirklich erstaunt, welch hochstehende ethische Begriffe das so ursprüngliche Naturvolk der Tikar hat. Sie glauben zwar an Naturgeister, und es besteht auch ein gewisser Ahnenkult, in der Art, daß man in Lebensgefahr den Geist des verstorbenen Vaters oder Häuptlings anruft. Aber alle diese treten in den Hintergrund gegenüber dem einen obersten Gott der Tikar, von dem sie annehmen, daß er im Wasser des Kim wohne, des größten Flusses in ihrem Land. Nachts geht er unsichtbar über die Felder und legt zu jedem Samenkorn, das der fleißige Ackerbauer ausgesät hat, neun Körner dazu.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der tiefe Sinn, daß der im Wasser lebende Gott den Inbegriff der Fruchtbarkeit bedeutet, ist aber den jungen Burschen, die mir davon erzählen, gar nicht klar; auch die Samenkörner des Gottes fassen sie nicht als Regentropfen auf, trotzdem ich nicht daran zweifle, daß dies die ursprüngliche Idee ist. Wenn man dem Gott etwas opfern will, so gießt man eine Schale Hirsebier aus und ruft ihn dabei an, andere Opfer fordert er nicht.

Jeden Nachmittag, wenn die Sonne sich neigt, geht der Gott unsichtbar in den Dörfern umher; er tritt in irgendein Haus, setzt sich auf den Lehmsitz neben der Tür und hört zu, was die Leute reden. Darum muß um diese Zeit jedes Haus sauber und in vollständiger Ordnung sein, es wird nicht mehr darin gefegt und geputzt. Hat jemand dem Gott eine Bitte vorzutragen, um gute Ernte, Reiseschutz, Genesung von Krankheit oder Kindersegen, so setzt er sich im Augenblick des Sonnenunterganges ans Feuer und sagt seine Anliegen laut — damit er nichts Böses bittet. Um diese Zeit hört der Gott. Hat man keinen besonderen Wunsch, so behelligt man ihn weiter nicht. Ich habe gefragt: „Und wenn der Gott Euch nun alles gibt, was Ihr braucht, dankt Ihr ihm dann auch?" „Wie ich ihm danke? Ich tue nichts Böses, so sieht er, daß ich ihn liebe."

Was wollen wir diesen Leuten eigentlich Besseres lehren? Sie haben doch eine so hochstehende Ethik, daß man nur Bewunderung davor empfinden kann! Und wenn sie nicht immer danach handeln — ja, wenn man die Vollkommenheit der christlichen Religion nach den Handlungen der christlichen Völker einschätzen wollte, zu welchem Urteil käme man da?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sehr gut gefällt mir auch die Anschauung der Tikar über Diebstahl. Sie ist vor allem dem Charakter des Negers angepaßt und rechnet mit den Wirklichkeiten des Lebens: Stehlen ist verboten, es ist nicht recht, wenn man stiehlt, man soll es nicht tun. Wenn man aber hungert, und der Nachbar hat zu essen, oder wenn man einen Gegenstand sieht, der einem so sehr gut gefällt, dann ist es schließlich wohl begreiflich, wenn man ihn nimmt, trotzdem man es eigentlich nicht soll. Lenkt sich aber der Verdacht auf den Täter, und der Häuptling, der zugleich oberster Richter ist, ruft ihn und fragt: „hast du das gestohlen?" so muß er es eingestehen. Tut er das sofort ganz offen, so trifft ihn keine Strafe; er muß nur das Gestohlene zurückgeben oder seinen Wert ersetzen. Leugnet er aber und wird dann doch überführt, so wird von allen Strafen die zweithärteste über ihn verhängt: der Häuptling verkauft ihn als Sklaven an den Haussah.

Seit der Deutschen Herrschaft ist diese strenge, aber in Negerköpfen ganz gerechte Strafe für den feigen, verlogenen Dieb ja nicht mehr möglich. Jetzt kommt er höchstens ein halbes Jahr ins Stationsgefängnis, wo er täglich dreimal zu essen kriegt, noch dazu besser, als er's gewöhnt ist. Es sieht ja nicht schön aus, wenn die Gefangenen, den Eisenring um den Hals, bei der Arbeit zu zweien eine lange, dünne Kette zwischen sich tragen. Aber wie will man sonst ihr Ausreißen hindern, sobald sie im Freien sind? Und sperrt man sie dauernd hinter Schloß und Riegel, so sterben sie ganz gewiß nach kurzer Zeit. Für den reichen Großmann, der zu Haus nicht arbeitet und jetzt auch von seinen Weibern getrennt ist, mag die Gefangenschaft ja eine Strafe sein, für den Armen ist der „governor-chop" etwas

ganz Erstrebenswertes. Im Vergleich geht es diesen Gefangenen besser als den Verbrechern in unseren Gefängnissen oder gar Zuchthäusern.

Natürlich gibt es auch mancherlei in den Anschauungen der Tikar, was uns nicht zusagen kann; so spielt z. B. das Gottesurteil eine große Rolle, besonders bei Mord, Verzauberung und Diebstahl. Im Wald wächst ein Baum; wenn man seine Rinde zerstampft, in Wasser verrührt und trinkt, so muß man entweder sofort erbrechen oder sterben. Der Unschuldige gibt den Trank wieder von sich, der Schuldige stirbt. Und dieses Urteil wird nicht nur auf Befehl des Häuptlings ausgeführt, sondern der Angeklagte, der sich schuldlos weiß, läuft selbst in den Wald, holt die Rinde, stößt sie und trinkt vor den Augen des Anklägers. Irgendeine beliebige andere Rinde kann er nicht nehmen, denn dann stellt sich kein Erbrechen ein, und der Richter weiß, daß der Angeklagte versucht hat zu betrügen. Einer der Boys behauptet, selber diesen Zauber getrunken zu haben, um sich von dem Verdacht eines Diebstahls zu reinigen, und er ist jeden Augenblick bereit, sich dem Gottesurteil wieder zu unterziehen, um zu beweisen, daß er nicht den Speer nach mir geworfen.

Vor kurzem ist hier vor die Station Joko ein Fall gekommen, in dem ein Tikar-Mann einen anderen beschuldigte, seine Frau durch Verzauberung getötet zu haben. Der Beschuldigte nahm freiwillig den Trank, um seine Unschuld zu beweisen, und starb sofort. Unsere Leute sind überzeugt, daß er doch schuldig war und nur versucht hatte, durch einen anderen Zauber das Gottesurteil zu seinen Gunsten zu zu lenken. Aber das Gottesurteil ist stärker, dagegen kommt nichts auf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tikarleute

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Tikarleute

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Joko, den 2. November 1912.

Wir haben zum Aufbruch gerüstet und gehen neuer Arbeit in der freien Natur entgegen. Wir wollen von Jakong aus quer über die weite nördliche Ndomme-Fläche nach Njua ziehen, um unsern großen Berg auch von Osten zu sehen, dann in Eilmärschen durch ganz Tikar nach Ditam, zum Teil auf Straßen, die Waibel früher aufgenommen hat, und schließlich zu dem „Ngutte"- oder „Jangbagebirge", den scharfen, hohen Gipfeln, die uns schon so lange gewinkt haben. Und dann über den Mbam, und über Bamum und Dschang zur Küste, zurück nach Haus. — Über ein Jahr sind wir fort von der Heimat, die Zeit, die uns zur Verfügung steht, neigt sich dem Ende zu.

Eine heiße Arbeitswoche liegt hinter uns. Bis die Hunderte von Ethnographika verpackt waren, die Schädel, Felle, Tiere, hat es manchen Schweißtropfen gekostet. Aber nun steht alles fix und fertig, so daß an der Küste nur Latten darum zu schlagen sind und nicht eine Last mehr umgepackt wird. Die riesigen Körbe aus gespaltenen Palmwedelstangen, von denen die meisten mehr als anderthalb Meter hoch sind, haben sich als vorzügliches Packmaterial bewährt. Da sitzen, in getrocknetem Gras fest eingebaut, die bauchigen Tontöpfe, die Trommeln, die Büffelschilde, die Musikinstrumente, so daß sich nichts rühren kann. Dabei sind Körbe und Gras federleicht; wir haben nur zwei Stücke, die das Gewicht einer Trägerlast überschreiten und von zwei Männern an einer Stange getragen werden müssen.

Mitten in all die Arbeit und den Wirrwarr hinein fielen die größten Festtage, die Joko seit langem gesehen: der Stationsleiter hatte die Häuptlinge seines Bezirks zu einer großen Versammlung berufen. Sie sollten am Tag

des vollen Mondes da sein; aber mehrere ließen auf sich warten, und die pünktlichen saßen mit ihrem ganzen Gefolge an Männern und Weibern so lange hier in ihren Gesandtschaften. Fast jeder Häuptling hat nämlich einen Großen seines Volkes in Joko, der ein Gehöft in Ordnung hält, damit der Häuptling darin absteigen kann; wahrscheinlich hat er auch den Auftrag, seinem Herrn über alles zu berichten, was in Joko vor sich geht.

Allmorgendlich kam nun einer nach dem andern mit seinem ganzen Gefolge, mit Trommeln und Blasinstrumenten, um zuerst dem allmächtigen Dolmetsch der Station, und dann dem Stationsleiter einen Morgenbesuch zu machen. Zuletzt erschienen alle, die uns kannten auch bei uns, um sich je ein Kaiserbild und Tabak als Geschenk zu holen. Nachmittags gingen die Besuche zwischen den Herren Häuptlingen hin und her. Es war ein fortwährendes Trommeln, Pfeifen und Zurufen im Dorf; jeder zeigte seine Pferde, ließ sie vor den andern rennen und bäumen und trug auf sich und auf seinen Tschindas die herrlichsten, bunten Gewänder zur Schau. Den Vorteil von der Veranstaltung hatten die Haussah, die für den fremden Besuch kaum genug Fleisch liefern konnten.

Als endlich alle eingetroffen waren, wurde die Versammlung anberaumt. Der Dolmetsch zeigte sich als glänzender Regisseur; er arrangierte einen Aufzug, der jedem Theater Ehre machen würde. An der Spitze er selber mit dem schwarzen Schreiber der Station, dann Gruppe auf Gruppe. Die Spielleute lärmten vor ihrem Häuptling, der zu Pferd in seiner reichsten Kleidung mit stolz erhobenem Haupt sein Gefolge aus Tschindas, Edlen, Weibern und Dienern führte. Große und kleine Fürsten wechselten mit-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einander ab, der imposanteste kam am Schluß, der Ngambe, der acht berittene Gefolgsleute und einen riesigen Menschentroß hinter sich hatte.

Auf dem Exerzierplatz der Station stellten sie sich in weitem Halbkreis auf, rechts die Tikar, links die Wute, und jeder trommelte und posaunte, daß einem die Ohren dröhnten. Der Stationsleiter, Herr Müller, schritt die Front ab und gab jedem Häuptling die Hand; dann wurden die gekrönten Häupter und ihre Großen von den Pferden herunter in einen engeren Kreis gerufen, und es folgte die Ansprache, um derentwillen die Versammlung berufen war:

„Ihr dürft in Zukunft nicht mehr durch planmäßiges Brennen große Scharen von Wild in einem Grasfeld zusammentreiben und dann dies Gras anzünden und die Tiere durch Feuer oder Abschießen alle auf einmal töten, sonst ist in einiger Zeit überhaupt kein Wild mehr im Land. Jeder kann jagen, soviel er will, mit Speer, Bogen, Schlingen und Fallgruben; aber das Wildbrennen ist von nun an verboten." —

„Achtet auf alle Ölpalmen, und jeder Häuptling pflanze viele Palmkerne, dann hat er viel Palmöl und wird reich."

„Nehmt Euch des Baumwollbaus wieder an, sät jedes Jahr mehr, denn vielleicht kommt bald die Eisenbahn in dies Land, und dann könnt Ihr die Baumwolle verkaufen, wie Ihr jetzt den Gummi verkauft. Ihr wißt ja selbst, daß der Gummi selten geworden ist; dasselbe Geld könnt Ihr später durch Verkauf von Baumwolle verdienen."[1])

„Ihr Häuptlinge sollt nicht alle Weiber für Euch nehmen, sonst bleiben die meisten Weiber kinderlos und

[1]) Diese Mahnung ist auf unsere Anregung zurückzuführen.

Euer Volk nimmt immer mehr ab, so daß schließlich die Regierung andere Völker hierher rufen und ihnen das Land zuteilen muß. Gebt jedem Mann ein Weib, damit sie Kinder bekommen und Euer Volk zunimmt." (Die Häuptlinge machen sehr dumme Gesichter, unsere Boys strahlen.)

„Achtet besser auf Eure Weiber, daß sie sich nicht so viel herumtreiben und davon krank werden; tun sie es doch, so haut sie tüchtig. Die Station macht deshalb keinem Mann ein Palaver." (Jubelnde Zustimmung der Häuptlinge!)

„Wenn die Steuerzettel von der Station kommen, so heißt das nicht, daß der Häuptling alle Steuern bezahlen soll und etwa gar deswegen sein Pferd verkaufen muß. Jeder arbeitsfähige Mann soll selber seine 6 Mark Steuer entrichten; er melde sich als Träger bei der Faktorei oder suche andere Arbeit. Arbeit gibt es genug! Das Geld liefere er dem Häuptling ab. Wenn etwa ein Mann nicht arbeiten will, so soll ihn der Häuptling nur zur Station bringen, dann gebe ich ihm Arbeit, bis er sechs Mark verdient hat." (Die Häuptlinge strahlen, das Gefolge schweigt bedrückt.)

„Und nun geht nach Haus und ruft alle Eure Leute und wiederholt ihnen, was ich Euch eben gesagt habe....."

Nach rechts und links wurden die Sätze in Tikar- und Wute-Sprache übersetzt, und dann hatte sich alles Volk rasch verlaufen. Aber nachmittags und am nächsten und übernächsten Tag kam jeder nochmals auf die Station mit besonderen Anliegen, Fragen und Wünschen. Der ganze Stationshof saß voll Menschen. Jetzt sind endlich wieder alle abgezogen, nachdem jeder seine Abschiedsbesuche ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

macht hat, und Joko kommt wieder zu Atem. — Heute ist der Polizeimeister abgereist. Übermorgen marschieren wir; die Hierbleibenden sagen, es würde nun sehr still in Joko. Uns wird die Trennung schwer.

Belang, den 9. November 1912.

Wir dachten uns den Weg von Jakong über die Ndommefläche hinunter in die Ebene, in der der Njua liegt, so einfach. Und nun stellen sich uns Schwierigkeiten entgegen, wie wir sie noch nie erlebt. Eine Viertelstunde hinter Jakong gab es den ersten Aufenthalt: die Pferde konnten nicht durch den Sumpf des aus seinen Ufern getretenen Ekie. Nach Stunden gelang es endlich; und dann kam ein fürchterlicher Weg, fast so arg wie bei der Überquerung der Ndomme von der Wute-Ebene her. Und zum Tagesschluß haben wir ein Pferd, den jungen Hengst, beim Übergang über den reißenden Kim verloren: Herzschlag. Nicht der Verlust des netten Tieres, der mir natürlich auch sehr nahe geht, schmerzt mich so, als vielmehr die Erschwerung der Marscharbeit, mit der wir jetzt rechnen müssen. Es ist kaum möglich, zusammen zu bleiben, zusammen zu arbeiten; Franz wird vieles allein machen müssen, wobei ich sonst helfen konnte. Und für beide ist die Anstrengung so viel größer, selbst wenn wir mit dem Reiten abwechseln.

Der pekuniäre Verlust für die Expeditionskasse ist zum Glück nicht schwer zu tragen. Wir können ruhig von jedem Gewinn durch den Verkauf der Pferde absehen, da wir vor zwei Tagen die telegraphische Nachricht vom Gouverneur bekamen, daß die Expedition in Zukunft keine Trägersteuer zu zahlen braucht. Gleichfalls telegraphisch ist der Befehl an die Station Joko gekommen, uns einen ständigen Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gleitsoldaten beizugeben. Wie gut es uns jetzt geht! Freilich erst, nachdem ein Unglück geschehen war.

Bei völliger Dunkelheit kamen wir gestern abend im letzten kleinen Jakongdorf an, beide so erschöpft, daß wir heute nicht weiter konnten, sondern einen Tag blieben. Morgens waren wir noch einmal am Kim, der in zwei Armen durch eine wilde Felslandschaft bricht. Das hatten wir hier am wenigsten erwartet: diese mächtigen, kahlen Granitkuppen und -platten und das brausende, reißende Wasser dazwischen. Der schmalere Arm, der immerhin wohl 15 m breit ist, schießt an einer Stelle zwischen Felsbänken durch eine höchstens 3 m breite Klamm in tollem Wirbel, in rasender Geschwindigkeit. Die Brücke, deren Schadhaftigkeit die Dorfleute durch Gras zu verdecken suchten, führt gerade über diesen Strudel. Über dem großen Kim schwebt eine prachtvolle, feste Hängebrücke, sie konnte gut mehrere Leute tragen und ist so eng geknüpft, daß es ein Vergnügen war, darauf zu gehen.

Morgen kampieren wir in der Savanne. Es war sehr schwierig, aus den rückliegenden kleinen Dörfern genügend Verpflegung für unsere 50 Köpfe starke Karawane zusammenzubringen, erst einmal für den Aufenthalt hier und dann gar für das Buschlager. Wer die Körbe voll Mehl hinträgt, ist noch eine weitere, bisher nicht gelöste Frage. Übermorgen sollen wir ein kleines, neu angelegtes Njuadorf erreichen, in dem es aber noch keinerlei „Chop" gibt. Hoffentlich schickt der Häuptling von Njua etwas zu essen dort hin.

Ngambe, den 21. November 1912.

Nach unserem zuerst aufgestellten Plan sollten wir heute in Ditam eintreffen. Und wir sitzen immer noch in

Ngambe. Franz hat Fieber; es dauert heute schon den vierten Tag und ist wohl Malaria. Ein Glück, daß wir hier ein leidliches, wenn auch nicht ganz regendichtes Rasthaus haben; man kann sich darin soviel besser ausdehnen und rühren als im engen Zelt. Die Missionare der Baptistenstation helfen uns sehr freundlich.

Mit dem Ngambe-Häuptling, der uns früher so mancherlei Ungelegenheiten bereitet hat, sind wir jetzt ein Herz und eine Seele. Er hat, wie er es in Joko versprach, zwei vollkommene Skelette von Tikar-Leuten für uns ausgegraben, gesäubert und bei Dunkelheit, geheimnisvoll in Körbe verpackt, ins Rasthaus gebracht. Auch herrliche, alte Bronzesachen, um die wir vor acht Monaten vergebens handelten, haben wir jetzt bekommen. Besonders freuen wir uns über ein mächtiges Armband, das, in verlorener Form gegossen, auf durchbrochenem Grund einen spitzen Buckel trägt; Büffelköpfe in erhabener Arbeit sind darauf angebracht. Die Feinheit der Modellierung und die Vollendung des Gusses sind erstaunlich; heute kann das kein Mensch hier zu Lande mehr so.

Bei dem letzten kurzen Aufenthalt in Njua haben wir einem der wenigen in Tikar noch existierenden Gelbgießer, dem besten des ganzen Landes, bei seiner Arbeit zugesehen, wie er aus Wachs die Modelle formte, die dann in dieser „verlorenen Form" gegossen wurden. Als wir hinkamen, hockte der Künstler — denn als solcher gilt er durchaus — neben seinem Hause im Schatten einer Banane auf dem Antilopenfell, das bei jedem großen Werk als der einzig würdige Sitz gilt. Auf einer Matte lag ein Tonkolben in der Form der inneren Pfeifenhöhlung, daneben lange, grüngelbe Fäden, die wir zuerst für Grashalme hielten. Unter

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

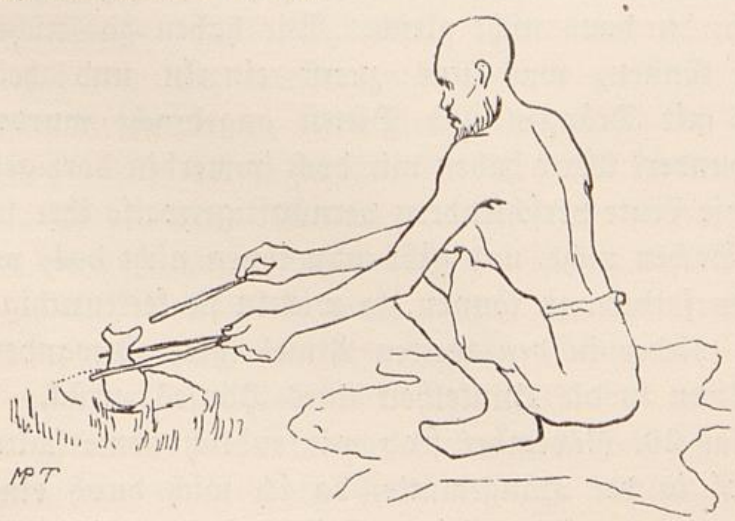
den Fingern, die er dauernd mit heißem Wasser befeuchtete, rollte der Alte auf einer umgekehrten Kürbisschale einen weiteren solchen Faden. Beim näheren Zusehen merkten wir, daß es Fäden feinen, biegsamen Wachses waren, die er so ausrollte. Auch ein paar dreieckige, handtellergroße, dünne Wachsplatten lagen fertig da.

Das Wachs wird aus dem Honig ausgekocht, dann auf eine durchlöcherte Tonscherbe über einen Topf gelegt, glühende Holzkohlen oben darauf, es schmilzt, tropft durch die Löcher in den untergestellten Topf und wird durch Kneten mit heißem Wasser in die gewünschte Form gebracht. Vor unseren Augen legte nun der Meister eine über Feuer erwärmte Wachsplatte um den gebrannten Tonkolben, strich und kratzte sie mit einem schmalen Modellierhölzchen glatt, und überspann dann das Ganze mit Ornamenten aus den feinen Wachsfäden, mit Schnecken, Zöpfen, einfachen Spiralen; alles wurde in freier Hand gedreht und geformt und mit Palmöl auf die glatte Wachsfläche geklebt. Einen Tag muß das Wachsmodell härten, dann kann der Guß vor sich gehen.

Das in kleine Stückchen zerklopfte Metall wird in ein sehr fest gebranntes Tontöpfchen getan, das Wachsmodell der Pfeife vollkommen mit Ton umgeben, der mit etwas Pferdemist durchknetet ist; Metallbehälter und Pfeifenform werden aneinander gefügt und zusammen abermals mit einer dicken Tonschicht umhüllt. Der Metallbehälter unten, die Pfeife oben, so kommt das Ganze in ein sehr starkes Holzkohlenfeuer, das mit einem Blasebalg aus Ton und Bananenblättern angefacht wird. Ist das Metall glutflüssig, so ist auch das Wachs geschmolzen und in den umgebenden Ton entwichen, der durch das Verbrennen des

Pferdemistes porös geworden ist. Jetzt holt der Gießer die Form mit einer angefeuchteten Holzzange aus dem Feuer und dreht sie um. Das Metall fließt in die Pfeifenhohlform, und sobald der Tonmantel durch Wasser etwas abgekühlt ist, wird er zerschlagen. Es ist wunderhübsch, wenn sich das blanke Metall aus der Form herausschält, und die brennende Aufregung des Gießers so gut begreiflich.

Leider haben die Tikar-Leute jetzt nicht mehr das reine Metall, mit dem sie früher gearbeitet. Damals kauften sie es in Barren bei den Haussah, die es weit von Norden brachten; aber das war teuer. Heute nehmen sie europäische Bronze, wo sie sie irgend finden: von Patronenhülsen, Türschlössern, Scharnieren; diese ist nicht geschmeidig und rein genug für solche feine Arbeit. Der Guß wird an manchen Stellen rauh, die Ornamente verschwimmen; wahrscheinlich erreicht dies europäische Material im Kohlenfeuer nicht den genügenden Grad von Flüssigkeit. Es ist schade drum. Denn die Kunst des Formens ist dieselbe wie auf den alten Stücken.



Beim Gelbguß.

Ditam, den 29. November 1912.

Endlich sind wir glücklich in Ditam angekommen, nachdem wir eine volle Woche in Ngambe liegen mußten, denn als das Fieber von Franz glücklich gewichen war, packte es mich. Und dabei haben wir beide die sorgfältigste und gewissenhafteste Chininprophylaxe durchgeführt!

Aber ein Gutes hatte der verlängerte Aufenthalt dort. Wir haben wahre Schatzkammern von alter Tikar-Bronzekunst entdeckt und gehoben: Tabakpfeifen, Armbänder, Glocken, die alle in den Häusern der alten Leute versteckt lagen und seit Jahren, vielleicht Jahrzehnten, nicht ans Tageslicht gekommen sind. Am schönsten finde ich die Glocken, die, 10 bis 20 cm hoch, die edelsten Formen aufweisen, manche spitz wie Bischofsmützen, andere in der Gestalt unserer alten Kirchenglocken, alle mit den typischen Tikar-Mustern verziert, und jede von den übrigen verschieden, von einem unerschöpflichen Reichtum der Grundformen, der Zierate. Unter den 50, die wir gesehen haben, sind zweimal zwei einander ähnlich gewesen, und auch nur ähnlich, durchaus nicht gleich. Wir haben gar nicht alles kaufen können, was uns zuerst einzeln und heimlich, später mit Drängen und Bitten angebracht wurde; ein paar hundert Mark haben wir doch immerhin dort gelassen, denn die Leute verschleudern vernünftigerweise ihre schönen alten Sachen nicht, und gibt man ihnen nicht das, was sie glauben fordern zu können, so wickeln sie seelenruhig ihren Schatz wieder in den weiten Ärmel ihres Gewandes und tragen ihn in die Dunkelheit ihres Hauses zurück.

Am 26. November sind wir endlich abmarschiert, ich diesmal in der Hängematte, da ich mich durch eine von der Malaria zurückgebliebene Erkältung noch schlecht fühlte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich muß gestehen, daß ich am ersten Tage gar nichts gesehen habe; die schaukelnde, leis stoßende Bewegung des Getragenwerdens machte mich ganz stumpf, zeitweise schlief ich einfach ein. Und die acht Leute, die sich ablösten, schleppten mich durch Dick und Dünn, bergauf, bergab, als ob das gar nichts wäre. An steilen, schlechten Stellen packten sie alle acht mich wie ein Bündel und beförderten mich so durch die tiefsten Bachschluchten. Am zweiten und dritten Tag hatte ich mich etwas daran gewöhnt, aber es ist doch unangenehm in dieser Liegeschaukel; man sieht alles wie in Verzerrung, halb verschwommen, und sehr viel weniger zudem, als wenn man geht oder gar reitet.

Durch Waibel, der hier ja langsam arbeitend durchgezogen ist, wußten wir schon, daß wir durch ausgedehnte Wälder kommen würden; nach seinen Beschreibungen erschien uns der Wald mit dem unendlich dichten Gewirr des Unterholzes und den riesenhaften Stämmen der großen Bäume, die ihre Kronen weit und frei in den Himmel erheben, ganz vertraut; die Wälder Nord-Tikars lassen sich in keiner Weise damit vergleichen. Aber eins überraschte uns ungeheuer, das war der von Stunde zu Stunde zunehmende Reichtum an Ölpalmen. Im dichtesten Wald, im lichten Busch, oft sogar auf der Savanne, überall Ölpalmen; große, deren schlanke Stämme die runde Krone weit in die Luft hinaufstreckten; kurze, breite, die wie Gebüsche zusammen standen, ganz junge, die man nur eben im dichten Unterholz gewahren konnte. Viele, viele Tausende mögen hier stehen, und besonders die Landschaft Ditam ist ein wahrer Ölpalmgarten. Die Leute sind hier so vernünftig, nur wenig Palmwein zu zapfen, sie bereiten Palmöl, von dem sie viel verkaufen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch Baumwolle fanden wir in Hülle und Fülle, und hier in Ditam wird noch Stoff daraus gewebt. An der Straße sind zahlreiche kleine Ortschaften von Groß-Leuten, die bis vor zwei Jahren alle im Häuptlingsdorf gewohnt haben, und jeder hat bei der Anlage seines neuen, kleinen Dorfes neben Kassada, Planten, Kartoffeln, Hirse und Mais als Selbstverständliches und Notwendiges die Baumwollstauden angepflanzt, der eine zum Spinnen und Weben, der andere zum Verkauf an den Haussah.

Heute bleiben wir hier; ich sitze im Dorf und behandle meine Halsentzündung, Franz ist soeben fortgeritten, um ein Stück Wegs vorzutopographieren, in der Richtung auf die zackigen, grotesken Jangbaberge, die wir endlich in einigen Tagen erreichen sollen.

Gestern trafen wir hier einen Missionar, mit dem wir abends zusammensaßen und uns tief in Diskussionen über Behandlung und Erziehung des Negers verstrickten. Ich kann es nicht begreifen, wie jemand, der den Neger nun seit einiger Zeit kennt, glaubt, ihn nur durch Ermahnungen zu freiwilliger Arbeit erziehen zu können, und es selbst verwirft, daß die Regierung die Leute als Steuerleistung auf der Station arbeiten läßt; das sei Arbeitszwang, der nur böse Folgen haben könne, und mit welchem Recht denn überhaupt die deutsche Regierung von den Schwarzen in ihrem eigenen Lande Arbeit und Steuer verlange? Er war sehr überrascht, als wir ihm vorhielten, wie unendlich viel an Sicherheit des Lebens und des Rechts die Leute hier der deutschen Verwaltung verdanken, und mußte uns schließlich zugeben, daß dafür eine Zahlung von sechs Mark jährlich oder eine entsprechende Arbeitsleistung nicht zu viel ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Man denke doch nur, wie es in diesem Lande noch vor 15 Jahren aussah! Die Horden der Tibati schwärmten raubend und mordend überall umher, die Bevölkerung saß hungernd, von Pocken und Dysenterie heimgesucht, hinter ihren Wällen und Gräben; jeder Gang zu einem außenliegenden Acker, zur Jagd, zum Fischfang war eine Lebensgefahr. Und innerhalb seines eigenen Stammes war auch keiner sicher, nicht vom Häuptling plötzlich gefangen und an den Haussah verkauft oder, wie hier in Ditam, gemästet und aufgefressen zu werden. Dazu im Osten und Süden immer die Sklavenjagden der Wute und untereinander Mord, Totschlag und Vergiftung aller möglichen Weiberhändel wegen. Und jetzt? Schon ein Diebstahl muß vor die Station und wird dort bestraft, und soviel ich weiß, ist in den letzten fünf Jahren kein Mord oder Totschlag im ganzen Bezirk ungesühnt geblieben. Krieg gibt es nicht mehr, alle sind gegen die Pocken geimpft und können jederzeit auf der Station Arznei gegen Dysenterie und andere Krankheiten bekommen. — Man sollte nur alle diese Wohltaten der deutschen Regierung den Schwarzen ab und an vorhalten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Njanti-Gebirge.

Lunda, den 3. Dezember 1912.

Ich kann es eigentlich selber kaum glauben, daß wir gestern oben gewesen sind auf einem der höchsten und sicher auf dem steilsten Bergturm des Jangba-gebirges, das wir aber von jetzt an „Njanti-Gebirge" nennen werden, nach seinen Bewohnern, den Mendjanti. „Jangba" ist der Name des von uns bestiegenen Eckpfeilers an der Nordostecke des ganzen Massivs.

Von Ditam aus hatten wir vergeblich am Südost-Horizont nach den scharfen Spitzen gesucht, die wir von Linde aus gesehen hatten. Der dichte Dunst, der jetzt schon wieder auf dem ganzen Lande liegt, hinderte die Fernsicht. Es ist ja schon wieder die reine Trockenzeit mit den Sonnenauf- und -untergängen in trübem, rotgelbem Dunst, den Nebeln am Fuß der Berge und der unsichtigen, flimmrigen Luft. Vor zwei Wochen hatten wir in Ngambe den letzten Regen.

Gegen Ende unseres ersten Marschtages, der uns immer noch durch Ölpalmwälder führte, sahen wir dann plötzlich, riesenhaft groß und doch wie Schatten nur im gelben Dunst, die grotesken Linien des Gebirges: eine lange, zackige Kette, die im Westen und Osten durch riesenhafte Ecktürme

überragt wird. Besonders den östlichen mußte man immer wieder anstarren, ich weiß keinen anderen Vergleich für seine kühne, leichte Form als das Matterhorn, an dessen Höhe man aber natürlich nicht denken darf. Klar erkannte man den Gebirgssockel in halber Höhe, auf dem sich die einzelnen, spitzen Zacken aufzubauen scheinen. Rosig leuchtete der helle Granit durch die gelbe Luft, wie unter blauen Schleiern legten sich die grasbewachsenen Hänge daran, die dunkeln Waldstreifen und -flächen erschienen wie tiefe, weiche Falten. Davor dehnte sich eine endlose Ebene, wenig von Gewässern durchzogen, selbst der Wald war wasserlos. Aber zu unserer Überraschung sahen wir über dem gelben Gras zahllose Borassus-Palmen, alte Bäume, die auf riesigen Stämmen ihre Fächerkronen tragen, und Hunderte von jungen, deren mächtige Fächerblätter, größer als ein Wagenrad, auf kurzem Blattstiel direkt aus dem Erdboden herauswachsen. Von einem von Büffeln verwüsteten Hirsefeld, dicht bei unserem ersten Rastort, hatten wir freien Blick über das ganze Gebirge; überall sonst stand uns das hohe Gras oder das noch höhere Getreide so im Wege, daß nur die Gipfel darüber emporragten. Wir arbeiteten bis zur Dunkelheit auf unserem Aussichtspunkt und hatten noch im Einschlafen den Kopf voll aufgeregter, erwartungsvoller Gedanken.

Am anderen Morgen wieder nichts, gar nichts. Man saß wie in feuchter Watte im undurchdringlichen Nebel und trottete ohne ein Gefühl von Richtung und Ziel durch das nasse Gras. Und dann gegen Mittag wieder die atemraubende Überraschung, als die Nebel sich plötzlich, leicht, in kleinen Wolkenflöckchen hoben, und fast über uns der steile, leuchtende Turm des Jangba stand. Die Leute des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nächsten Dorfes wurden dringend gefragt, ob und wie man hinauf könne. „Wir sind im Krieg gegen Ngutte über den Mbam geflohen, damals haben Njanti-Leute oben gewohnt; wir sind Bati aus der Ebene, wir wissen von nichts." Im nächsten Dorf dieselbe Antwort. Um so überraschter waren wir, als wir im Rastort hörten, der Häuptling habe schon Leute hinaufgeschickt, um den Weg zur Höhe, auf der sein altes Dorf gelegen habe, frei zu schlagen.

Die Enttäuschung war groß, als der Soldat, den wir hinterher schickten, zurückkam und berichtete: bis zum alten Dorf käme man wohl hinauf, aber dann ginge es nicht weiter, da stehe man vor der senkrechten, hohen Felswand, die wir vom Zelt aus über uns sahen. Wir waren sehr traurig, denn was nützte uns die Sockelhöhe allein?

So ganz nebenbei und ohne Hintergedanken schickten wir dem uralten Häuptling, der seinem Sohne Würde und Amt längst übertragen hatte, etwas Tabak, und zu gleicher Zeit erzählte ein Mann aus einem wohl seit alters verfeindeten Nachbardorf ganz im geheimen dem Soldaten: „Der junge Häuptling und alle seine Leute belügen Euch, da oben gibt es was Gutes zu essen, das holen sie sich manchen Tag herunter." Nun ging hinter dem Rücken des Jungen ein heimliches Handeln mit den alten Dorfbewohnern an, und abends war es so weit, daß einer sagte: „Ja, es gibt einen Weg auf die oberste Spitze. Da holen wir von den süßen Baumfrüchten und fangen die großen Fliegen, die so gut schmecken; ich weiß den Weg, ich will Euch führen."

Am nächsten Tag hatte sich auch der junge Häuptling in sein Schicksal gefunden und zog mit auf den Berg, zuerst auf gutem, viel begangenem Pfad durch dichten Wald.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Riesenhafte Felsklötze lagen überall, wir stiegen auf einem Schuttkegel, der aus dem Geröll der steilen Bergwand bestand, aufwärts. Sehr viele Ölpalmen wuchsen im Walde, daher auch der gute Weg. Nach anderthalb Stunden strammen Steigens war die Sockelhöhe — etwa 1000 m — erreicht, zwischen zahllosen Palmen fanden wir die Trümmer des alten Dorfes.

Von hier sah es wirklich unmöglich aus, weiter zu kommen: da stand die weiße Felswand, zerfurcht von Tausenden von schmalen Schratten, fast überhängend steil. Doch der Führer bog zur Seite; eigentlich nur in einer etwas ausgewitterten Kluft der Felswand kletterte man vorsichtig Fuß vor Fuß setzend und sich am Gras, das aus dem Spalt herauswuchs, haltend einige Minuten am schroffen Hang entlang. Bald sah man den Turm von einer weniger steilen Seite, an der sich eine Waldschlucht hochzog. Zugleich aber erblickte man die Ostseite des ganzen Gebirges, die weißen, kahlen Felswände, die senkrecht über der im Dunst liegenden Ebene standen. Dann ging's wieder aufwärts; jetzt brachen unsere zehn Leute mit Messern und Fäusten Weg durch das dichte Gestrüpp; es war saure Arbeit. Wir erreichten einen kleinen Vorsprung aus nacktem Fels, sahen das Dorf, das Zelt; die Leute waren außer sich vor Entzücken, schwenkten ihre Hemden und brüllten hinunter. Dann kam der letzte, steile Anstieg, durch kurzes Gras, über riesige Felsen. Und endlich war man oben, wirklich oben! Das ganze Bergland lag da wie eine ausgebreitete Karte; wir unterschieden flache, kesselförmige Täler zwischen scharfen Ketten und rings am Rande die Gipfel; nur ein einziger, der nordwestlichste, erschien noch höher als unser fast 1400 m hoher. Wundervoller, frischer

Wind ging durch die lichten Kronen der breit verästelten, niedrigen Bäume, die aus den Felsspalten hervorgewachsen waren. Wir saßen eine Weile und guckten nur selig und ein bißchen müde über das bewegte Bergland zu Füßen.

Dann gab es Arbeit genug, und wir wurden nur gerade fertig, als wir um 3 Uhr wieder an den Abstieg denken mußten. — Unten erwarteten uns zwei große Häuptlinge, der von Gion, ein Wute, und der von Goro, ein Bati-Mann, namens Ndenge. Franz kennt ihn von früher als Soldaten und Unteroffizier. Er hat sich erboten, für die nächste Zeit unser Führer zu sein und ist stolz, uns sein Land zeigen und erklären zu können.

Messee, den 7. Dezember 1912.

Zu zwei Dritteln haben wir das ganze, fabelhafte Gebirge umwandert und nähern uns dem Mbam. Vorgestern waren wir zum zweiten Male oben auf dem südlichsten scharfen Gipfel, mit fast noch schwierigerem Aufstieg über abrutschendes Erdreich, Geröll und glattes Gras, auf dem der Fuß keinen Halt fand. Meist ging es auf allen Vieren. Zum Unglück hatten wir auch noch beim Aufstieg dicken Nebel. Der Führer, der sich selbst nicht zurecht fand, schleppte mich, die voran war, zuerst auf zwei Nebengipfel, von denen ich wieder ein Stück zurück mußte, ehe es weiter aufwärts zum Hauptgipfel ging.

Oben waren wir über den Nebelwolken, die bis mittags die ganze Ebene und auch den Sockel des Gebirges bedeckten. Nur die Gipfelketten ragten darüber empor, selber noch ab und an von den ziehenden, feuchten Schleiern verhüllt, die auch uns für einige Minuten ganz einwickelten. Wir sahen von hier deutlich die durch Morgens Schilde-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rungen bekannte alte Stadt Ngaundere oder Ngandelle, vor der er als Verbündeter von Ngilla und Ngutte gekämpft hat und sogar verwundet wurde. Sie lag wirklich in fast uneinnehmbarer Stellung, und daß die Angreifer überhaupt die Gebirgshöhe erreichten, ist kaum glaublich. Es führt nur eine einzige Schlucht hinauf, die allerdings dicht bewaldet ist, so daß die Verteidiger nicht Steine herabrollen konnten. Auf unserem Abstieg kamen wir durch solche dichte Waldschlucht, die in all ihrem Gewirr Hunderte von Ölpalmen versteckte.

In diesen Gegenden besteht ein buntes Völkergemisch, das durch die Wute-Kriege hervorgerufen ist. Früher waren die Njanti die eigentlichen Bergbewohner, die Bati und Fuk saßen in der Ebene zwischen dem Ostfuß des Gebirges und dem Sanaga, die Balom unmittelbar am Mbam. Die sind jetzt alle durcheinander gewirbelt, und zwischen ihnen sind noch einzelne Wutedörfer verstreut, die auch nach der Aufrichtung der deutschen Herrschaft hier zurückgeblieben sind. Nur die Bati haben sich seit drei Jahren unter ihrem Führer Ndenge leidlich gesammelt.

Dessen Vater, ein selbständiger kleiner Häuptling, war von Ngutte erschlagen, der Knabe in der Gefangenschaft aufgewachsen. Sehr früh ist ihm die Erkenntnis gekommen, daß nur der Weiße mit seiner den Wute überlegenen Macht ihm helfen könne. Er wurde Soldat, Gefreiter, Unteroffizier, selbständiger Postenführer, alles immer nur in dem Gedanken: wenn ich mich auszeichne, mich als zuverlässig bewähre, so glauben die Weißen mir und geben mir später mein Land und mein Volk zurück. Acht Jahre diente er in der Schutztruppe, dann hat er seine Sache vorgetragen und wirklich sein Ziel erreicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist eine Freude, mit diesem Neger zu verkehren, der der Erziehung durch die deutschen Offiziere die größte Ehre macht. Er ist kein für den Neger so überragender Geist wie Njoja, aber er ist von einer zähen Energie, einer ruhigen, klaren Vernunft und stets bescheidenem, doch sicherem Benehmen. Jedenfalls sticht er angenehm ab gegen manches Missionsprodukt. Auf meine Fragen nach der scheinbar so abnehmenden Volkszahl der Wute erzählte er mir, daß diese immer nur wenige gewesen sind, auch früher kaum mehr als heute. Ihr starkes Übergewicht und ihre Siegeslaufbahn durch das ganze Sanaga-Tiefland erklärt sich daher, daß stets eine größere Gruppe unter einem Oberhäuptling vereinigt war, während alle anderen, die Bati, Njanti, Fuk und Balom, ohne Zusammenhang, ohne Organisation dahinlebten. Leicht konnte Dorf für Dorf von den Wute genommen werden, weil kein Volksgenosse, kein Nachbardorf dem Überfallenen half. Und alle Unterworfenen mußten Kriegsdienste leisten; da führte ein einzelner Wute bis zu 100 Krieger eines anderen Stammes, und die zuletzt Unterworfenen wurden als Vorderste in den Kampf geschickt mit der Drohung: „Seid Ihr nicht tapfer, sondern flieht, so bringen wir hinter Euch Stehenden Euch samt und sonders um." Das half. Mit solchen Aussichten ging man schon lieber gegen den bezeichneten Feind, bei dem man vielleicht mit dem Leben davon kam.

So kann man sich auch die riesigen Wute-Heere erklären, die, bis zu 2000 Krieger stark, von Morgen und Dominik gesehen und beschrieben sind. Davon waren die wenigsten wirkliche Wute. Ndenge sagt: „Noch heute, trotzdem so viele von uns erschlagen oder verkauft wurden, sind wir Bati viel mehr als die Wute; und früher waren wir

Wutedorf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Wutedorf

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

noch zahlreicher, aber die Wute haben uns alle unterworfen, weil wir nicht zusammenstanden, uns zu wehren."

Bis wir den Mbam überschreiten, bleibt Ndenge unser Reisemarschall, und man kann sich keinen besseren denken. Hier bei den etwas streitsüchtigen Balom ist es sehr angenehm, in ihm einen Vermittler zu haben, den sie kennen und achten. Die Dorfleute prügeln ohne Grund unsere Boys und Träger, und dann gibt es natürlich fürchterliches Geschrei. Das Gefühl, einen Soldaten zu haben, ist mir jetzt abends beim Einschlafen sehr angenehm.

Ich möchte doch erwähnen, daß Ndenge, der von seinem jahrelangen Leben in Banjo die Fullah und auch Tibati sehr gut kennt, uns neulich lachend gesagt hat: „Ich glaube doch nicht, daß der alte Djidda, der schon manche Ohrfeige in seinem Leben bekommen hat, den Speer schleuderte, und noch weniger an die Geschichte von dem Ngaumdere-Mann. Bedenkt doch, daß in Tibati ein von den Deutschen abgesetzter Lamido namens Abo wohnte, der in halber Gefangenschaft gehalten wurde. Der hat versucht, Euch durch einen Vertrauensmann ermorden zu lassen, weil er wußte, daß dann der augenblickliche Lamido, Hamasamwu, abgesetzt worden wäre, und er hoffte, dann wieder zur Herrschaft zu gelangen. Das ist ihm mißglückt. Aber sechs Wochen später ist Hamasamwu plötzlich gestorben, unter Erscheinungen, die nach Vergiftung aussehen. Und sofort ist Abo zum Lamido ausgerufen worden. Ich bin überzeugt, daß er die Schuld an dem Speerwurf wie an dem Tode Hamasamwus trägt; er ist bekannt als ein Mann, der keinen Mord scheut." Darf man glauben, daß der Neger in Fragen der Neger-Psychologie den besten Blick hat? So unwahrscheinlich klingt seine Auffassung nicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Im Dorfe der Pygmäen, den 10. Dezember 1912.

Also auch diese Reste einer früheren Menschheit gibt es hier noch. Nicht nur in den riesigen Urwäldern Süd-Kameruns haben sie sich verborgen gehalten, sondern auch in den fast unzugänglichen Gipfelwäldern dieses Gebirges. Schon gestern war uns im Balomdorf Djinga erzählt worden, daß die besten Führer für unsere letzte Bergtour auf den mächtigen Jandjom, die „kurzen Leute" sein würden, die früher oben auf dem Gipfel gewohnt hätten, jetzt aber, als Untertanen des Njansa-Häuptlings, am Fuße des Gebirges in einem Farmdorf lebten. Wir waren natürlich sehr gespannt, und unsere erste Frage nach der Ankunft galt den „kurzen Leuten". Wir hatten uns auf einen scheußlichen Anblick gefaßt gemacht, von dickköpfigen, mißgestalteten Wesen, und waren angenehm überrascht, in diesen Pygmäen wohl sehr kleine, aber vollkommen proportionierte Menschen zu finden, die allerdings in keiner Weise auf die uns jetzt ganz vertraute und selbstverständliche Negerschönheit Anspruch machen können. Etwas Verbogenes, Ausgemergeltes ist in den schmalen, kleinen Körpern: der Leib steht vor, das Kreuz ist zu tief durchgebogen, Arme und Beine sind dünn und schwächlich, sie haben aber wohlgeformte Füße und Hände mit spitzen, schlanken Fingern. Der Hals ist kurz, der Kopf breit und rund, und bei manchen von ihnen hat die flache Nase etwas Affenähnliches. Aber die ganze Erscheinung ist so gut proportioniert, daß man beim ersten Anblick gar nicht so sehr den Eindruck der erstaunlichen Kleinheit hat.

Fünf Männer, eine alte Großmutter, zwei Weiber und sechs Kinder sind in diesem Dorf. Ihr Headman, der älteste unter ihnen, hat mit einem der Weiber drei Kinder.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In anderen Orten rings am Fuß des Gebirges, sollen noch mehrere dieser Zwerge in kleinen Gruppen leben.

Nach der Aussage der Alten, der Mutter der zwei jungen Weiber, deren Erinnerung natürlich am weitesten zurückreicht, haben die „kurzen Leute" früher in Höhlen gewohnt, die aus dem Granit des Gebirges herausgewittert sind, haben sich von Beeren, Wurzeln, Palmkernen genährt und vor allem von der Jagd; die Männer scheinen ausgezeichnete Bogenschützen zu sein, sie handhaben ihre großen, starken Bogen sehr geschickt und üben dabei eine ganz besondere Hand- und Fingerhaltung, die unsere Wute- und Tikar-Leute, ja sogar die Bati, in größtes Erstaunen versetzte. Ihre Pfeilspitzen aus hartem Holz sind haarscharf und mit Widerhaken versehen.

Früher haben sie ihre Speisen in kleinen Gruben in der Erde gekocht, und uns das jetzt auf unsere Bitte vorgemacht. Es werden zuerst ein paar sehr große, feste Blätter in die 20 cm tiefe Grube gelegt, dann die Speise und Wasser hineingefüllt, und darüber wieder ein Blatt gedeckt. Ein Rost aus frischen Baumzweigen und eine zweite Blätterdecke tragen die Erdschicht, die die Grube bedeckt. Oben darauf wird Feuer entzündet, und nach einiger Zeit hört man es in dem Loch brodeln und kochen. Verstummt es allmählich, so ist das Wasser verdampft, die Speise gar, sie wird herausgeholt und gegessen.

Der Vater des jetzigen Njansa-Häuptlings, der am Gebirgsfuß wohnte, ist, wahrscheinlich auf der Flucht vor den Tikar von Ditam oder den ersten Wute, auf den Berg gestiegen, hat dort die Pygmäen gefunden und mit sich genommen. In der Gefangenschaft haben sie Hausbau und Ackerwirtschaft kennen gelernt, haben unten Kinder ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

boren und laufen darum, nach Auffassung der Njansa-Leute, nicht wieder fort. Jetzt wohnen sie in einem Dörfchen für sich allein, streng getrennt von den anderen Negern, und bauen Hirse, Mais, Kartoffeln, ja sogar Baumwolle wie jeder Bewohner dieses Landes. Bei ihren Nachbarn gelten die Pygmäen als besonders klug, ja fast als Zauberer. Sind sie doch die einzigen, die der alte Ngutte weder über den Mbam getrieben noch gefangen hat. „Die haben einen Zauber, der macht, daß sie aussehen wie Baumstämme, jeder große Mensch geht dicht an ihnen vorbei, ohne sie zu sehen." Und die Großen kommen zu ihnen, um sich heilkräftige Mittel, Liebes- und Fruchtbarkeitszauber bereiten zu lassen.

Wir haben die kleinen Kerle an unseren Zeltstangen gemessen, der größte der Männer mißt 150 cm, der kleinste 140 cm, die Frauen sind nicht kleiner. Und wir haben sie von allen Seiten photographiert und aus ihnen herausgefragt, was sie irgend noch von ihrem Stamm wissen; es ist wenig genug. Doch können wir froh sein, daß wir überhaupt von ihnen erfahren haben — durch einen reinen Zufall.

Leider behaupten diese Pygmäen, ihre alte Sprache vergessen zu haben; sie wüßten nur noch, daß sie früher eine eigene gehabt, und sprächen jetzt Jandjom, einen Dialekt des Balom. Aber die Bati und Balom sagen, daß sie sich bei den Klagen, die sie um ihre Toten abhielten, einer ihnen unverständlichen Sprache bedienten, diese Gesänge und Zeremonien aber ängstlich geheim hielten. Ja, die Toten! Könnten wir nur einen finden, um einen Schädel mit nach Haus zu bringen! Wir haben den Zwergen, wie den Bati und Balom Schätze versprochen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenn sie uns einen verschaffen. Aber ihre übereinstimmende Antwort lautet: „Das ist unmöglich, wenn einer stirbt, so tragen seine Stammesgenossen den Toten auf den höchsten Gipfel des Jandjom und werfen ihn von dort in eine tiefe, unzugängliche Schlucht." — Franz ist oben gewesen auf diesem Gipfel und hat gesehen, daß es keinen Weg in den Spalt zwischen zwei Felstürmen gibt.

Djinga, den 12. Dezember 1912.

Der letzte Abend östlich des Mbam. Es ist schon ganz dunkel, aber Franz ist noch nicht zurück vom Fluß, bis zu dem er heute Nachmittag topographieren wollte, damit wir morgen früh rasch vorwärts kommen. Drüben hört die Arbeit auf, weil wir sonst Bamum und die Küste nicht früh genug erreichen. Dann ist es nur noch Marsch, rückwärts, so rasch wie möglich.

Ein sonderbares Gefühl, daß die Arbeit im Land hier nun wirklich zu Ende ist; nur zu Ende, ich wage nicht, sie abgeschlossen zu nennen; ich fühle zu sehr noch so manche Unzulänglichkeit, ich weiß so vieles, was noch getan werden könnte, um wirkliche Abgeschlossenheit zu erreichen. Aber eins ist gut: es fehlt uns nichts, was noch unbedingt getan werden müßte; und die Wanderung der letzten Wochen hat dazu erheblich beigetragen. — Nun fängt ein Neues an, ich glaube die schwierigere, mühevollere Arbeit. Der große Haufen Baumaterial, den wir in ziemlichem Durcheinander zusammengeholt haben, muß gesichtet, geordnet, geprüft und verglichen werden, und dann muß man bauen.

Zehn und einen halben Monat haben wir jetzt in „unserem Land" gearbeitet; und es ist uns so vertraut geworden, so selbstverständlich alles, daß wir uns nur mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mühe vorstellen können, wie wir damals, als wir über den Mbam kamen, mit fremden Augen hier herumzogen, wie uns alles so leer erschien, so als Inbegriff einer schlechten Karte, unter der man sich alles und nichts vorstellen kann. Wie haben sich uns nun die leeren Räume erfüllt! Aus schlechten Kartenlinien und unklaren Berichten ist uns ein farbiges Land geworden, über dem der Himmel in Nacht und Tag, in Dunst und Klarheit, in drückender Hitze, tollem Sturm oder leichter, wolkiger Frische wechselt, das sein Gewand ändert vom verbrannten Schwarzgelb, über das rosige Flimmern zum Grün, das immer tiefer, blauer und schließlich brauner wird. Wir kennen alle seine Berge mit Wäldern und Felsen, die lebendigen Flüsse, die am Boden haftenden Menschen und alles, was sie sich aus diesem Land herausholen und gestalten. Wir können uns kaum denken, daß nicht jeder zu Haus die gleiche lebendige Vorstellung von unserem Lande hat.

Rasthaus Kumojascha, den 18. Dezember 1912.

Wir haben uns vorgenommen, alle Schwierigkeiten, alle Strapazen dieses Gewalt-Rückmarsches von der lustigen und komischen Seite aufzufassen. Denn sonst kommen wir überhaupt nicht durch. Wege, die „große Straße" heißen und dabei wenige Dezimeter breit sind, über Stock und Stein gehen und von hohem, scharfem Gras überwuchert sind; fast unpassierbare, über Felsen tosende Gewässer; kranke Träger, die unterwegs liegen bleiben; Verpflegungsschwierigkeiten, und dabei immer das Bewußtsein, daß wir eilen, eilen müssen, um die Sammlungen, die in Bamum stehen, und alles, was wir außerdem mitbringen, an der Küste ordentlich zu verpacken und doch den Dampfer noch

zu erreichen. Wenn wir jetzt gesund bleiben, setzen wir's durch, sonst — — —. Aber wir haben unsere Arbeit jenseits des Mbam durchführen können, und dafür muß man sich schon etwas zumuten.

Zuvörderst kamen wir nicht über den Fluß. Unser letztes Pferd wäre sicher ertrunken, denn die Überfahrtsstelle ging zwischen Felsen am Fuß eines Wasserfalls durch, und der Fährmann gestand, daß er noch nie ein Pferd übers Wasser gebracht hätte. So mußten wir erst einen Tag stromaufwärts ziehen, um eine bessere Gelegenheit zu erreichen. Auch da war's noch schwierig genug, und wir gaben das Pferd schon verloren, weil die Fährleute im Eifer des Ruderns dem Tier, das neben dem Boot schwamm, das Wasser immer über den Kopf schaufelten.

Auch die Trägerfrage machte noch Schwierigkeiten: wir brauchten vier Träger mehr, weil wir unseren erkrankten Headman Mbo tragen lassen wollten. Der Häuptling war ganz bereit, sie zu stellen; aber kaum sagte er seinen Leuten ein Wort davon, so sah man plötzlich mit Windeseile das ganze Volk nach allen Seiten davonlaufen. In einsamer Herrlichkeit thronte er auf seinem Raphiabett in der Mitte des Dorfplatzes. Drei von unseren Leuten haben dann mit ihm zusammen stundenlang Jagd durch die Hirsefelder gemacht, bis sie vier Mann gefangen hatten, die sich jetzt, da sie einmal dabei sind, als vorzügliche, willige Träger erweisen.

Auf dem Westufer des Mbam erlebten wir neue Schwierigkeiten! Es waren keine Träger zu bekommen, wir hatten nicht genug zu essen, die Leute behaupteten, der Weg, den wir gehen wollten, existiere nicht mehr, sei ungangbar und unbewohnt. In Wahrheit war er nur nicht

vom hohen Gras freigeschlagen, und der Häuptling log, damit wir auf einem anderen Pfad, der gereinigt war, einen dreitägigen Umweg machen sollten. — Wir sind doch den von uns gewählten Weg gezogen, zwar streckenweise wieder in dem verzweifelten Kampf mit dem hohen Gras, durch das man nur zu Fuß kommt. Am ersten Tag gelangten wir in ein nettes kleines Dorf, dessen fünf Häuser alle im Halbkreis unter den weit ausladenden Ästen eines riesigen, hellstämmigen und gelbblättrigen Baumes lagen. Die Leute waren freundlich und bereitwillig; sie haben noch nie einen Weißen in ihrem Dorf zu Gast gehabt. Bald flackerten rings um unser Zelt die Lagerfeuer, denn unsere Karawane, die mit dem Troß von Trägern und Boys, von Soldat und Head-Leuten 75 Kopf stark ist, kam natürlich in den fünf winzigen Kuppeldachhäuschen nicht unter.

Herrlich schön erscheint jetzt der Wald von außen. Für die hohen, starken Bäume, die immer Grundwasser haben, ist nicht die Zeit des beginnenden Regens, sondern die beginnende Trockenzeit der Augenblick der Neubelebung. Jetzt brechen überall die neuen Triebe hervor, nicht grün wie beim Unterholz und bei den Savannenbäumen nach dem ersten Regen, sondern brennend rot, hellgelb, rostfarben, zartgrau, der Widerschein der bunten Sonnenstrahlen. Auf dem dunkeln, tiefgrünen Untergrund des alten, dichten Laubwaldes liegt das wie ein farbiger, leuchtender Schleier. — Das Gras ist hellgelb, hart und brüchig, heute kamen wir über die erste schwarzgebrannte Fläche. Alles erinnert uns an den Marsch von Dschang nach Bana und Bangangte. Ein Jahr ist das nun her.

Bis gestern Nachmittag sind wir dauernd im tieferen, nur 700 m hoch gelegenen Land gewandert, den letzten Tag

immer zwischen einzelnen, frei liegenden Granitbergen, die das Bamum-Hochland weit vorausgeschickt hat. Alle Senken, die breit, flach und häufig sumpfig waren, sind durchsetzt mit kleinen, dichten Ölpalmhainen, die aber in diesem tief gelegenen Gebiet, in dem es wenig Raphia-Palmen gibt, außer dem Öl auch viel Palmwein liefern müssen, was ihren wirtschaftlichen Wert bedeutend vermindert, denn an dem angezapften Baum verdorren alle Fruchtbündel. Doch scheint das Land, wenigstens in der Nähe des Weges, nur wenig besiedelt zu sein.

Aber dann kam heut früh der Aufstieg auf das Hochland, steil etwa 200 m hinauf. Oben erreichten wir eine weite, sehr wellige Fläche; riesige Granitblöcke traten zwischen dem halbverbrannten Gras zutage, der Weg stieg weiter langsam an, so daß wir bald mehr als 1000 m hoch waren. Und da war plötzlich das vulkanische Gestein, die sattrote basaltische Verwitterungserde, und damit zugleich die Siedelungen. Überall an den jetzt ganz einförmigen, geradlinigen Höhen sieht man die Plantenhaine um die roten Kuppeldachhäuser, Felder mit Mais und Süßkartoffeln und einzelne hohe Ölpalmen. Genau einen starken Tagemarsch von der Hauptstadt entfernt liegt das erste Landgut eines „Dji", eines Großen des Landes.

Trotzdem wir uns an Bamum und all die großartigen Bauten dort gut erinnerten, wirkte das riesige Haus mit den mächtigen, wohl sechs Meter hohen, roten Wänden, vor dem die freistehende Galerie der kahlen, weißen Dachstützbäume entlang läuft, mit dem fast mannshohen, kunstvollen Tierfries aus schwarzweißen Grasbündeln und den zwei kuppelförmigen Dächern überwältigend und fürstlich schön. Die beiden Reihen sauberer, niedrigerer Frauen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

häuser schlossen rechts und links das Bild. Keine andere Hausanlage in Kamerun ist so vollkommen, so vornehm und malerisch abgeschlossen wie solch ein Dji-Hof. Unsere Tikar-Leute, die meist Bamum noch nicht kannten, waren vollkommen starr. Sprachlos standen sie vor dem, was ihnen wie ein Märchenschloß vorkam, erst nach einigen Minuten kam der kurz und abgerissen hervorgestoßene Laut der Bewunderung eines jeden Negers: ä, ä, ä!

Und diese Äcker ringsherum! So große, zusammenhängende Flächen bestellten Landes haben wir doch, außer bei Tibati, östlich des Mbam kaum gesehen, wo ein jeder sich seinen kleinen Acker selbst bestellt. Hier werden eben, ähnlich wie bei uns zu Haus, draußen auf dem Land in Großbetrieb und Kleinbetrieb die Lebensmittel für die große Stadt produziert; denn in Fumban wollen täglich 20 000 Menschen essen, und die Äcker und Plantenhaine im Weichbild der Stadt reichen dafür bei weitem nicht aus. Die riesigen Märkte, auf denen zweimal in der Woche Tausende von Menschen zusammenkommen, vermitteln den Austausch. So bekannt uns Europäern das erscheint, so habe ich doch das Gefühl, daß für Afrika diese Verhältnisse etwas Ungesundes haben; und tatsächlich ist ja die Zusammenziehung eines so großen Teiles der Bevölkerung an einem Platz nur das Überbleibsel aus den geschlechterlangen Kriegen mit den Fullah.

Fumban, den 20. Dezember 1912.

Bamum ist doch die Krone! Wir sind wieder wie verzaubert von dem unbeschreiblichen Reiz dieser Stadt, die groß und lebensvoll ist nur durch die Kraft und den Willen der Neger allein, und die daher so ganz einheitlich und geschlossen wirkt. Hier ist der Negerhäuptling Fürst und Herr

des Landes, der Weiße ist ein sehr geehrter Gast, nicht mehr und nicht weniger.

Und vom Standpunkt dieser Einheitlichkeit aus ist es ein Glück, daß die landwirtschaftliche Station Kuti einen Tagemarsch von hier entfernt liegt, und daß der dortige Beamte, der in Bamum die deutsche Regierung repräsentiert, auch immer nur auf wenige Tage als Gast herkommt. Die Militärstation Bamenda ist fünf Tagemärsche entfernt. Wie gut! Denn exerzierende Soldaten, ihr oft unverschämtes Auftreten, das Geschmeiß von Soldatenweibern und Boys wären unerträglich hier.

Njoja hat uns wieder Überraschungen bereitet; der stets rege Geist dieses merkwürdigen Negers schafft eben immer Neues und spornt dadurch die vielen, die in seiner Nähe wohnen, zur Nacheiferung an. Neuerdings hat er rings an der Peripherie der Stadt in der Nähe des Grabens kleine Viehzuchtfarmen eingerichtet, auf denen verschiedene Tiere mit einer für Eingeborene ganz unerhörten Sorgfalt gezüchtet und gepflegt werden. Da ist ein Hof, auf dem nur Hühner gezogen werden, ein anderer für Ziegen, einer für Schafe, einer für Schweine. Seine früheren Versuche mit Rinderzucht hat er aber aufgegeben, da sie durch die geringe Kenntnis der Bamum von diesem Zweig der Viehhaltung wenig erfolgreich waren. Er hat seine Herde der landwirtschaftlichen Station Kuti überlassen, damit seine Hirten dort lernen, mit Rindern umzugehen.

Und seine letzte, wirkliche Tat ist die Errichtung einer eigenen großen Weberei und Färberei. „Ich will nicht, daß meine Leute hier nur herumsitzen und Mimbo trinken; ich lehre sie arbeiten."

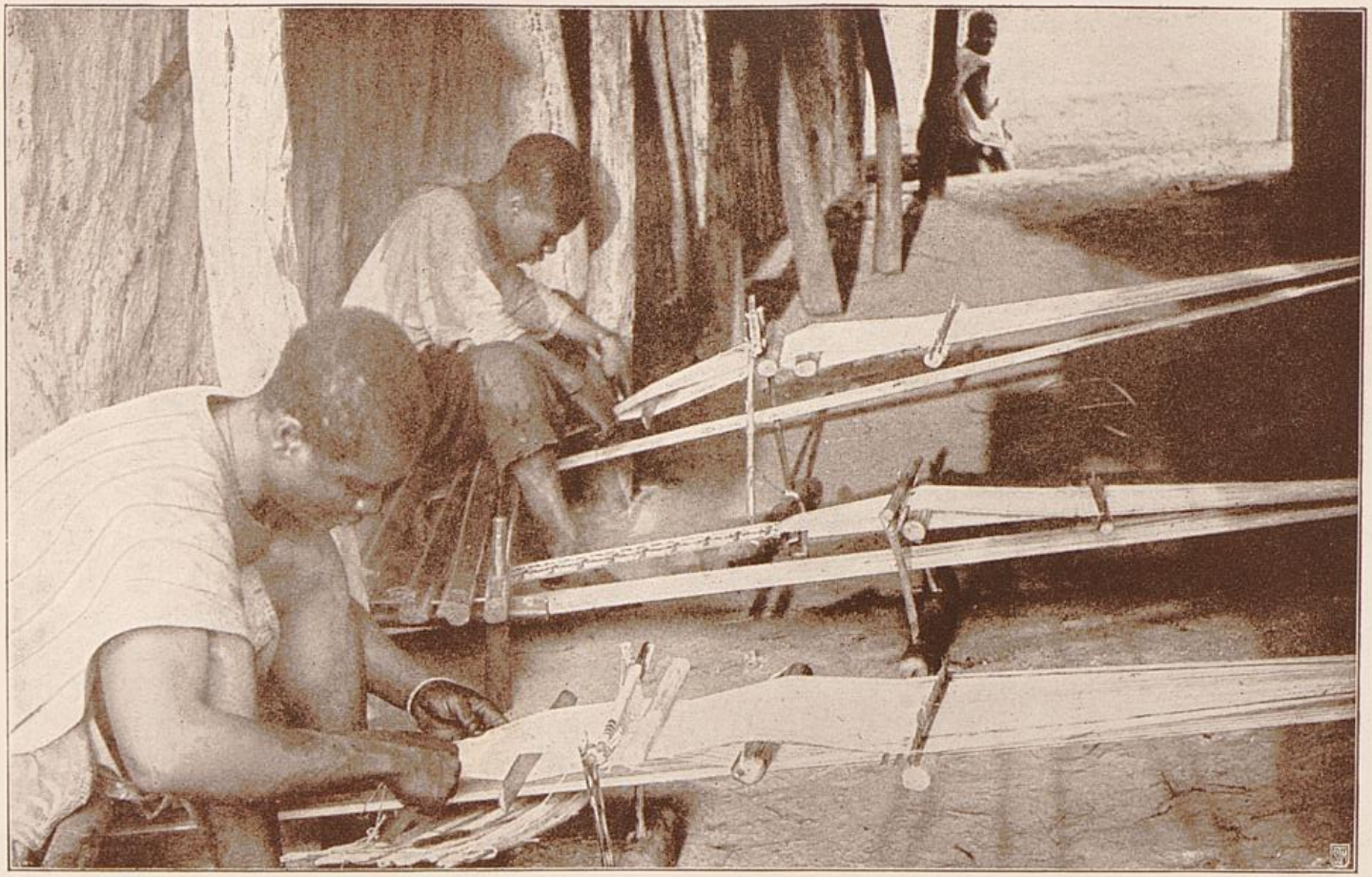
Franz war gestern gleich nach unserer Ankunft bei

Njoja, gegen Abend besuchte der Häuptling mich; und die Stunde der Unterhaltung mit diesem wirklich klugen und vornehmen Menschen war wieder ein echter Genuß. Jetzt haben wir auch die Bestätigung aus seinem eigenen Mund, daß seine Vorfahren mit nur wenigen Leuten von der Tikar-Stadt Bamkin hierher eingewandert sind, sich zu Herren der hier Heimischen gemacht haben, nach zwei Generationen deren Sprache und Häuserbau annahmen; Baumwollbau und Weberei jedoch und die Kunst des Bronzegusses haben sie aus Tikar mitgebracht und hier zu immer höherer Vollkommenheit gesteigert. — Also auch hier im schwärzesten Afrika die Tatsache, daß die Vermischung zweier gut entwickelter Kulturen zur höchsten Vollendung, zur schönsten Blüte führt.

Bamengang, den 26. Dezember 1912.

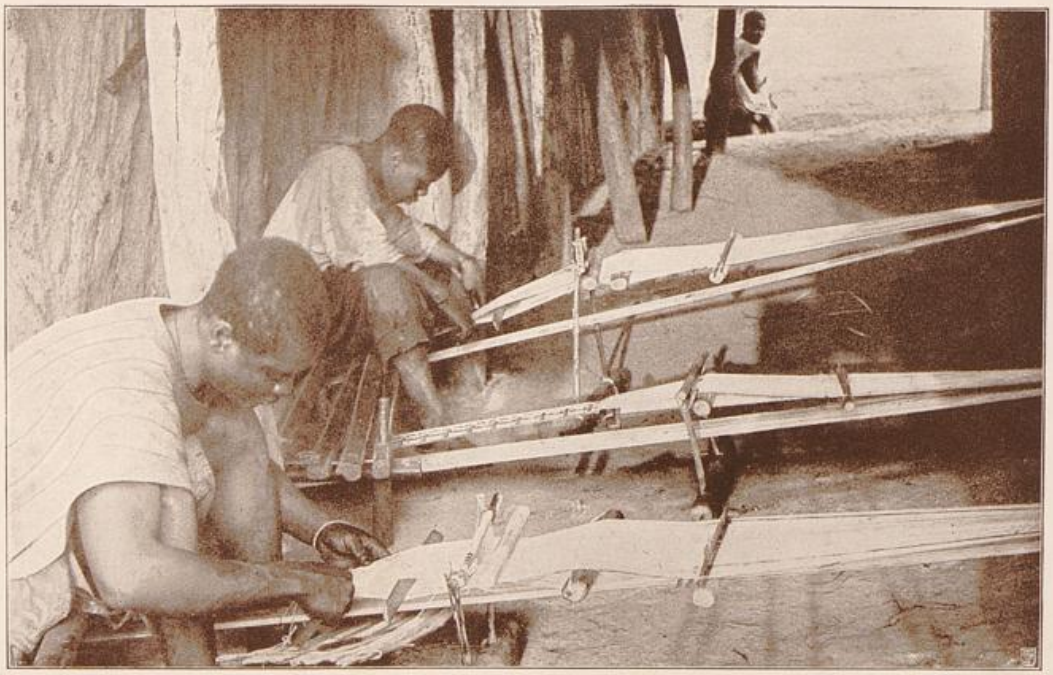
Bamum liegt hinter uns mit seiner Farbenpracht, seinen immer neuen Eindrücken. Ich werde den letzten Tag nie vergessen, als Njoja uns durch seine Weberei führte, wo in weiter, offener Halle zwei lange Reihen von wohl fünfzig der primitiven kleinen Webe-Apparate stehen, in denen die Fäden zwischen ein paar Stäben gespannt sind und durch einen anderen Stab auf und ab geschoben werden, so daß sie sich kreuzen. Vornüber gebeugt sitzen die Weber über ihrem Werk, rücken die Hölzchen und schieben langsam und vorsichtig ihre Spindeln hin und her, damit sich aus bunten und weißen Fäden Muster bilden, die Njoja alle selbst entworfen hat. Sieben Monate lernt jeder Weber beim Häuptling, der den Webstuhl und die bei den Bamum vergessene Webetechnik fast neu wieder erfunden hat. Was der Schüler in dieser Zeit schafft, gehört Njoja. Dann geht er in sein Dorf zurück und arbeitet für seine eigene Rech-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Bamum=Weberei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Bamum-Weberei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nung. Der gewebte Stoff besteht, ähnlich wie bei den Haussah, aus zehn Zentimeter breiten Streifen, die dann zu großen Bahnen zusammengenäht werden.

Njoja so durch die Webehalle gehen zu sehen, den klugen Kopf auf der mächtigen Gestalt im weiten Haussahkleid, und zu hören, wie er mit jedem der Arbeiter ein Wort sprach, lobte, tadelte, einen anwies, die Fäden fester zu ziehen, einen andern fortschickte, um sich die Hände zu waschen, beim dritten die Fehlerlosigkeit des schwierigen Musters freundlich anerkannte, das war wirklich wunderhübsch.

Jetzt baut er tiefe Färbergruben; eine ist fertig; wenn darin das Blaufärben mit Indigo glückt, läßt er noch mehrere graben für fünf andere Farbstoffe, die er herzustellen weiß. — „Warum sollen meine Leute Stoffe aus der Faktorei und vom Haussah tragen, wenn sie sie doch selber machen können? Baumwolle wächst bei uns, und bald können wir sie ebenso schön bunt färben wie die Stoffe, die der Weiße bringt."

Er hat sich im letzten Jahr ein neues, 200 ha großes Landgut eingerichtet. 500 Arbeiter haben gerodet und bestellen die Felder, und Njoja — bezahlt diese seine Arbeiter mit barem Geld! Ein Negerhäuptling, der seine Feldarbeiter bezahlt! Es klingt so unglaublich, daß ich unbedingt daran zweifeln würde, wenn ich es nicht aus absolut sicherer Quelle erfahren hätte. — Seit 14 Tagen ist der Handel mit den elenden Kauri-Muscheln, von denen hundert auf zehn Pfennige gerechnet wurden, auf dem großen Bamum-Markt verboten, die Markt-Tschindas konfiszieren sie unerbittlich. Dafür hat Njoja Säcke voll Kupfergeld kommen lassen und in seinem Palast eine Wechselstube er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

richtet, wo jeder sein Silber- und Nickelgeld in diese kleine Münze tauschen kann. Und die Kauri? „Die bringen meine Leute zu dem dummen Buschvolk von Bansso und Babessi und kaufen Schafe und Ziegen dafür und bezahlen sehr reichlich, damit die alle Kauri nehmen."

Für den Fall, daß die Bahn nach Bamum heraufgeführt wird, ist er gern bereit, viele Arbeiter zu stellen, damit sie nur ja schnell in sein Land kommt und er nicht mehr so viele Träger zu geben braucht. Denn die Trägerfrage ist für Bamum wirklich schlimm, und Njoja hat viele Ungelegenheiten damit. Die Leute werfen einfach die Lasten auf den Weg und reißen in hellen Haufen aus. Daß wir bis hierher gekommen sind, ist ein halbes Wunder. Das Zelt haben wir schon zurücklassen müssen — da es hier Rasthäuser gibt, geht das ohne Not — und alle Reserveträger sind voll eingestellt. Trotzdem würde es nicht reichen, wenn nicht jeder Rastort ein paar Aushilfsleute gäbe.

Man kann aber im Innersten den Trägern das Fortlaufen nicht so übel nehmen, denn die von der Station festgesetzten Märsche sind sehr lang, und die in den Rasthäusern gelieferte Verpflegung ist knapp und schlecht. Wo sind die dampfenden, riesigen Fufu-Kuchen, die Schüsseln mit Gemüse, Fisch oder gar Fleisch aus dem Ost-Mbamland, besonders aus Tikar? Hier gibt es rohe Süßkartoffeln oder Mehlbananen, nicht einmal Feuerholz zum Rösten, das müssen sich die müden Leute nach dem Marsch noch selber suchen! Und dann wird für jede solche jämmerliche Tages-Portion, die manchmal nur aus acht bis zehn Mehlbananen oder aus drei Pfund Kartoffeln besteht, ein Satz von zwanzig Pfennig verlangt.

Unsere Märsche waren trotz der riesigen Länge und

großer Anstrengung herrlich! Am ersten Tag erreichten wir schon mittags Kuti, die landwirtschaftliche Versuchsstation der Regierung, auf der hauptsächlich Baumwoll-Versuche gemacht werden. Ihr Leiter führte uns durch alle Anlagen, die sich seit einem Jahr schön entwickelt haben. 90 ha hat die Station jetzt in Bearbeitung genommen, 7 davon sind mit Baumwolle verschiedenster Sorten zu verschiedenen Jahreszeiten besät, die anderen mit anderen Pflanzen, da sich rasch herausgestellt hat, daß schon beackertes Land für Baumwolle günstiger ist als jungfräulicher Boden. Mit jedem Produkt werden sorgfältige Versuche gemacht durch verschiedene Arten der Düngung, verschiedene Saatzeit, durch Dammkultur, Beetkultur, Anbau auf ebener Fläche. Es war wirklich ein Vergnügen, zu sehen, wie hier gearbeitet wird, und der Nachmittag und Abend, den wir mit den Herren der Versuchsstation verbrachten, war wunderhübsch.

Dann folgte ein langer Marsch zum Nun, der Grenze Bamums. Der Weg führte uns zwischen den fabelhaften vulkanischen Gebilden des Bapit und Nkogam hindurch, deren im großen so schroffe, in den feineren Linien so weiche, gleitende Formen uns nach den ganz anders gearteten Granitgebirgen östlich des Mbam durch ihre Schönheit fast überwältigten. Der Übergang über den Nun auf sehr originellen, bootartig gebauten Raphia-Flößen nahm viel Zeit in Anspruch, denn unsere Karawane ist jetzt mehr als hundert Köpfe stark.

Der Weg zwischen dem Nun und Bagam ist ganz öde, ein einziges, zwangsweise angesiedeltes Dorf aufsässigen Galim-Gesindels liegt an der breit ausgehauenen Straße, sonst nur unabsehbare, sanfte Wellen mit graugelbem Gras, stark geschlängelte Bäche fast ohne jeden Saum von Bäumen

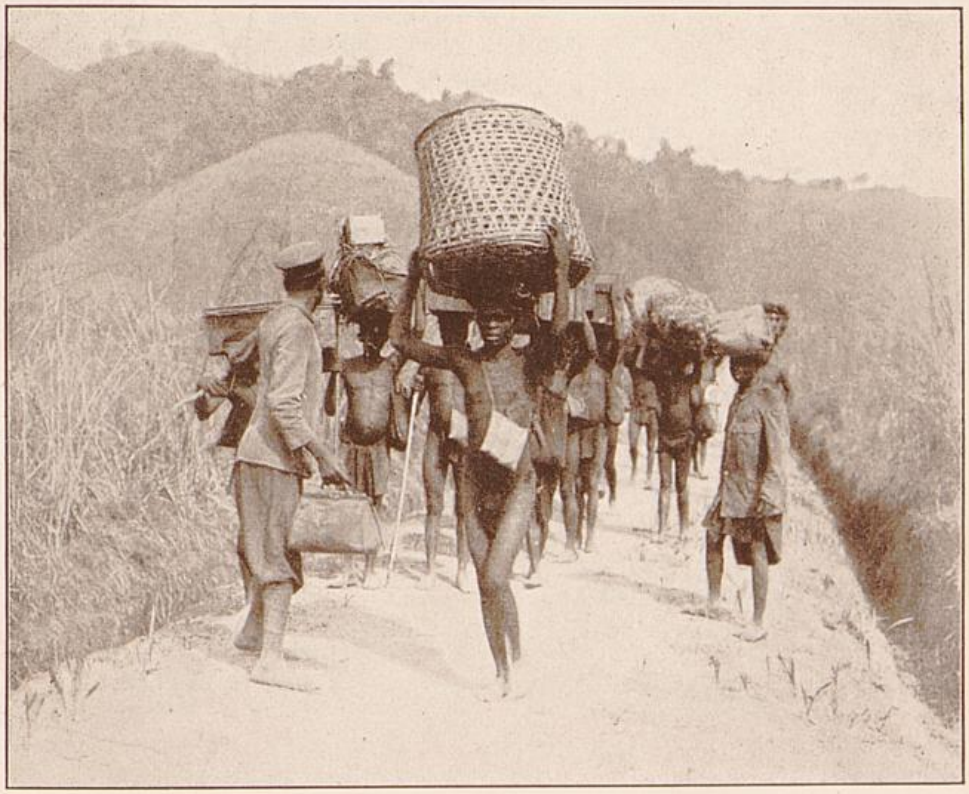
oder Raphia-Gebüsch, einzelne spitze Bergkuppen über der gleichmäßigen Höhe der Rücken; der Boden ist basaltisch, dunkelrot und bedeckt mit einer starken Schicht des feinen Staubes, der in Wolken aufwirbelt, in Augen, Nase und Mund eindringt, und den wir in Gebieten mit granitischem Untergrund nie gefunden haben.

Die Landschaft Bagam war nach dieser großartigen, aber traurigen Öde eine Offenbarung. Da ist weithin das Land ein fruchtbarer, bebauter Garten. Feld reiht sich an Feld, jedes ist mit einer Hecke aus lebenden Bäumen umfriedet, riesige Bananenhaine dehnen sich aus, jede Senke ist erfüllt vom Graublau der Raphia-Büsche und Häuser über Häuser, wohl Tausende! — Und so ist es seitdem weiter gegangen, immer eine reichbebaute Landschaft neben der anderen. Höchstens einmal eine Viertelstunde führt der Weg im Gras dahin, dann folgen schon wieder die Äcker, die Bäume, die vielen kleinen Hütten. Es ist das menschen- und ackerreichste Land, das wir gesehen haben. Der Boden ist so ausgenutzt, daß die Leute das Brennen des Grases aufgegeben haben, damit ihre Felder nicht zerstört werden; sie hacken es unter und machen den Boden dadurch ertragfähiger, als er es je durch die Aschendüngung werden könnte. Die Menschen in den Dörfern sind fast nackt. Ein kleiner Schurz bei den Männern und ein Schwert oder ein Dolchmesser bilden die ganze Bekleidung. Die Frauen tragen überhaupt nur eine Schnur um die Hüften. Alle sind schön mit Rotholz bemalt.

Morgen erreichen wir Dschang, wo 120 Träger zum sofortigen Weitermarsch auf uns warten. Am letzten Tag des Jahres 1912 treffen wir an der Bahn in Nkongsamba ein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Verfasserin



Trägerkarawane

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Rasthaus Melong, den 30. Dezember 1912.

Der letzte Expeditionsabend, das letzte Rasthaus, das letzte Mal die Feuer und die phantastischen Tänze unseres Trägervolks. Das reiche Dschangland, in dem die Verwaltung Großartiges leistet, das zerschnittene Randgebirge des Hochlandes mit brausenden Wasserfällen, schwarzgrünem Wald und riesigen Felsgebilden, der Abstieg und die tischflache, grasige Mbo-Ebene, alles liegt hinter uns. Hinter uns auch die enormen Märsche, in denen wir die weite Strecke überwunden haben. Morgen mittag ist die Expedition zu Ende, wenn wir die Bahn erreichen.

Heute wohnen wir noch einmal im mattengedeckten afrikanischen Haus, und zum Schluß zeigt sich uns dies Land in aller Herrlichkeit. Seit wir uns von der glatten Fläche der Mbo-Ebene entfernt haben, in der die Gewässer flach und wenig eingeschnitten dahinschleichen, und die Ausläufer der vulkanischen Ergießungen des Manenguba erreichten, sind wir durch bald lichten, bald geschlossenen Wald von Palmen gewandert. Ich habe das gar nicht so in der Erinnerung vom Anmarsch vor einem Jahre, diese Tausende und Tausende von schlanken, hohen Stämmen, die die runden, wehenden Kronen tragen; soweit das Auge reicht, dehnt sich die Palmenlandschaft aus. Das hohe, gelbliche Gras oder dichtes, verwirrtes Unterholz mit undurchdringlichen Blättermengen füllen den Grund. Die Palme selbst ist das Beherrschende, Eindrucksvolle. Ganz zart und dunstig steht die mächtige Silhouette des Manenguba dahinter.

Duala, den 7. Januar 1913.

Kann man sich zu Haus überhaupt vorstellen, wie es wirken muß, wenn Leute, die mehr als dreizehn Monate in der Wildnis umhergezogen sind, plötzlich mitten in einem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Negerdorf ein großes Schild sehen, weiß gestrichen mit schwarzer Schrift, genau wie im alten Deutschland in einem Ausflugs- und Kaffeegarten, auf dem in schönen, großen Buchstaben zu lesen steht: „Zum Bahnhof"! Wir haben gelacht, gelacht. Es war überwältigend komisch, dieses Schild zwischen den Mattenhäuschen, Palmen und Bananen. — Und dann Eisenbahn, Telegraph und Telephon und vier deutsch sprechende schwarze Bahnangestellte, die uns abends mit „Deutschland, Deutschland über alles" ein auf Trinkgelder berechnetes Ständchen brachten! Das Schönste war, unsere Leute beim Einlaufen des Zuges zu beobachten. Diese neugierige Freude vorher, dann das vollkommen atemlose Erstarren und zum Schluß die Feststellung: „German be some bad thing".[1])

Merkwürdig ist das Reisen in der Bahn, wenn man so lange nur marschiert ist; man sieht in der vorübereilenden Landschaft alles so klar und ohne Nebensache, weil sich eines so rasch und folgerichtig aus dem andern entwickelt. Doch ist angestrengteste Aufmerksamkeit nötig; wenn man auch nur kurze Zeit anderes denkt, kommt man rasch aus dem Zusammenhang, und während man noch bemüht ist, sich des einen Bindegliedes zu erinnern, ist das nächste schon wieder unbeobachtet vorbei. Aber wie deutlich sah und empfand man bei dieser Talfahrt das allmähliche Hinabgleiten in den immer schwereren, dunkleren Urwald, in immer steigende feuchte Hitze! Der breite Wasserspiegel des Mungo war danach frisch und kühl unter der nachmittäglichen Seebrise.

Der europäische Komfort Dualas erscheint uns Wilden aus dem Busch unerhört. Wie groß die Häuser sind und wie herrlich eingerichtet! Die Menschen so elegant gekleidet,

[1]) „Der Deutsche ist eine gefährliche Sache."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

so zivilisiert in ihrer Unterhaltung! Die Tafeln fürstlich gedeckt mit Porzellan, Glas und mehreren Messern und Gabeln; und eisgekühlte Speisen und Getränke! Wir kommen uns mit unseren Expeditions-Gewohnheiten beschämend rauh vor in all dieser Kultur.

Aber trotzdem! Da ich nun das ungebundene, wundervolle Leben in der Wildnis kenne, möchte ich nicht hier an der europäisierten Küste leben. Von Afrika hat man nur die unerfreuliche Seite: furchtbare Hitze, Malariagefahr, im Vergleich zu Deutschland schlechte Wohnungs- und Verpflegungsverhältnisse. Das Schöne: die Freiheit des Lebens in der großen Natur, die tägliche Beobachtung von Neuem, Interessantem, das fehlt. Dafür aber genießt man alle Schattenseiten der heimatlichen Kleinstadt. Geistige Anregung, wirkliche Kultur muß man entbehren. Da ich nun die große Freiheit des Wanderns kenne, muß ich entweder in Europa bleiben oder ganz und gar in die Wildnis gehen.

Auf hoher See, den 17. Januar 1913.

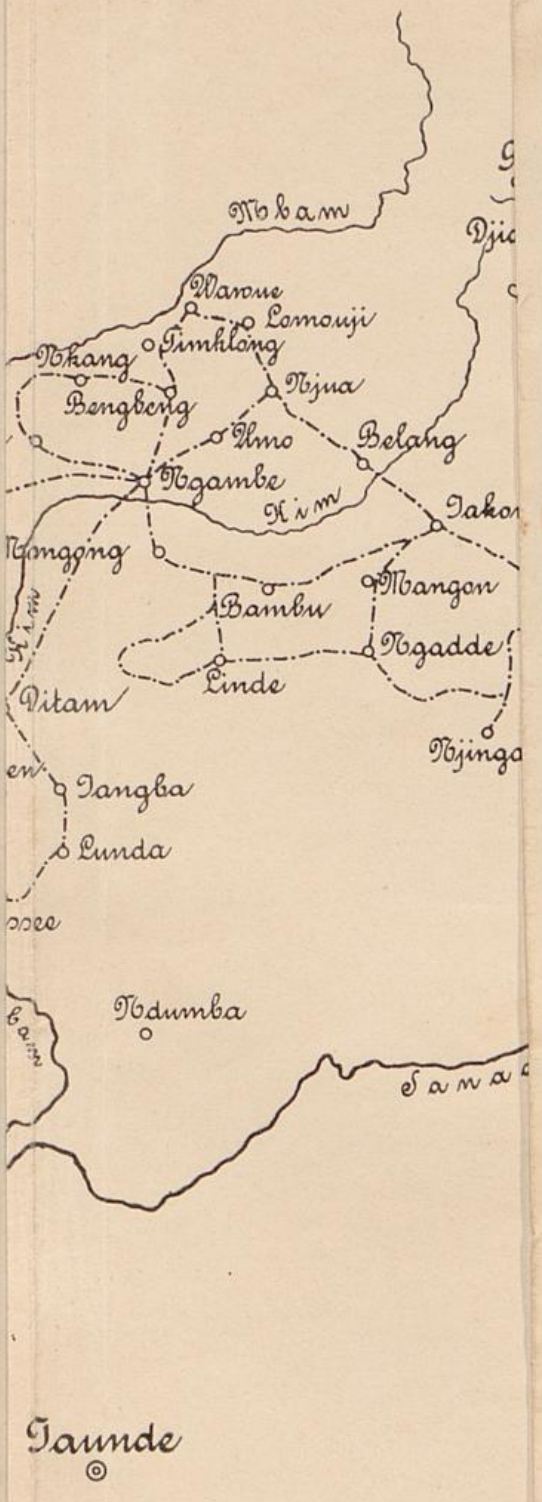
Der frische, kräftige Passat hat uns gefaßt, und trotzdem Himmel und Meer im Harmattan-Dunst grau und bleiern sind, ist doch das Schwere, schwül Drückende verschwunden. Und damit ist auch der Schmerz überwunden, den der Abschied von dem glutvollen, heißen Land uns bereitet hat. Nun geht es vorwärts auf ein Neues.

Unser Schiff zieht mächtig voran, Meilen gleiten unter uns hinweg. Es ist schön, wunderschön, dies Gefühl, mit jeder Stunde der Heimat näher zu kommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

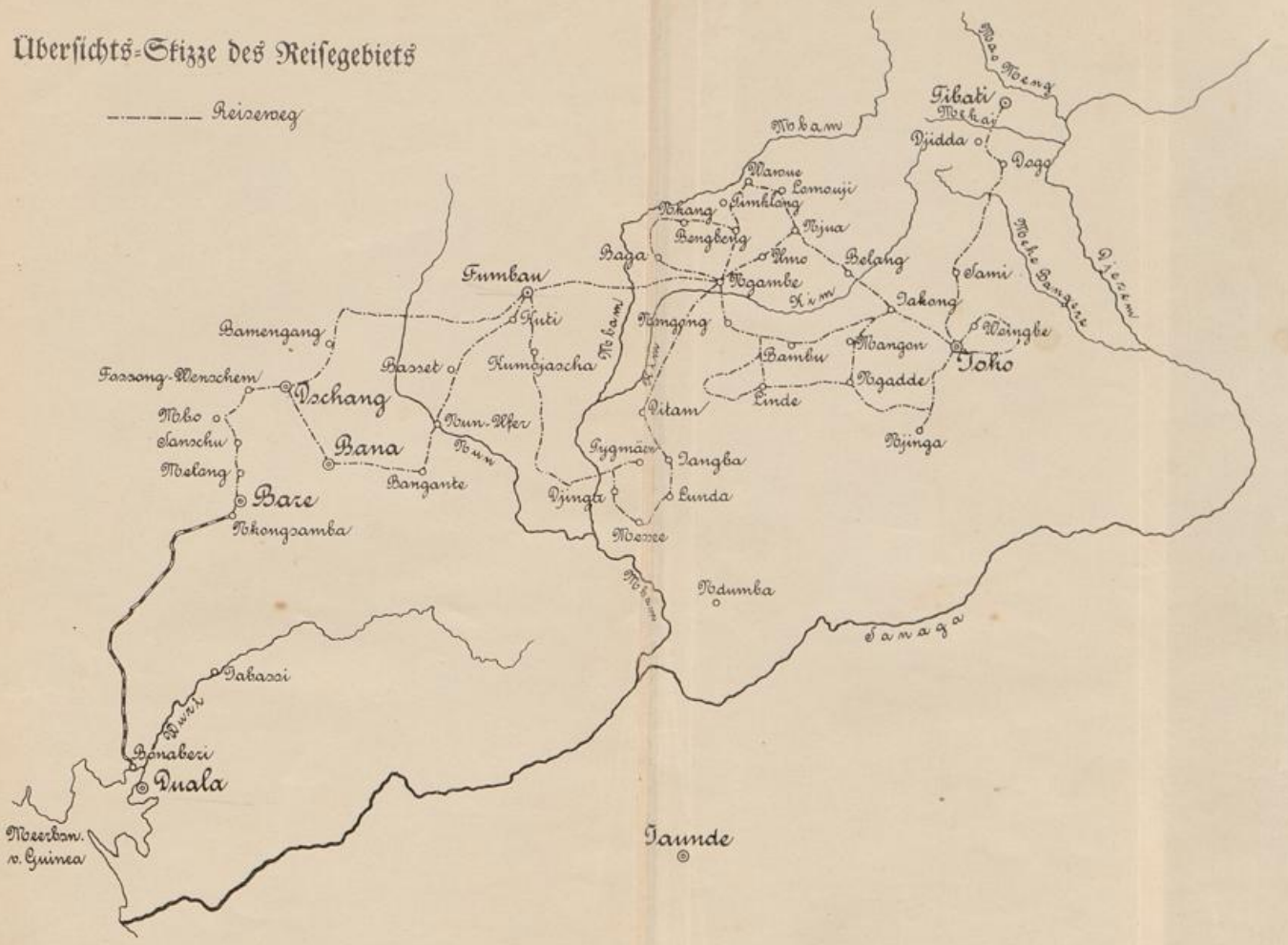
Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn
Berlin SW68, Kochstraße 68—71.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Verlag der Königlichen Hofbu

Übersichts-Skizze des Reisegebiets



Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung, Berlin SW68

Was Afrika mir gab und nahm

Erlebnisse einer deutschen Ansiedlerfrau in Südwestafrika

Von **Margarethe v. Eckenbrecher.** — Sechste Auflage. — 11. und 12. Tausend. — Mit 16 Bildertafeln und einer Karte. — M **4,**—, geschmackvoll gebunden M **5,**—.

Niemand wird das Buch dieser klugen und tapferen Frau ohne Ergriffenheit aus der Hand legen. Die Lektüre ist so genuß- und lehrreich, daß man dem Buch, das eine lebhafte Vorstellung von den Anfängen des Aufstandes in Südwestafrika gibt, allerweiteste Verbreitung wünschen möchte. **Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen**

Briefe eines deutschen Mädchens aus Südwest

Von **Clara Brockmann.** — Mit zahlreichen Abbildungen auf 16 Bildertafeln und einer Karte. — M **4,**—, geschmackvoll gebunden M **5,**—.

Besonders wird die Frauenwelt den Briefen lebhaftes Interesse entgegenbringen, denn die Abschnitte „Welche Frauenberufe bieten sich in Südwest", „Wie kleidet man sich in Südwest", das sind Fragen, die in erster Linie für Frauen bestimmt sind. **Deutsche Kolonialzeitung**

Wo sonst der Fuß des Kriegers trat

Farmerleben in Südwest nach dem Kriege

Von **Maria Karow.** — Zweite neubearb. Auflage. — Mit zahlr. Abbildungen u. einer Karte. — In hübschem Einband M **3,**—

Ein neues eigen- und einzigartiges Buch über Südwestafrika und noch dazu von einer Dame! Es ist das Buch, dessen wir schon lange bedurft haben, um unseren Frauen und Mädchen ein klares, lebenswahres Bild von dem Leben in Südwest zu geben. **Hamburger Nachrichten**

Im dichten Pori

Reise- und Jagdbilder aus Deutsch-Ostafrika

Von **Margarethe v. Eckenbrecher.** — Mit 41 Abbildungen und einer Karte. — M **4,**—, geschmackvoll gebunden M **5,**—.

Überaus anschauliche Schilderungen empfangen wir von Land und Leuten. Frau v. Eckenbrechers Werk ist vorzüglich geeignet, namentlich auch die Frauenwelt für Ostafrika zu gewinnen. Durch die hübschen Bilder erhalten die Schilderungen eine anschauliche Ergänzung. **Universum**

Eine deutsche Frau im Innern Deutsch-Ostafrikas.

Nach Tagebuchblättern erzählt von **Magdalene v. Prince, geb. v. Massow**

Dritte Auflage. — Mit 16 Bildertafeln und einer Karte. M **4,**—, geschmackvoll gebunden M **5,**—.

Ein interessantes, ein liebenswürdiges, ein belehrendes Buch, das weit mehr für die praktische Kolonialpolitik wirkt als die gelehrtesten Abhandlungen. Unsere Frauenwelt sollte es in jedem Hause besitzen. **Vossische Zeitung**

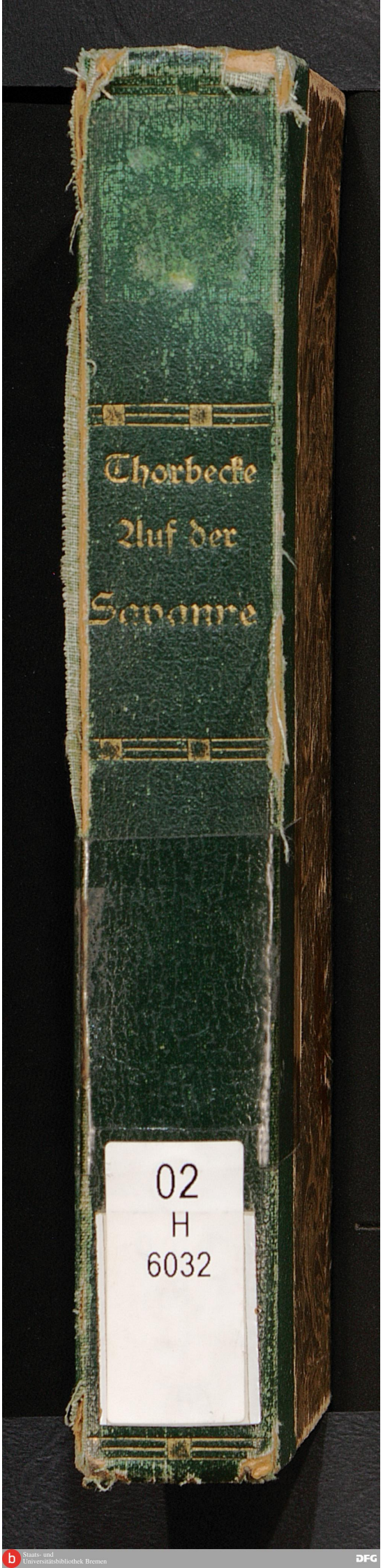
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Staats- und Uni.-Bibliothek Bremen
46$0 00 481 163 1

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG